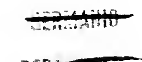
Ernst Zahn's Gesammelte Werke

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart



Ernst Zahns Gesammelte Werke

Erste Serie

Zehnter Band

Firnwind

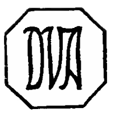


Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Firnwind

Von

Ernst Zahn



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Firnwind soll in diesem Buche wehen,
Wie er frostig durch mein Bergland braust,
Wie dem Volke, dem hier Hütten stehen,
Er den Sinn gehärtet und die Faust.

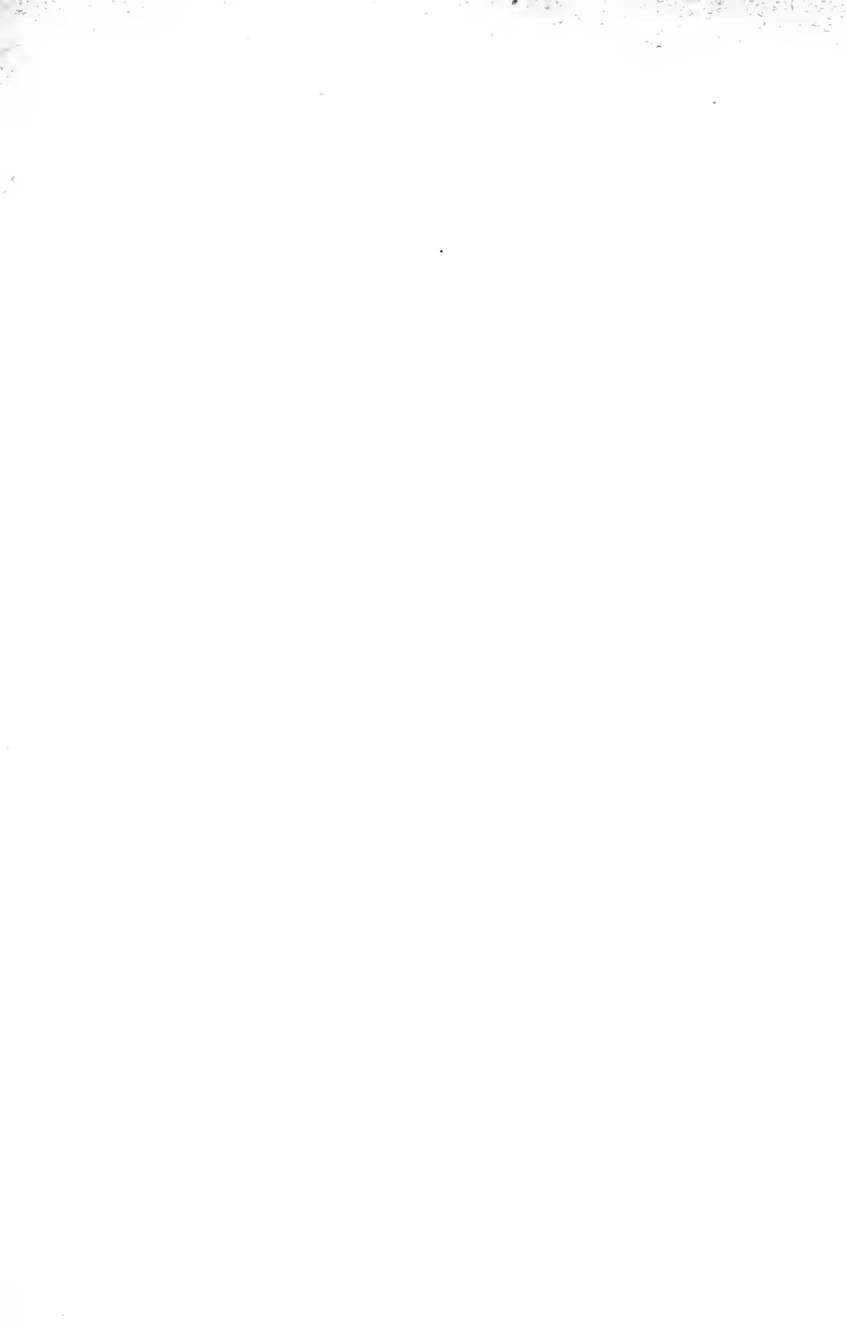
Wie er aufspringt frei und ungelinde,
Wo der Frömmler buckelt und scharwenzt,
Von den Köpfen reißend das Gewinde,
Das sie weiß und tugendhaft umkränzt.

Wie er weht aus mancher Menschen Nähe,
Nicht mehr rauh und kalt, nur still und klar,
Daß ich weiß, wenn ich vorübergehe,
Wie ein lautrer Geist mir nahe war.

Firnwind soll in diesem Buche wehen,
Wie ihn meine Stirne oft gefühlt.
Und mir ist des Lohns genug geschehen,
Wenn ein heißes Haupt sich dran gekühlt.



Inhaltsverzeichnis



Keine Brücke

1906

Erstes Kapitel

Die Sonne fiel in die Fenster. Jedes aus der langen Reihe bekam seinen Teil, nahm ihn durstig auf — denn auf der Johannes-Hofstatt waren die Häuser nicht durch ein Uebermaß von Sonne verwöhnt — und warf ihn treulich in die große niedere Pfarrhausstube. Ein Strahl traf den weißgescheuerten Boden, ein andrer die bauchige Kommode mit dem schweren Messingbeschlag, einer den ovalen großen Tisch mit der gehäkelten Decke, und in einer Ecke setzte sich ein Lichtschimmer dem Gipsenglein an der schönen Stukkaturdecke auf die Stumpfnase. Der junge Pfarrer Ludwig Heß und seine Mutter saßen in einem Schattenwinkel. Aber das Licht einer nach der engen Seitengasse hinausgehenden Scheibe fiel auf beide und auf das alte, große, mit Leder bezogene Sofa, auf dem sie sich niedergelassen hatten, in der einen Ecke der Sohn, in der andern, ein ganzes Stück von ihm ab, die Frau Säckelmeisterin, seine Mutter. Beide führten ein stilles, ernsthaftes Gespräch; der Pfarrer fragte, und die alte Frau gab Antwort. Sie war zu Besuch gekommen, und der Sohn wollte vieles aus dem einsamen Hause am See wissen, in dem er das einzige

Kind gewesen und die Mutter eine Witwe war. Alle Kleinigkeiten wollte er wissen.

„Und die Grite, die Magd? — Und haben die Lärchen schon Nadeln?“ — Und was macht Tiger, der Kater?“

Während er fragte, glitt ein behagliches Lächeln durch sein Gesicht, die verträumt blickenden, merkwürdig hellen blauen Augen leuchteten von einer innerlichen Freude, und manchmal warf er mit einer raschen Bewegung des Kopfes die weiche, blonde Haarsträhne zurück, die sich immer in seine hohe, freie Stirn drängte. Die Frau Säckelmeisterin gab ihren Bescheid, wie er fragte, langsam und lächelnd, saß aufrecht, aber den Rücken an das Sofapolster gelehnt, die schlanken Hände im Schoß. Diese, die weiß gepflegt und vornehm waren, hoben sich wie aus Marmor geschlagen von dem schwarzen Seidenkleide ab, das sie trug. Während ihres Gespräches sahen sie einander nicht an, sagten vielmehr ihre Worte in einer versonnenen Weise vor sich hin, die genugsam die Freude bekundete, mit der sie von Dingen sprachen, die ihnen lieb waren, und die Zufriedenheit, in die der stille Gedankenaustausch sie versetzte. Beide waren jeder Neugier oder Vorlautheit bar und zeigten eine feine Zurückhaltung, so daß diese Menschen zu der sonnigen, einfachen und doch Wohlhabenheit verratenden Stube in schönem Verhältnis standen. Daß sie Mutter und Sohn waren, vermochten sie nicht zu leugnen, denn ihre Gesichter hatten denselben Schnitt, und wenn auch bei dem jungen Pfarrer Mund und Kinn, die bei der Mutter von edler und scharfer Zeichnung waren, durch den

blonden Christusbart verdeckt waren, so ließen sich doch die Linien erraten, und beide hatten die starke gerade Nase gemeinsam, die ein Merkmal des alten Geschlechtes der See-Heß war.

Von dem Hause am See kamen Mutter und Sohn auf die Gesundheit der Frau Säckelmeisterin und auf die Amtstätigkeit des Pfarrers an der Johanneskirche zu St. Felix. Lange aber sprachen sie nicht von dem, was sie am meisten bewegte, kamen dazu erst, als ein Dienstmädchen in sauberer weißer Schürze den Tisch zum Kaffee gedeckt und diesen für den geistlichen Herrn und seinen Gast aufgetragen hatte. Da erhob sich die Frau Säckelmeisterin, strich das graublonde Haar an ihren Schläfen mit den Fingern zierlich glatt und bewegte sich in einer altväterischen Anmut zum Tisch, an dem sich der Sohn ihr gegenüber niederließ. Der Augenblick, während dessen sie aufrecht nebeneinander gestanden, hatte gezeigt, daß der Sohn die zierlich und schlank gewachsene Mutter körperlich um einen Kopf überholt hatte, in seinem Benehmen gegen sie aber lag noch immer eine schöne, wohl kaum in Wirklichkeit bestehende, sondern von ihm frei für gut und dem Alter schuldig befundene Abhängigkeit.

„So kommt sie erst nach Abgang meines Schiffes mit den Kindern zurück, deine Frau?“ begann die Frau Säckelmeisterin und schnitt auf ihrem Teller mit den feinen und starken Fingern geräuschlos ein Stück des gelben Langbrotes ab. Damit hatte sie das Gespräch auf dasjenige gebracht, was die Mutter am meisten beschäftigte. Der Wunsch, einen Blick in das Familienleben des Sohnes zu tun, war immer

der Beweggrund für die nicht häufigen Besuche, die die einsam lebende Frau in St. Felix, der Stadt, machte.

Pfarrer Heß hob den Blick, und ihn auf sein Gegenüber richtend, gab er, wie er ihr schon bei ihrem Kommen bedauernd auseinandergesetzt, Bescheid, daß seine Frau mit den zwei Kindern den Tag bei ihrer Mutter verbringe und von solchen Besuchen erst nach Eindunkeln heimzukommen pflege. „Aber," fügte er rasch aufstehend hinzu, „da fällt mir eben ein, ich könnte Hedwig Nachricht schicken, daß du hier bist, Mutter."

„Nein, nein, laß!" wehrte sie in ihrer bestimmten Art ab. Und er war so an ein kurzes, unverschnörkeltes Ja und Nein der Mutter gewöhnt, daß er von der Tür zurücktrat, der er sich genähert hatte.

„Wir waren auf die liebe Ueberraschung nicht gefaßt," sagte er, während er sich an seinen Platz begab.

„Ich hätte die Kinder wohl gern gesehen," meinte die Frau Säckelmeisterin.

„Wir schicken sie dir wieder einmal über den Sonntag," entgegnete Heß.

„Ja — sieh einmal — nun sind sie während der Woche schon beide nicht mehr zu haben," sagte gedankenvoll die Mutter.

„Freilich, die Zeit geht!" stimmte der Pfarrer bei. „Nun ist Else schon sieben, Johann Jakob schon sechs."

Mit dem kleinen Hin und Her solcher Bemerkungen kamen sie, während sie über ihren Tassen saßen, auf die Vergangenheit zu sprechen und gingen

dabei beide vielleicht unbewußt und unter innerlichem Zwang an der Gegenwart vorbei, von der es sich weniger leicht sprach.

„Vorgestern haben sich die ersten acht Ehejahre erfüllt," sagte Pfarrer Heß.

Die Frau Säckelmeisterin nickte nur. Sie bestrich ihre dünne Brotscheibe mit Butter und schien ganz in die sorgfältige Beschäftigung, die ihre Hände taten, vertieft.

Ihr Sohn lehnte sich in seinen Stuhl zurück, er hatte seine Mahlzeit beendet. „Wir haben gestern noch darüber gesprochen, wie das sich alles so gemacht hat, Hedwig und ich," fuhr er in einem ernsthaften Ton fort, der leiser wurde, je mehr er, in seine eignen Gedanken sich einspinnend, halb zu sich selber zu sprechen begann. „Ich sehe sie noch heute, wie ich sie zuerst im Hause ihres Vaters gesehen habe, die Hedwig. Es war, wie ihr Vater den Schlaganfall hatte, an dem er starb. Sie hatten mich geholt. Ich war noch Helfer derzeit. Sie, Hedwig, hatte allein den Kopf noch klar. Ihre Mutter war wie von Sinnen, der Bruder Karl wußte sich nicht umzutun, lief in dumpfer Verwirrtheit planlos herum. Die zwei Mägde standen und rangen die Hände über das Unglück. Da schien die Tochter, die die Jüngste im Hause war, gleichsam zu erwachen. So zart sie damals war, sie war auf einmal die Starke und Entschlossene, ordnete das und jenes, gab dem Bruder die Fassung zurück und wußte die verzweifelnde Mutter zu beruhigen."

Pfarrer Heß wendete sich seitwärts. Sein Blick ging ins Leere, als sehe er die vor sich, von der er

sprach. Immer noch fuhr er weiter, als malte er für sich selber ein Bild, immer deutlicher, immer noch da ein Licht und dort eines setzend. Es war, wie wenn ihn ein plötzliches und heftiges Bedürfnis triebe, gerade in diesem Augenblick sich neu und deutlich zu erklären, wie es gekommen sei, daß er Hedwig Reimann kennen gelernt und zu seiner Frau gemacht hatte.

Die Frau Säckelmeisterin legte geräuschlos ihr Messer auf den Tisch, wischte die Fingerspitzen an der Serviette rein und ließ den Rücken an der Stuhllehne ruhen. Indessen hafteten ihre klugen Augen auf des Sohnes Gesicht. Sie unterbrach ihn nicht, und ihre Züge blieben so still wie immer, aber sie hörte aus seinen Worten dennoch den seltsamen Fleiß heraus, mit der er sich die Vergangenheit deutlich machte, als wäre heute nicht mehr alles so natürlich an dieser Vergangenheit, wie es damals gewesen war. Und der Blick der Frau Säckelmeisterin wurde schärfer. Eine fast strenge Klarheit kam hinein. Es war nun schon lange Zeit, daß sie mit solchem Blick in das Leben des Sohnes schaute, ohne einer leisen Sorge, die in ihr war, Ausdruck zu geben, ohne bei dem Sohne eine offene Bestätigung für die Begründetheit dieser Sorge zu finden und doch von einer innerlichen Unruhe erfaßt, die sie diesmal früher als sonst zu einer Wiederholung ihres Besuches im Pfarrhause gedrängt hatte.

So plötzlich, wie er in seine Worte und Gedanken sich eingesponnen, erwachte der junge Pfarrer daraus, als er bemerkte, daß die Mutter vielleicht geraume Zeit schon schweigend und untätig dasaß. Es war,

als käme flüchtig ein leises Rot in seine Wangen. Er wechselte das Gespräch, hob mit Lebhaftigkeit von den Kindern zu erzählen an und redete sich bald in Eifer über dem Erzählen kleiner Klugheitsbeweise seines Knaben und in der Schilderung der Anstelligkeit, mit der sein Töchterchen seit wenigen Tagen ihr erstes Strickzeug handhabe.

Zweimal ging dann die schrille Klingel, die Besucher ankündigte. Pfarrer Heß empfing sie in seinem neben der Wohnstube liegenden Arbeitszimmer. Als er dort wieder allein war, rief er, am Schreibtische sitzend, die Mutter zu sich. „Du hast es immer gemütlich gefunden hier," sagte er und hieß sie sich zu ihm setzen. Sie sah nach der Uhr, sprach vom Abgang ihres Schiffes, aber er lachte sie aus. Noch eine ganze Stunde bliebe ihr Zeit, und machte ihr selbst das Kissen im Lutherstuhl zurecht, setzte sie hinein und trat dann zu einem an der jenseitigen Wand stehenden Klavier, dessen Deckel er aufschlug. Ohne ein Wort ließ er sich daran nieder und hob zu spielen an — Chopin, ein Notturno. Er hatte starke weiße Hände, die das Instrument mit einer unaufdringlichen, schlichten und um so innerlicheren Kunst meisterten. Ueber das schöne, dunkle Zimmer lagerte sich eine eigentümliche Stimmung. Es hatte nur ein Fenster nach der engen Gasse hinaus, so lag seine eine Hälfte, in der an der einen Wand der Schreibtisch, an der andern das schwarze Klavier standen, in tiefer Dämmerung. Die Frau Säckelmeisterin saß in der Nähe des Fensters, und ihre schlanke und zierliche Gestalt war voll beleuchtet. Sie saß vornübergebückt, den einen Arm leicht auf die Stuhllehne

gestützt und den Kopf in die Hand gelegt. Das Licht erhöhte den grauen Schimmer ihres hellen Haares und ließ die feine Linie ihres Profils deutlicher erkennen. In ihrem seidenen Kleide und während sie fast regungslos lauschend dasaß, war sie wie das dritte zu den zwei alten Bildern, die an der Wand hingen und die Großeltern des Pfarrers in ihrer altbürgerlichen Vornehmheit zeigten.

Pfarrer Heß spielte. Er saß aufrecht und schlank in schwarzem Gehrock am Klavier. Ueber seinem blonden Kopf auf an der Wand befestigten Konsolen standen zwei weiße Marmorbüsten: Beethoven und Chopin. Etwas von der Melancholie der wundervollen Musik lag über der dämmerigen Stube und ihren zwei Gestalten, aber auch eine große Ruhe und eine unwillkürliche Würde, die von den beiden Menschen ausging. Und es war, als würde jetzt das laut zwischen ihnen, was sie in Worten vorhin nicht sagen konnten, weil es nicht ihre Art war, über dritte zu reden: das, weshalb die alte Frau gekommen war, und das, um dessentwillen der Sohn so eifrig die Vergangenheit hervorgeholt hatte.

Als Heß endete, blieb er einen Augenblick über das Klavier geneigt sitzen. Dann drehte er sich langsam nach der Mutter um und zeigte ihr ein heiteres Gesicht.

„Das ist das Herkommen wert gewesen," sagte sie. „Ich höre dich jetzt so selten spielen."

Damit erhob sie sich und trat in die Wohnstube zurück, nahm den haubenartigen Hut und setzte ihn auf. Der Sohn legte ihr die Mantille um und nahm selbst seinen Hut.

„Du willst mich begleiten?“ fragte sie, und er bejahte.

Seite an Seite verließen sie das Haus. In der Gasse reichte er der Mutter den Arm. Dann schritten die zwei schlanken Menschen langsam durch dunkle steile Gassen abwärts, helleren Straßen und der Dampfbootlände zu. Sie sprachen nicht viel und alltägliche Dinge, kamen manchmal auf die Kinder zurück, und solange sie von ihnen redeten, leuchteten ihre Gesichter auf. Erst als sie schon den See graublau unter helleren, sonnenbeglänzten Wolken liegen sahen, kam Pfarrer Heß wieder auf Amt und Arbeit zu sprechen und vergaß sich im Erzählen. „Ich weiß nicht, warum ich es ihnen so recht mache. Unsre Kirche ist bald zu klein am Sonntag, Mutter.“ Er sagte das in einer schlichten Vertraulichkeit und sah glücklich aus. Die behandschuhte Hand der Frau Säckelmeisterin rutschte ein klein wenig auf seinem Arm und legte sich mit den Fingerspitzen auf die seine, sie sah dabei nicht auf, und doch lag in ihrer Gebärde ein stiller Beifall. Er führte sie über den Schiffsdamm und das Einsteigebrett zu ihrem Platze in der Kajüte. Als er sich verabschiedete, stand er vor ihr wie vor einer ganz großen Dame, mit entblößtem Kopf. „Ich danke dir für den Besuch, Mutter.“

„Schicke mir die Kinder bald,“ sagte sie. „Und komme selbst bald wieder. Und grüße die Kinder von mir.“

„Gewiß, gewiß,“ gab er zurück.

Als er sich schon der Tür näherte, sagte die Frau Säckelmeisterin: „Grüße auch deine Frau.“

Er dankte, nickte ihr zu und ging. Ihre letzten Worte klangen in ihm nach, während er auf Deck und an Land stieg. Sie hatte diese Worte gesagt, weil sie nie die kleinste Höflichkeit versäumte und in ihrem ganzen Leben die Gerechtigkeit selber war, aber er wußte doch, daß nur die Höflichkeit sie gesprochen hatte. Und während er heimwärts schritt, mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen und langsam, sann er darüber nach, wie es sei, daß die zwei Frauen, die ihm im Leben am nächsten standen, einander so fremd waren. Seine Gedanken waren so geschäftig, daß er niemand erkannte, der ihm begegnete, und drei-, viermal spät und zerstreut an den Hut griff, wenn ein Vorübergehender ihn begrüßt hatte. Die Gedanken erzählten ihm eine ganze Geschichte. Die seine! Er kam nicht zu Ende damit, solange er in der Straße ging. Zu Hause fand er jedoch Frau und Kinder noch immer nicht zurückgekehrt. Da setzte er sich in seiner Studierstube in den Sessel, in dem die Mutter gesessen hatte, und spann weiter an dem, was er von der Straße hereingetragen.

Die Sorge hatte die Mutter hergetrieben! Viele Jahre hatte sie diese Sorge schon in sich, aber es war, als wüchse sie mit den Jahren. Wuchs sie noch? Wurden die Zweifel immer größer? Zweifel? Nun war es schon eine Gewißheit: er, der Pfarrer Ludwig Heß, der die Menschen lehren wollte, wie sie glücklich würden, wußte es nicht zu sein! Und weshalb nicht? Er hatte eine völlig sorgenfreie Existenz, zwei Kinder, zwei liebe Kinder, und eine reiche, hübsche, tüchtige Frau. — Wie sie damals

bei des Vaters Tod wacker aufrecht gestanden war, mitten im Jammer und Wirrwarr der andern! Das hatte ihn mächtig gepackt! Er sah sie oft nachher, immer war sie der gute Geist in ihrem Hause. Dann erkannte er, daß er ihr not tat, daß sie mit einer Art Angst dem Tag entgegensah, da er seine Trostbesuche einstellen würde. Er empfand Mitleid. Dann — dann liebte er sie, jung wie er war. Er ließ seinen Eltern, dem strengen und aufrechten Vater, der stillen Mutter gegenüber ein Wort fallen, er gedenke Hedwig Reimann ihnen als Tochter zuzuführen. Die beiden Alten saßen vornehm und gelassen auf ihren Stühlen und lächelten ungläubig.

„Die Tochter des reichgewordenen Weinhändlers — es ist nicht dein Ernst, Ludwig," sagte die Mutter.

„Während du nur auszulesen brauchst unter den alten Familien unsrer Stadt," fügte der steifere Vater hinzu.

Da quoll in ihm etwas heiß auf wie Begeisterung und Entschluß. Die gegenseitige Absonderung der Stände, war das nicht eine Klage in der Stadt, in seiner Zeit! Und er war Prediger, ein Prediger nicht nur des Wortes, sondern des Beispiels! Und er sollte nicht eine Brücke zu schlagen vermögen über die Kluft, die seit zu langer Zeit bestanden, sollte zurückschrecken davor, zu zeigen, daß Menschen Menschen seien, und den Mut nicht haben, das Außergewöhnliche zu tun, nur weil es außergewöhnlich war! Bald sah er Hedwig mit ganz andern Augen an. Er begann sie zu lieben wie seinen Beruf. Etwas Hohes schien ihm an ihr, während sie ihm zugleich wieder wie das Opfer eines un-

gerechten Vorurteils erschien, dem er, der Pfarrer und Menschenlehrer, Beistand schulde. Seine Liebe zu dem Mädchen wuchs mit dem Mitleid für dasselbe und der Begeisterung für seine berufliche Lebensaufgabe. So hielt er dem Mädchen, das ihn wiederliebte, Treue, machte sie zu seiner Braut und Frau.

Der Vater erlebte seine Hochzeit nicht. Ein plötzlich auftretendes Leiden, daß ihn seiner geistigen Fähigkeiten beraubte, hatte ihn schon vor der Verlobung des Sohnes zu keinem Einspruch mehr kommen lassen. Die Mutter aber war eine innerlich zu vornehme Frau, als daß sie nicht das eigne Widerstreben überwunden und versucht hätte, des Sohnes sieghaften Glauben, daß diese Ehe das Rechte sei, zu teilen. Sie mahnte, solange jener unentschlossen war; als sie seinen festen Willen erkannte, sah sie ihn ruhig an und sagte: „Du sollst nicht empfinden, als ob deine Mutter einen Schatten in dein Glück geworfen hätte.“ Und mit einer klugen Hand suchte sie von da an zu diesem Glücke beizutragen, was in ihrer Macht lag. Als die Verlobung stattgefunden, lud sie die zukünftige Schwiegertochter zu langem Besuch nach ihrem stillen Seegute ein und suchte sie in der Umgebung heimisch zu machen, für die sie den Sohn erzogen hatte. Ihre Bedenken schwanden nicht, aber auch ihre Hoffnung hielt noch stand. Die Hochzeit wurde gefeiert. Der Reiz des Neuen, die Sonne, die in die ersten Wochen eines jungen Hausstandes hineinleuchtet, ließ auch Ludwig Heß keine Schatten sehen. Und als später kleine Bedrängnisse und Zweifel kommen wollten, kamen die

Kinder und brachten ein neues Licht mit sich ins Haus, dessen Helle alles andre verdrängte. Nur die Frau Säckelmeisterin stand längst schon mit sehenden Augen beiseite und wußte, daß die Tage der Enttäuschung für den Sohn langsam, aber stetig näher kamen. Und nun? — Pfarrer Heß lebte die Tage der Enttäuschung. Langsam lebte er sich hinein, wie er in die des Glückes sich hineingelebt hatte. Daß er das tat, dafür war ihm der Besuch der Mutter Beweis, die die Sorge hertrieb, die wachsende Sorge.

Heß legte den Kopf in die Hand und sah vor sich nieder. Aber er war kein Schwächling. Die Brücke, die er hatte bauen wollen, war noch nicht vollendet, die Kluft noch da. Aber konnte nicht immer noch werden, was noch nicht war? Es galt nur den Mut nicht zu verlieren! Und den Mut besaß er noch. Er erhob sich mit einer raschen Bewegung. Mit dem Gefühl der Hoffnung, das in ihm aufsprang, kam ihm die Fröhlichkeit zurück. Seine Wangen röteten sich, so frei und gut war ihm zumute.

Da scholl die Klingel. Kinderstimmen klangen unten im Flur. Seine Familie kam zurück.

Zweites Kapitel

„Du hast zwei Teller zuviel aufgelegt, Hedwig," sagte Pfarrer Heß zu seiner Frau, als er am Sonntag morgen zufällig aus seiner Studierstube trat und sie dabei fand, den Tisch in der Wohnstube zu decken.

Sie errötete jäh bis unter das schöne blonde Haar. „Ich vergaß ganz, dir zu sagen — Pfarrer Schwarzmann kommt doch auch mit seiner Frau," sagte sie, sah nicht auf und deckte eifrig weiter.

„Schwarzmann?" fragte Heß.

Eine Silbergabel klirrte auf den Tisch. „Ich habe heute früh hinübergeschickt und sie bitten lassen," sagte Frau Hedwig. Nun sah sie den Gatten an. Das Rot in ihrem ebenmäßigen, starken Gesicht vertiefte sich noch. „Ist es dir nicht recht?" fügte sie hinzu. In ihrem Ton war eine leise Ungeduld.

„Gewiß," antwortete er ruhig und ging in seine Stube zurück.

Die Frau Pfarrer setzte ihre Arbeit fort, ging von Tisch zu Schrank, von Stube zu Küche. In ihrer Stirn war eine Falte und die Anmut ihrer Züge durch ein zorniges Spiel der Augen und des Mundes gestört. Wenn sie die Tür schloß, krachte sie, und als sie die Gläser aufnahm, faßten ihre festen, aber wohlgepflegten Hände so hart zu, daß eines davon in Scherben zerfuhr. Ihr Fuß stampfte den Boden. Die Haltung ihrer kräftigen, geraden Gestalt ließ erkennen, wie der Zorn sie immer mehr übermannte.

Das Scherbenklirren rief Pfarrer Heß aufs neue herbei, und durch die andre Tür steckten die zwei Kinder die Köpfe. Else, das siebenjährige Mädchen, kam herein und las die Scherben zusammen.

„Ist es dir ausgeglitten, das Glas, Mutter?" fragte das Kind.

„Ich habe mich nur geärgert," sagte Frau

Hedwig und sah ihren Mann mit den scharfen blauen Augen an, so daß leicht zu erraten war, über wen sie sich geärgert hatte.

Pfarrer Heß legte die Hände auf die Schulter seines Knaben und führte ihn ins Nebenzimmer.

„Du magst auch kommen nachher, Else," sagte er zu dem Mädchen. „Es ist ein neues Buch da, das euch gefallen wird." Er lächelte dazu. Das ärgerliche Wort Frau Hedwigs war wie störender Staub mit geschickter Hand hinweggewischt.

Als die Kinder über dem Buche saßen, kam er zurück. Die Tür der Studierstube zog er hinter sich ins Schloß. „Du hast dich geärgert?" fragte er gelassen seine Frau, die noch am Silberwandschrank hantierte.

„Soll ich mich etwa nicht?" fuhr sie laut und heftig auf.

„Die Kinder sind in der Nähe," mahnte Heß leise, aber bestimmt.

Da dämpfte sie die Stimme, aber jedes Wort klang heftig, als sie fortfuhr: „Meinst du, ich habe nicht verstanden, was dir vorhin nicht recht war?"

Heß setzte sich an den Tisch und sah sie an. „Mußte ich nicht überrascht sein, daß du Gäste gebeten hast, ohne daß ich davon wußte?" fragte er.

Frau Hedwig vermied noch immer seinen Blick. Mit starken Schritten ging sie hin und her. „Natürlich, natürlich," sprach sie mit verhaltenem Spott und Zorn vor sich hin. „Ich weiß ja, daß du niemand am Tisch haben willst, wenn meine Leute kommen."

„Hedwig!" mahnte Heß.

„Sie sind dir nicht gut genug. Ja, laß mich es nur sagen, und glaube nicht, daß ich es nicht weiß, wie sie dir nicht gut genug sind."

Nun war ihr Ton wieder laut. Sie kümmerte sich nicht, wer ihr Schmälen hörte. Die herabhängenden Hände geballt, stand sie da mit glühendem Gesicht. Ihre Augen schimmerten von Tränen. Sie sah schön aus, wie sie so zürnend, stark und aufrecht in ihrem dunkeln Hauskleide und die weiße Schürze vorgebunden, dastand.

„Ich habe dir nie Anlaß gegeben, das zu denken, was du eben sagtest," sprach Heß.

Sie wollte antworten, aber er erhob sich. „In einer halben Stunde kommen die Gäste," sagte er. „Ich denke, wir zeigen ihnen nicht, daß wir den Sonntag mit Zanken angefangen haben!" Er trat an sie heran, nahm ihre Hand und hielt sie wider ihren Willen fest. „Sei vernünftig," sagte er mit einer tiefen Stimme, „es ist uns doch beiden nicht wohl, wenn Unfriede ist."

Sie sah zu Boden, schmollte noch; aber seine Ruhe überwand doch ihren Groll. Da ließ er sie und ging zu den Kindern hinüber. Er setzte sich zwischen diese, die über einem Buche saßen, und legte einen Arm um sein blondes Töchterchen und den andern um den Knaben. „Gefällt es euch?" sagte er.

Sie blickten ihn mit einer leisen Scheu an, hatten die heftigen Worte der Mutter gehört, und eine Gedrücktheit war in ihrem Wesen; aber als sie sein Gesicht hell sahen, als ob nichts geschehen wäre, fanden sie rasch ihre Munterkeit, rühmten mit er=

regter Freude das Buch, eine Bilderbibel, und wollten vieles wissen, was sie nicht verstanden. Pfarrer Heß erklärte ihnen Bild um Bild. Zuweilen streifte seine Wange die weiche weiße des kleinen Mädchens. Dann wieder begegnete sein Blick den braunen aufmerksamen Augen des Knaben, der des Großvaters Namen, Johann Jakob, trug. Aber während er der Kinder Nähe fühlte und zu ihnen sprach, waren seine Gedanken noch bei dem Vorfall von vorhin. „Euer Glück ist bald sprichwörtlich," hatte jüngst ein Freund ihm versichert und davon gesprochen, wie von des Pfarrers schöner Häuslichkeit in weiten Kreisen der Stadt die Rede gehe. Wenn der heute, vorhin, in die Stube gesehen hätte! Solche Zwistigkeiten ereigneten sich nicht oft, aber sie zeigten die Kluft, die er hatte überbrücken wollen, offen, immer offen!

Nach einer Weile trat Frau Hedwig ins Zimmer. Ihr Gesicht trug noch immer einen Ausdruck der Verstimmtheit; aber sie gab sich Mühe, sich zu überwinden.

Heß erhob sich und schob den kleinen Johann Jakob auf die Eingetretene zu: „Gib ihr einen Kuß, deine Mutter." So erleichterte er ihr das Einlenken. Er entfernte sich darauf, um den Wein für seine Gäste zu besorgen. Als er nach einer Weile mit einigen staubigen Flaschen ins Wohnzimmer trat, fand er Hedwig beschäftigt, der blonden Else die blaue Schleife neu in das offen über den Rücken fallende Haar zu binden. Er warf ein paar Worte hin: Recht so, schön machen sollten sie sich noch! Da nahm auch Frau Hedwig den leichten Ton wieder

auf, zupfte an Elses weißem Kleid und dann an des kleinen Johann Jakob braunem Samtanzug und meinte, ob sie nicht hübsch aussähen, die Kinder? Sie erhob sich dann selbst und trat vor den an der einen Wand in altem Goldrahmen hängenden Spiegel. Dort steckte sie eine Nadel in ihrem eignen reichen Haar fester und hatte ihre gute Laune wieder. Als sie sich umwendete, stand sie einen Augenblick zwischen den beiden Kindern, auf eines jeden Schulter eine Hand gelegt. Sie waren eine liebliche Gruppe. Frau Hedwigs Gesicht war wie von Milch und Blut, und ihr Töchterchen schien die schönen Farben von ihr geerbt zu haben, während der Knabe mehr das schmale und blassere Antlitz des Vaters hatte, in dem die ernsthaften braunen Augen doppelt groß erschienen.

Jetzt tönte die Klingel an der Haustür, und Stimmen wurden auf der Treppe laut. Die Kinder sprangen den Ankommenden entgegen, und Heß trat mit seiner Frau unter die Tür, sie zu erwarten. Ueber die breite, dunkelgebohnte Treppe mit der schönen gedrechselten Lehne stieg eine kleine dicke Frau herauf, die einen für ihr Alter zu bunt aufgeputzten Hut und eine spitzenbesetzte Mantille trug. Ein Mann Ende der Zwanziger folgte ihr, hatte graues Sommergewand an und einen weißen Strohhut auf dem derben Kopf.

„Guten Tag, Kinder," keuchte Frau Reimann. „Eine Meinung ist es, den Weg da herauf zu euch zu machen, wenn man keinen Atem hat." Und sie landete pustend und erschöpft auf der Höhe der Wohnstube.

Pfarrer Heß und seine Frau begrüßten Mutter und Bruder. Frau Hedwig half jener aus Hut und Hülle und schälte damit ein rundes, rotbackiges Menschenwesen heraus mit niederer Stirn und spärlichem, nach dem Hinterkopf zu einer winzigen Zopfschnecke gespanntem Haar. Inzwischen traten die Männer in die Stube. Die Kinder aber eilten nochmals treppab; die Klingel hatte eben zum zweitenmal durch das Haus heraufgerufen. Heß und sein Schwager schritten durchs Zimmer bis an die Fensterwand, wo sie angelehnt und im Gespräch begriffen stehenblieben. Schon in den wenigen Schritten aber, die sie über den Boden getan, lag der Unterschied im Wesen der beiden Männer. Heß hatte einen ruhigen, elastisch-geräuschlosen Schritt, Karl Reimann trat hart und mit schweren Schuhen auf und hieb den Fuß an einen der Stühle, an denen er vorüberging. Er hatte ein bartloses rotes Gesicht mit derben Zügen und kleinen Augen. Er trug feines Gewand mit guter Art, nur seine Stimme war rauh, und er gebrauchte im Gespräch mit Vorliebe kräftige Ausdrücke, darob der Wohllaut seiner Rede einigen Schaden litt. So war es gewiß, daß der schöne Sonntag nicht an Schönheit gewann, wenn er erklärte, es sei schweinsmäßig schön im Freien.

Frau Reimann trat jetzt mit Hedwig ins Zimmer und setzte sich in den Stuhl, den Pfarrer Heß ihr hinstellte. Sie errötete dabei, empfand immer ein Unbehagen in des Schwiegersohnes Nähe, so aufmerksam derselbe gegen sie sich zeigte, oder vielleicht weil er es war. Die beiden noch fehlenden Gäste

waren inzwischen über die Treppe heraufgestiegen, wurden von Heß und Frau Hedwig bewillkommt und in die Stube geleitet. Eine allgemeine Begrüßung fand statt. Dann setzte man sich zu Tische. Die Magd trug die Suppe auf, und als Frau Hedwig letztere geschöpft hatte, sprach der kleine Johann Jakob das Tischgebet. Mit geneigten Köpfen saßen alle da. Der kleinen Else fielen die goldenen Locken über die Schultern vor, so war ihr demütig geneigtes Gesichtlein doppelt lieblich zu sehen. Karl Reimanns Augen gingen während des Gebetes spazieren, so daß er wohl nicht manches Wort von denen, die das Kind sprach, hörte. Um so tiefer gebückt saß Pfarrer Schwarzmann, der von großer und starker Gestalt und ein schöner Mann mit einem vollen grauschwarzen Bart war. Als der Knabe das Amen sprach, hob Schwarzmann den Blick zur Decke wie das Huhn, das getrunken hat. In diesem Blick aber war etwas, was die Ehrwürdigkeit und Schönheit seines Gesichtes störte. Er kam aus kleinen, sonderbar hell, fast gelblich schimmernden Augen und war wie ein Messerlein scharf.

Nun hob die Mahlzeit an. Frau Hedwig ging zwischen Küche und Stube hin und her. Sie hatte an der Zubereitung der Speisen großen Anteil und wußte sie zierlich gelegt auf den Tisch zu bringen, nahm auch schon nach den ersten paar Bissen ein „Gut ißt man wieder einmal bei euch!" ihres Bruders ein, dem ein nachdrückliches Zustimmen seitens des geladenen Pfarrerehepaares folgte. Eine eifrige Unterhaltung gedieh darauf, und während die beiden

Kinder still und gesittet auf ihren Stühlen saßen, war es vergnüglich zu sehen, wie die Erwachsenen, jedes nach seiner Eigenart, am Gespräche Anteil nahmen. Da war zuerst der Unterschied der Stimmen. Diejenige Reimanns übertönte alle andern und schien mehr auf ein rauchiges, menschenvolles Bierlokal berechnet als auf die niedere Stube. Aber auch Frau Hedwig sprach laut und hatte eine der des Bruders verwandte Art zu lachen und unbekümmert um das Reden der andern mit den eignen Worten dazwischenzufahren, obwohl sie sonst in Gebärde und Haltung die Dame zu wahren verstand. Pfarrer Schwarzmanns Stimme klang voll und tief. Er hatte eine schleppend salbungsvolle Art zu sprechen, so daß sein Wort wie eine Glocke tönte, bei der der Schwengel Zeit braucht, von der einen Erzwand zur andern zu kommen. Um so knapper, klarer und kürzer sprach seine Frau, die lang, hager und steif auf ihrem Stuhl saß, die scharfe, bleiche Nase ein wenig hoch hob, als ob es eine Herablassung bedeute, daß sie an diesem Tische sich niedergelassen, und zu Pfarrer Heß eine wärmere Art hatte als zu den Reimanns. Sie war eine Deutsche und hatte eine adlige Mutter, deren Blut sie spürte. Sie liebte es auch, andre empfinden zu lassen, daß dieses Blut in ihr war, und die kleine Frau Reimann, die neben ihr saß, rückte unbehaglich auf ihrem Sitz, wenn jene von ihrer steifen Höhe herab das Wort an sie richtete. Die letztere war eine harmlose Frau, die den lauten Sohn ebenso bewunderte wie die schöne Tochter, auch heimlich auf den Schwiegersohn stolz war. Sie redete nicht

viel, und wie sie saß auch Pfarrer Heß eine Weile schweigsam auf seinem Platz. Nur zuweilen klang seine klare Stimme zwischen die andern hinein und hatte einen Tonfall, der durch seine Ruhe und schöne Gedämpftheit sich von jenen unterschied, so daß sie in ihrem Eifer etwas Klapperndes, seine Stimme aber einen seltsamen Wohllaut hatte. Allmählich brachte er dann die Unterhaltung an sich und wußte sie von den Stadtneuigkeiten, von denen seine Frau und ihr Bruder berichteten, und von dem Lieblingsthema Pfarrer Schwarzmanns, der wachsenden Glaubenslauheit, abzubringen und auf kluge und schöne Dinge, die Vorträge eines bekannten Gelehrten, auf Musik, auf die in Sommerfülle prangende Natur zu leiten. Die Frau des Kollegen folgte ihm dabei am willigsten und zeigte sich in manchen Dingen wohl unterrichtet, so daß geraume Zeit, während zwischen ihr und ihm Rede und Widerrede ging und die andern verstummten, urplötzlich ein andrer Ton am Tische herrschte und feine und wohlgesetzte Worte hohe und scharfsinnige Gedanken zum Ausdruck brachten.

Da wollte Frau Hedwig das Gespräch langweilig werden, und sie schob in einer Pause, die entstand, die laute, an Pfarrer Schwarzmann gerichtete Frage zwischen die Worte der andern: „Hatten Sie viele Leute in der Kirche heute, Herr Pfarrer?"

Nun war es eine allgemeine und auch ihr bekannte, von dem Schwarzmannschen Ehepaar bitter empfundene Tatsache, daß der Pfarrer seit geraumer Zeit vor leeren Bänken predigte, während, wenn

Heß sprach, die Kirche selten groß genug war. Frau Hedwigs Bemerkung war daher unbesonnen und wenig rücksichtsvoll, und eine Stille folgte ihr, die lästig hätte werden müssen, wenn nicht Pfarrer Heß, rasch ablenkend, aufgestanden wäre und, eine beiseitestehende Weinflasche ergreifend, ihren Inhalt als etwas Besonderes gerühmt und den Gästen kredenzt hätte. Schwarzmann setzte das Glas zum Munde und versuchte mit Kennermiene, überwand damit den Zorn, der einen Augenblick in ihm lebendig gewesen, obgleich sein feierliches Gesicht nichts davon verraten hatte, und sagte dann gelassen und mit Salbung: „Die Kirche war leer, meine liebe Frau Pfarrer, sehr leer."

„Es hat jeder seine Zeit, in der er in Mode ist," fügte seine Frau spitz hinzu.

„Meine Frau hat nicht unrecht," ließ Schwarzmann sich wieder vernehmen. „Es hat eine Zeit gegeben, zu der ich eine zehnfach größere Gemeinde hatte."

Heß nahm Gelegenheit, das gute Wort beizufügen: „Die Gemeinde der Kirchgänger macht es nicht aus. Hinter ihnen stehen die, die wir zu Hause finden müssen, und da, Kollege, ist Ihr Gebiet wohl größer als das meine."

Er sprach das, ganz zu Schwarzmann gewendet, in einer natürlichen und fast geschäftlichen Weise, so den Worten für die übrigen die Bedeutung einer Rechtfertigung des andern nehmend, vor diesem aber gleichsam das Haupt zu einem achtungsvollen Gruß entblößend, die dem Aelteren von seiten des Jüngeren wohltun mußte.

Frau Hedwig war innegeworden, daß sie sich eine Blöße gegeben hatte, und saß mit halb verlegenem, halb zornigem Gesichte da. Ihr Bruder aber hob an, einen derben Spaß zu erzählen, wie er am Wirtstisch über Bier und Karten wohl hingenommen werden konnte. Da begannen Pfarrer Heß' Nasenflügel leise zu zittern. Der Atem wurde ihm eng und er fühlte, wie das Blut einer heimlichen Scham ihm langsam zu Kopf drängte. Während er dann auch den übeln Eindruck der Erzählung seines Schwagers durch eine Zwischenbemerkung zu verscheuchen bestrebt war, empfand er eine heftige Unruhe und qualvolle Verlegenheit, wie sie den Weltgewohnten sonst nicht ankam. Mußte er nicht fortwährend gleichsam im Schilderhaus stehen, um törichte oder unpassende Worte seiner Verwandten abzufangen und zu vertuschen?

„Wollen Sie uns nicht etwas spielen, Herr Pfarrer?" fragte in diesem Augenblick Frau Schwarzmann. Sie mochte erkennen, daß die Unterhaltung schleppte und Ablenkung not tat.

„Gewiß," antwortete Hedwig rasch und laut an Stelle ihres Mannes. „Wir nehmen den Kaffee in deinem Zimmer, Ludwig," wandte sie sich an diesen, und als auch Schwarzmann ihn in höflicher Weise bat, konnte Heß nicht anders, lächelte und meinte: es sei freilich nicht die Stunde für Musik, die in den hellen Morgen oder den dämmernden Abend gehöre, aber wenn sie es wünschten — — Und er erhob sich.

Alle verfügten sich darauf in die Nebenstube. Frau Hedwig bereitete auf kupferner Maschine sorg-

fältig den Kaffee und trug ihn hinein, wo die andern noch plaudernd beisammen saßen. Heß trat in das Wohnzimmer zurück, um aus einem Schrank Zigarren für die Herren zu holen. Seine beiden Kinder standen an einem der Fenster und sahen auf die Straße nieder, kicherten und tippten mit ihren kleinen Fingern an die Scheiben. Das Tageslicht quoll schön und reich über ihre beiden Köpfe, und klar zeichnete sich das liebliche Oval ihrer weißen Gesichtlein wider die Helligkeit. Da zwang es Heß, daß er zu ihnen trat. Er legte die Hände auf ihre Schultern, und sie blickten halb belustigt, halb verwundert an ihm hinauf. „Was seht ihr da draußen?" fragte er leise, und sie lachten nach Kinderart und wußten keine Antwort. Als aber ein sinnender Ausdruck in des Vaters Augen sprang, verging auch ihnen das Reden und staunten sie gleich ihm eine kleine Weile still hinaus. Heß aber war es, als ob er nicht mehr über die Schwelle der Nebenstube zurück könnte. Man hörte die Stimmen der andern durch die nur angelehnte Tür. Sie mochten sich wundern, wo er bliebe. So mußte er wohl hinüber! Aber es kam ihm wie eine Entwürdigung vor, daß er ihnen spielen sollte. Er sah sie alle schon sitzen: die Schwiegermutter mit gelangweiltem Gesicht, mühsam den Schlaf verbeißend, dem sie nach Tisch sich hinzugeben pflegte. Manchmal vergaß sie sich und gähnte offen. Er kannte das. Karl, sein Schwager, saß dampfend in seinem Stuhl. Jetzt blickte er aus dem Fenster, und jetzt summte er ein paar Töne nach, die er, Heß, spielte, und dann sog er wieder an seiner Zigarre,

daß ein Qualm zur Decke fuhr. Und — seine Frau — sie auch, er wußte es — sie bat die Gäste zu seiner Musik, weil es zur Unterhaltung gehörte, ihr selber aber war es eine Qual, zu sitzen und zuzuhören, und mitten unter seinem Spiel würde sie versuchen, mit Frau Schwarzmann eine Unterhaltung zu beginnen. Er hörte das alles vorher. Und — plötzlich wie Wellen einer Wildflut kam ihm die Erkenntnis wieder, daß ein Unglück in seinem Leben war, lange schon dräuend, immer mächtiger anwachsend. Es wurde ihm zumut wie einem in einem Sumpfe langsam Versinkenden. Jetzt fühlte er den Schlamm an der Brust! Eng wurde ihm, ersticken wollte es ihn. Da nahm er sich gewaltsam zusammen. Was kam ihn an? Was wuchs da herauf? Hatte er nicht die Pflicht, Herr zu werden über Bedenken und Aergernis wie diese, die sich erst regten, nachdem es zu spät war, viel zu spät! Er faßte seinen Knaben an und hob ihn auf, hoch, bis das runde, schöne Gesichtlein dem seinen nahe war und die braunen Augen den seinen begegneten. Mit der Anstrengung, die mit dieser Bewegung verbunden war, überwand er auch den Streit in seinem Innern.

Drüben stand Frau Hedwig in der Tür, ungewiß, ob sie lachen oder zürnen sollte: „Wo bleibst du denn?“ fragte sie.

Da setzte er den Knaben zu Boden und wendete sein ruhiges Gesicht ihr zu. „Ich komme eben,“ antwortete er, nahm die Zigarren und ging hinüber, vor ihnen zu spielen, vor — vor den Leuten in seinem Zimmer.

Drittes Kapitel

Pfarrer Ludwig Heß war bei allen, die ihn kannten, beliebt. Zu seinen Predigten liefen die Leute aus andern Gemeinden zahlreich herbei, und wenn sie aus der Kirche kamen, so mischten die Heimkehrenden in das Gespräch über das, was er gesagt hatte, die Meinungsäußerungen über sein Aussehen und seine überlegene Persönlichkeit. Sie nannten ihn über seine Jahre ernst und hohen Vertrauens würdig, lobten seine klare, weithintragende Stimme, seinen gütigen und doch scharfen Blick, machten ein Wesens daraus, wie wohl ihm der schwarze Talar stände, der seine allzu schlanke Gestalt breiter erscheinen lasse, rühmten seine schöne Stirn, den hellen Bart und die weiße, feine Hand, mit der er oft in ruhiger Bewegung seinen Worten Nachdruck gebe. Aber nicht nur die Kirchgänger sprachen von ihm; die Kinder auf der Straße kannten ihn und liefen, ihn zu grüßen, waren scheu von einer Art Ehrfurcht, die er ihnen einflößte, und doch kaum, daß sie ihn verließen, glücklich, ihm begegnet zu sein. Er wußte mit einem Wort, mit einem Lachen ihnen wohlzutun. In den Häusern, die er in seiner Amtseigenschaft besuchte, sah ihn jeder gerne kommen. Die Vertreter der alten Geschlechter der Stadt, die für sich eine Art Adelskaste bildeten, grüßten ihn als ihresgleichen und gaben ihm einen Vorrang vor den meisten seiner Kollegen, sahen ihn an ihren Gesellschaftsabenden und bei

Tische und leisteten ihm eine Gefolgschaft, die einen älteren Mann hätte eitel machen können. Aber auch die Bürger des Mittelstandes freuten sich seiner Besuche, stellten ihm mit linkisch verlegener Höflichkeit den besten Sitz hin, den ihre Stube hatte, und fanden, daß dieser Stube durch den Gast eine Ehre geworden, die lange nachhielt, sprachen tagelang davon: „Da hat er gesessen, der Herr Pfarrer! Das und das hat er gesprochen!“ Und dann fügten sie mit der Verlegenheit, die sie ihm gegenüber gehabt hatten, hinzu: „Ein vornehmer Mann ist er, dieser Pfarrer Heß.“

Im Quartier der Johannes-Hofstatt gab es verhältnismäßig wenig Arme. Dennoch hatte Heß in manchen dürftigen Haushalt zu sehen, und er verstand es auch hier, wo der Standesabstand ein so großer war, den Ton zu finden, der den sonst leicht unzufriedenen Arbeiter nicht verschlossen und mürrisch, sein Weib nicht scheu und wortkarg machte. Mancher Werkler, der einen verbissenen Groll im Gesicht, oder höhnisch lächelnd an den Reichen der Stadt grußlos vorüberschritt, zog den Hut freudig und tief vor dem jungen Pfarrer von St. Johannes, und die harten Frauen dieser Männer, die das Darben und widrige Lebensumstände bitter, mißtrauisch oder störrisch gegen andre gemacht hatten, wurden ihm gegenüber mitteilsam und hatten Vertrauen zu ihm, ließen ihn tief in ihre schlichten, selten schwer zu entwirrenden Schicksale sehen, und wenn ihr einfacher Sinn den Weg aus einer Wirrnis nicht fand, und sie gleichsam dumpf und vor die Stirn geschlagen standen, faßten sie mit ihren

rauhen, zerarbeiteten nach seiner schlanken Hand behutsam und bescheiden und ließen sich einen Weg von ihm weisen, so daß er, dessen Straße hoch über der ihren ging, oft zum Lehrer und Führer für sie geworden war. Diese Frauen waren es auch, die sich wunderten, daß seine Gattin sich ihnen nicht zeigte. Andre Pfarrersfrauen gingen auf dem Gebiet der Wohltätigkeit ihren Männern zu seiten, hier aber war nur er der Vermittler der Hilfe, die er seinen Armen zuleitete. Sie sei eine peinlich genaue und tüchtige Hausfrau, sprachen die armen Frauen von Frau Hedwig, und ihr Haushalt nehme sie so ganz in Anspruch, daß sie für andres nicht Zeit finde. —

Von einem Besuche in drei Häusern heimkehrend, stieg Pfarrer Heß die enge und dunkle Spiegelgasse gegen die Johannes-Hofstatt hinauf. Der Zufall hatte gewollt, daß das erste ein Patrizierhaus, das zweite das eines Bürgers, das dritte eines Taglöhners Hütte gewesen war, und er trug das Gefühl mit heim, in allen dreien ein gerngesehener Gast gewesen zu sein. So erfüllte ihn die Befriedigung wohlgetaner Pflicht. Sein Schritt war leicht. Ein Ausdruck von Freude stand in seinem ernsten Gesicht.

Es wölbte sich noch immer und wie seit Wochen ein blauer Himmel über der Stadt und lag ein klares Licht über dem gepflasterten Freiplatze, der Hofstatt. Die hohen, alten Häuser hatten ein freundliches Ansehen. Zur Linken ragte die Johanneskirche mit ihren schönen breiten Vortreppen hoch auf ins Licht. Ihr Turmkreuz glänzte, und an dem uralten Gemäuer

floß es nieder wie Gold. Ludwig Heß trug die Klarheit des schönen Tages und die andre, die in seinem Innern war, hinein in sein Pfarrhaus. Mit raschem und frohem Griff öffnete er die schwere Tür. Die Sonne kam ihm nach und floß über die roten viereckigen Steinplättchen des Flurs, ihn wärmend und verschönend. Aber als die Tür ins Schloß fiel, war die Sonne fort, und der Flur und hinten die dunkle Treppe mit dem schweren Holzgeländer wurden düster wie immer. Dann klang eine Stimme, laut und scharf. Frau Hedwig erteilte oben der Magd einen Verweis. Da hielt Heß unwillkürlich im Hinaufsteigen inne. Sein Herz klopfte, als ob ihm die langgewohnte Treppe Mühe mache. Und der feierliche Friede, den er mit in sein Haus hineingenommen, war nicht mehr da. So sehr bedrängte ihn die laute Art seiner Frau! Er erschrak selbst über das Gefühl, das ihn beim Ton der Stimme durchzuckte. Er hatte nicht gewußt, daß sie schon störend in das hineinklang, was sein Leben friedlich und ausgeglichen machte.

Mit dem Empfinden, daß er ihr etwas abzubitten habe, begrüßte er nachher Frau Hedwig oben an der Treppe. Sie sah gut aus, stattlich und frisch. Ihre blauen Augen blitzten noch von dem Aerger, den sie eben über ihre Magd hatte kommen lassen. Heß gab ihr die Hand, und als sie ihm den Hut abnahm, legte er den Arm um ihre Hüfte. „Bin ich lange fort gewesen?“ fragte er.

„Es ist Besuch da,“ erwiderte sie statt der Antwort, und als sie darauf nebeneinander in die Wohnstube traten, erhoben sich vom Sofa zwei schwarz-

gekleidete Frauen, bei denen der kleine Johann Jakob und sein Schwesterchen gestanden und wohl mit ihnen sich unterhalten hatten. Heß erkannte in der älteren der beiden Gäste die Witwe eines vor einem halben Jahre verstorbenen Landarztes, der einem alten, aber armen Patrizierhause der Stadt entstammt, sich aber in einer ausgedehnten Praxis zu seinem alten Namen reichlich auch die Mittel erworben, diesen in Ehren zu tragen. Doktor Ziegler hatte einen großen Ruf besessen, so daß das Seltsame sich ereignet, daß seinethalben die Stadt zuweilen das Land gesucht hatte. Ludwig Heß' Vater hatte große Stücke auf den ihm befreundeten Arzt gehalten, und der Zufall wollte es, daß in einer Kuranstalt, die dieser errichtet hatte, auch der Vater Frau Hedwigs einmal einige Wochen Aufnahme gefunden. So war Frau Ziegler weder dieser noch ihrem Mann eine Fremde. Die hohe, früh weiß gewordene Frau, die in ihrer äußeren Erscheinung eine schlichte Vornehmheit, in ihrem bleichen Gesicht einen Zug herber, aber unaufdringlicher Trauer hatte, stellte Heß ihre Begleiterin als ihre Tochter Angelika vor und wollte, nachdem man sich gesetzt hatte, zu erzählen anheben, was sie herbringe, als Frau Hedwig sie unterbrach und zu erklären begann, das junge Mädchen wolle sich an der städtischen Musikschule im Gesang ausbilden, gedenke auch andern Studien obzuliegen, und Frau Ziegler sei gekommen, sich zu erkundigen, ob ihm, Heß, eine Familie bekannt sei, in der Angelika für die Dauer ihres Aufenthaltes in der Stadt Aufnahme finden könnte. Hedwig ließ dann weder ihren Mann noch Frau Ziegler zu Worte

kommen, sondern fuhr mit lauter Lebhaftigkeit fort, sie habe dem Besuch bereits mitgeteilt, daß es eines langen Besinnens nicht bedürfe, sie hätten die ganze Reihe Stuben im oberen Stock freistehen, und eine derselben gäbe eine vortreffliche Heimat für das Fräulein Angelika ab. „Ich," schloß sie, „kann eine Gesellschaft im Hause wohl brauchen. Wer wie ich einen Mann hat, der seine Nase immer so tief in die Bücher steckt, ist froh, wenn außer ihm noch Menschen im Hause sind. Zudem — ich bin keine Musikenthusiastin, aber wenn musiziert werden soll, dann höre ich doch am liebsten Gesang, und ich werde es nicht beklagen, wenn in das Geklimper meines Mannes etwas Abwechslung kommt und man im Hause inskünftig nicht nur seinen Seufzerkasten, sondern eine liebe Menschenstimme hört." Sie sprach das in scherzhaftem Ton. Jede Absicht, ihren Mann zu verletzen, lag ihr fern, ihn aber berührte es doch schmerzlich, in nackten Worten das ausgesprochen zu hören, was er längst wußte, daß seine Frau keinerlei Verständnis für seine Musik besaß. Er legte dann seine Hand mit ruhiger Bestimmtheit auf die ihre, sie bewegend, ihm das Wort zu überlassen. In wenigen Worten tat er dar, daß es nicht schwerhalten dürfte, für das junge Fräulein passenden Aufenthalt zu finden, daß er auch gerne Umschau halten werde, falls dies der Wille des Gastes sei, daß aber kein Mensch sowohl für andre einstehen könne wie für sich selbst und daß er daher das Angebot seiner Frau unterstützen und dem Fräulein Aufnahme in seinem Hause anbieten möchte. Unwillkürlich empfand er dabei, daß Frau Hedwigs laute und ihn klein

machende Art bei Frau Ziegler Befremden geweckt haben mußte, und es trieb ihn, auch da wieder das ausgleichende Wort zu sagen: „Daß Fräulein Angelika in der Obhut dieser“ — lächelnd und mit ungesuchter Zärtlichkeit legte er wieder seine Hand auf die seiner Frau — „gut aufgehoben ist, darf ich wohl bezeugen. Ueber diese Haushalts- und Kochkünstlerin wird sie sich wie andre wundern.“ Aber als er es sagte, wußte er, daß er nach diesem Lobe für seine Frau hatte suchen müssen, und es schmerzte ihn unwillkürlich, daß ihm kein besseres und wärmeres zu Gebote stand.

Frau Ziegler richtete einen freundlichen Blick auf Frau Hedwig und meinte, sie habe freilich öfter von der letzteren Tüchtigkeit gehört. Darauf wendete sie sich mit einer kurzen Frage an ihre Tochter, die bisher mit den Kindern sich beschäftigt und nur zuweilen ihr schmales Gesicht zu den Redenden erhoben hatte. Diese antwortete in einer stillen und zurückhaltenden Weise, sie würde wohl dankbar sein, wenn sie in diesem Hause Aufnahme fände. Mit einem Anflug mädchenhafter Lustigkeit, die nur in ihren dunkel überwimperten graubraunen Augen leuchtete, fügte sie dann hinzu, es werde ihr auch bitter not tun, an Frau Hedwigs Vorbild sich selbst zu bilden, da sie zu einer guten Hausfrau noch wenig Fähigkeit und Wissen in sich spüre.

Das Gespräch wurde darauf allgemeiner und drehte sich um allerlei, was auf den Eintritt Angelikas in das Heßsche Haus Bezug hatte. Als die Damen sich nach geraumer Zeit erhoben, war es entschieden, daß das junge Mädchen schon die folgende

Woche in die Stadt und ins Pfarrhaus übersiedeln sollte. Die schöne Eckstube über dem Wohnzimmer, die Frau Hedwig den Gästen zeigte, sollte für sie bereitgestellt werden. Die Zieglerschen Damen rüsteten sich bald zum Weggang. Die beiden Kinder drängten sich aber im Flur in einer scheuen Zutraulichkeit an Angelika und ließen nicht von ihr, bis sie auf der Treppe stand und ihre Hände aus den ihren löste. Da beugte sich die blonde Else von oben über das Treppengeländer, war rot wie ein Puter und brachte das heraus, was beiden auf dem Herzen lag. „Gelt, du kommst wieder?" Als sie es gesagt hatte und die Großen lachten, tat sie scheu und hatte feuchte Augen, aber Angelika hob sich auf die Zehenspitzen, so daß ihre schmiegsame junge Gestalt sich in einer anmutigen Bewegung streckte, faßte des kleinen Mädchens über das Geländer herabhängendes Händchen und drückte einen Kuß darauf. Ihre Augen begegneten dann zum erstenmal den hellen, sinnenden des Pfarrers, und es war diesem nachher, als hätte sein Kind von ihnen allen das Beste getan, um das junge Mädchen im Hause heimisch zu machen, in dem es fortan wohnen sollte.

Der Besuch verließ das Pfarrhaus. Frau Hedwig aber hob an, in der Stube Angelikas zu rumoren und ordnete und putzte vier geschlagene Stunden, als ob der neue Gast morgen schon einzöge. Pfarrer Heß stieg einmal hinauf zu ihr. Da stand sie, ein weißes Tuch zum Schutz gegen den Staub ums Haar geschlungen, die Aermel ihres Hauskleides weit zurückgekrempelt, so daß ihre starken und weißen Arme sichtbar waren und rieb an der

braunen Kommode, deren Deckel ihr nicht genug glänzen wollte.

„So schneit es einem über Nacht Leute unters Dach," sagte sie zu ihrem Mann, rieb und rieb und warf ein paar andre Bemerkungen hin derweilen. „Du, ich freue mich. — Sie gefällt mir, das Mädchen. — Die Kinder sind ihr gleich anhänglich gewesen."

Plötzlich richtete sie sich auf, den Lappen in der Hand, das Gesicht leicht erhitzt.

„Eigentlich — sie sind auch zöpfisch wie du und deine Mutter," sagte sie. Es schien ihr plötzlich durch den Sinn zu fahren. Einen Augenblick beschäftigte sie das jähe Bedenken. Sie stand sinnend da.

„Es sind nette Leute," sagte Heß.

Da war es, als schüttelte sie etwas ab. Sie trat an ihn heran, lehnte sich in ungewohnter Zärtlichkeit an ihn und sah ihn aus blinkernden Augen an. „Du wirst mich nicht zurücksetzen?" fragte sie.

Er streichelte ihre Hand. „Habe ich das je getan?" gab er ernsthaft zurück.

Sie aber wendete sich ihrer Arbeit zu, antwortete auf seine Frage nicht, sondern hatte ihre gute Laune zurückgewonnen und wurde gesprächig: „Siehst du, da stelle ich ihr den Tisch hin, wo sie viel Licht hat. Und wenn sie kommt, soll sie Blumen haben. Und ein paar Bilder hänge ich ihr dort noch an die Wand."

Mit diesen eifrigen Erklärungen umging sie die Antwort auf das, was er gefragt hatte.

Er ging auf ihre Worte ein, stimmte ihr in allem bei und lobte ihre Fürsorge und ihre Aufmerksam-

keit. Aber als er sie nach einer Weile verließ, war der Druck, den er seit langem fühlte, nicht leichter geworden. Hatten sie da nicht eben beide Komödie gespielt, Hedwig wie er?

Der Rest des Tages verging Ludwig Heß in Arbeit vor seinem Schreibtische. Als die Kinder längst ruhten, trat er in die Wohnstube, um auch Frau Hedwig, die noch saß und die Nadeln ihres Strickzeugs klappern ließ, zum Schlafengehen zu mahnen. Da wurde die Klingel gezogen, und als er hinunterstieg, um zu sehen, wer so spät noch läute, stand eine Bürgersfrau vor dem Hause und bat ihn unter Tränen, zu kommen, ihr Mann liege am Sterben und begehre seinen Trost. Er verständigte Frau Hedwig und ging, saß bis nach Mitternacht bei dem Sterbenden, den er als häufigen Besucher seiner Kirche kannte und an dessen ruhevoller und doch verlangender Frömmigkeit er sich selbst nun erbaute. Er verließ den schlichten und auf sein Ende gefaßten Mann, als ein Schlaf, der vielleicht der letzte war, sich auf ihn gelegt hatte. Es war ihm feierlich und still zumut, jede Unruhe und Zerfallenheit war von ihm gewichen. Er gedachte der Seinen und fühlte sich wachsen vor Verlangen, ihr Leben reich zu machen und einen großen Frieden in sein Haus hineinzubauen. Mit gedämpften Schritten trat er in die Gasse und ging durch die schlafende Stadt. Nur wenige Häuser waren noch erleuchtet, aber der Mond stand in einem stählernen Himmel und warf sein Licht über das steinerne Schweigen der Häuser. Die hohen Gebäude standen in Reihen und zeigten die vielfenstrigen Fronten, die einen schlicht, die andern

prunkend, und reckten die dunkeln Giebel. Die Kirchen überragten alles. Auf den Turmdächern der letzteren lag der Mondschein und leuchtete, als schmückte neue Zier die uralten Spitzdächer. Selten begegneten dem Pfarrer Menschen. Erst als er durch eine Hauptstraße schritt, an der sich eine Anzahl großer Kaffeehäuser befinden, wurde die Nacht lauter. Die Lichter brannten hinter den verhangenen Spiegelscheiben, und ein gedämpfter roter Schein lag da und dort in der Straße. Hinter den Fenstern klang Gespräch und Lachen und das Schlagen der Billardkugeln. Schon näherte er sich dem letzten großen Lokale, hinter dem er in sein enges und dunkleres Häuserquartier hinaufzubiegen dachte, da ging die Tür der Wirtsstube, und eine Anzahl jüngerer, dem besseren Bürgerstande angehöriger Leute trat heraus. Heß fand unwillkürlich einen Augenblick seinen Weg versperrt und wollte ausbiegen, aber einer der Herren, der ihn in dem durch die offene Tür quellenden Lichtschein erkannt hatte, rief ihn beim Namen, so daß er sich nach ihm umwenden mußte. Gleich darauf fand er sich zwischen vier, fünf Menschen stehen, die mit mehr oder weniger seltsamen Gesichtern und Augen auf ihn schauten. Ihm am nächsten stand Karl Reimann, sein Schwager, den runden steifen Filz etwas nach hinten geschoben. Die kleinen Augen schimmerten wässerig aus dem roten, glatten Gesicht.

„Bist du auch noch unterwegs?" fragte Karl und reichte ihm die Hand hin. Als er widerwillig die seine hineinlegte, schlossen sich die Finger des andern feucht und klebrig darum und ließen nicht mehr los.

„Bist — bist du auch noch im Wirtshaus gewesen?“ fuhr Reimann fort zu fragen. Die Zunge war ihm im Wege, wenn er redete, und einmal tat er einen Schritt rückwärts, als ob er nicht ganz sicher stehe. Ueber den Witz, den seine Frage vorstellen sollte, platzte er mit einem Lachen heraus, in das zwei der Gefährten einstimmten, während die andern, die im Kopf klarer sein mochten, sich ihres Weges fort begaben.

„Ich hatte noch einen Amtsgang zu tun,“ sagte Heß. Eine fürchterliche Verlegenheit und Scham stieg in ihm auf. Er fühlte, wie sein Gesicht heiß wurde, aber es färbte sich nicht. Bleich, hoch und aufrecht stand er in seinem schwarzen Gewand zwischen den sommerlich gekleideten dreien.

„Das ist Pfarrer Heß,“ sagte Reimann zu den Genossen. Sie griffen an die Hüte, rissen die Augen geradeso mühsam auf wie Karl und lachten dumm.

Heß ekelte. Fast mit Gewalt machte er seine Hand von den Fingern Reimanns frei, warf ein Wort hin, daß er gehen müsse, und wollte sich mit flüchtigem Gruß entfernen. Aber der Schwager, der große Stücke auf ihn hielt und immer sich nach seiner Art bemühte, ihm seine Anhänglichkeit zu zeigen, war mit ein paar eiligen und merkwürdig sicheren Schritten an seiner Seite. Die Kameraden hatte er mit einem hastigen „Gute Nacht“ verabschiedet. Und nun hielt sich der Nachtschwärmer neben Heß, dieser mochte wollen oder nicht.

„Ich begleite dich,“ sagte er zur Einführung, und als der andre wortlos weiterschritt, wurde er zutraulich, legte den Arm in den seinen und hob gutmütig

an, sich selber zu verspotten. „Du kannst das nicht begreifen, gelt, daß einer so — so ein bißchen auf dem Dach hat, wie — wie ich! — Aber das — ist auch etwas andres, ein Herr Pfarrer von St. Johannes und — und ein Junggeselle wie — wie ich!"

Heß meinte, seinen Arm abschütteln zu müssen. Ein unsäglicher Widerwille packte ihn. Aber im gleichen Augenblick fiel ihm seine Frau ein und ihre Klage, daß ihre Sippe ihm nicht gut genug sei. War es nicht seine Pflicht, sie zu ertragen, mit denen er nun einmal verbunden war? So wagte er nicht, sich seines Begleiters zu entledigen, der immer fester sich auf seinen Arm stützte. Er blickte geradeaus, um des andern Gesicht nicht zu sehen, sprach auch zu ihm: „Du solltest dich zusammennehmen, Karl! Es gehört sich nicht, daß einer sich so weit vergißt!" Aber die Worte waren gar nicht wie seine eignen, kamen scheinbar von weither, und er wunderte sich darüber, da er sie hörte. In seiner Kehle war immer das würgende Gefühl des Ekels. Der Schlemmer neben ihm war in einen Zustand leiser Weinerlichkeit geraten, in dem er vollends der Manieren vergaß. „Gewiß hast du recht, Schwager," sagte er demütig. „Verdammt will ich sein: eine Schande ist es, wenn einer nicht weiß, wenn er genug —"

Sie waren inzwischen auf der Johannes-Hofstatt angekommen. Heß hielt plötzlich an: „Du mußt abbiegen jetzt," sagte er, wie auf einmal erwachend, noch ehe der andre seine Rede zu Ende brachte. Er löste seinen Arm und tat einen Schritt rückwärts. Dann kam ihm ein neuer Gedanke: „Oder — kannst du nicht allein gehen?" fragte er stockend.

Reimann lachte. Seine Stimmung schlug jäh wieder um: „Hahaha — das wäre noch — meinst du denn das — das wäre das erstemal —“

Plötzlich merkte er, daß er sich verplappert hatte, nahm sich mächtig zusammen und bekam etwas Haltung. „Gute Nacht,“ sagte er, lüftete den Hut und wendete sich um. Mit steifen Schritten ging er derjenigen von den vielen auf den Platz mündenden Gassen zu, die ihn auf den Heimweg führte.

Heß sah ihm nach und streifte dann mit einem scheuen, schnellen Blick die hohen alten Häuser der Hofstatt. Hatte da nicht einer herabgesehen, hinter den grünen Läden hervor, aus irgendeinem Fenster? Seine Stirn war feucht von Schweiß und doch schüttelte ihn etwas, als ob er friere. Er ging auf die Pfarrhaustür zu, schloß auf und trat in den Flur. Ein Lämpchen brannte, das sie ihm immer bereit stellten, wenn er nachts ausblieb. Er schloß die Tür und besann sich, stand da, als ob er etwas vergessen hätte. Er war gegangen, der andre! Gegangen war er! Sein Arm war frei! War das ein Weg gewesen da herauf, die steile Gasse heran, als schleppe er ein Elend, sein Elend, am Arme mit, höher, immer höher! Es wurde immer schwerer, so daß ihm, Ludwig Heß, der Atem nur noch keuchend kam! — Pfui! — Er schüttelte sich. Dann ging er leise in die Tiefe des Flurs, wo ein kleiner Brunnen in die Wand gelassen war. Er zog den Rock aus und mochte ihn nur mit den Fingerspitzen anfassen. Er — er war wie schmutzig, der Rock! Dann wusch er sich die Hände, eifrig, hastig, als könnten sie nicht rein genug werden. Dann erst stieg

er mit der Lampe über die Treppe hinauf, den Rock über den Arm gelegt. Aber vor der Tür seines Schlafzimmers zögerte er wieder. Es war, als stieße ihn etwas zurück, fest, mit zwei Fäusten, mitten vor die Brust. Da drinnen — die Frau — das war seine — jenem seine Schwester! Das Blut schoß ihm siedend zu Kopf bei dem Gedanken. Dann kam die Gegenwirkung. Was war er, Ludwig Heß, ein niederträchtiger Mensch! Sie hatte nicht teil, die Frau, an des Bruders Art! — Sie ist vom selben Geschlecht, schrie es darauf wieder in ihm, in allem ihm verwandt, dem — von heute nacht! Plötzlich packte ihn ein Grausen vor seinen Gedanken. Mit Gewalt zwang er sie nieder und trat in das Zimmer. Frau Hedwig schlief und wachte nicht auf. Sie hatte stets diesen gesunden, festen Schlaf. Er ging noch hinüber in die Nebenstube, deren Tür nur angelehnt war und wo die Kinder schliefen. Leise trat er an jedes Bett und sah jedem der zwei Kinder in das stille Gesicht. Und als ihm der Gedanke kommen wollte, daß auch sie werden könnten wie — wie — die andern waren — erwürgte er ihn, zitterte fast, wie er so zwischen den Betten stand, und bat den Kleinen innerlich ab, daß er sie schmähte.

Auch vor dem Bett seiner Frau stand er dann lange. Allmählich kam eine größere Ruhe über ihn, und es war ihm, als müßte er die feste Hand nehmen, die auf der Decke lag, und der erwachenden Frau sagen: ‚Ich habe dir unrecht getan, sehe nur deine kleinen Schwächen und nicht deine Tugenden, und die Schwächen wollen vor meinen Augen wuchern und mich nichts, keine Tugend mehr sehen lassen.‘

Er erinnerte sich an vieles, was an Frau Hedwig gut und stark und schön war, und ein Gefühl der Demütigung und Reue, eine stille Hochachtung vor der Schlafenden faßte ihn wieder. Leise trat er hinweg und begann sich zu entkleiden.

Viertes Kapitel.

Die Tage gingen gleichförmig weiter. Das Erlebnis jener Nacht verlor seine tiefe Wirkung. Pfarrer Heß tat sein Redliches, sie ihm zu nehmen. Ein Mensch, der in angeheiterter Stimmung nach Hause geht! Als ob das nicht täglich sich ereignete, Leuten begegnete, die in hohem Ansehen standen, als ob er es nicht, wenngleich er selbst es nie über sich vermocht hatte, im Uebermaß zu trinken, an den Genossen während seiner Studienzeit hundertmal erlebt und lächelnd hingenommen hätte! Was also kam ihn auf einmal dieser Ekel an! Der Pfarrer regte sich in ihm und stellte sich auf die Kanzel der Entrüstung und tadelte den Patrizier ob seiner Empfindsamkeit. Wieder begann er sich einzureden, daß er die Hoffnung nicht aufgeben dürfe, daß er suchen müsse, sich in seine Frau und die zu ihr gehörten, zu finden. Sein Wesen gegen Frau Hedwig war in diesen Tagen voll Geduld. Wenn ihre Veranlagung sie zu Taktlosigkeiten und Ungehörigkeiten führte, suchte er sie mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit und Schonung eines besseren zu belehren. Sie sah ihn das einemal erstaunt an wie schon früher bei ähnlichen Gelegenheiten und versprach widerwillig, im

Sinne zu behalten, was er sagte, das andremal und wiederum wie früher färbte sich ihr Gesicht dunkel und brach sie los: „Ich bin alt genug, zu wissen, was ich tue. Wenn ich dir so gar nicht recht bin, hättest du mich nicht nehmen sollen."

Dann hatte er Mühe, sie zu versöhnen und um der Kinder und der Leute willen zu verhüten, daß sie den Unfrieden laut ausschrie, der zwischen ihnen war.

Indessen war die Zeit da, daß Angelika Ziegler ins Haus kommen mußte. Sie traf eines Abends ein, da Heß einer Sitzung der Kirchenpflege beiwohnte, und er sah sie an diesem Tage nicht mehr. Aber am folgenden Morgen, als er zum Frühstückstisch kam, traf er beide Frauen, Angelika und Hedwig, gleicherweise geschäftig, den Kindern ihr Morgenbrot zu schneiden. Er begrüßte die erstere mit ein paar ruhigen und herzlichen Worten und setzte sich. Aber bald wendete sich sein Blick wieder den beiden zu, und der seltsame Gegensatz, der zwischen ihnen war, nahm ihn so gefangen, daß er fast wortkarg am Tische saß. Angelika hatte über ihr feines schwarzes Kleid eine zierliche weiße Schürze gebunden, weil aber ihr schmales Gesicht ebenfalls sonderbar weiß, ihr krauses Haar aber fast schwarz war, lag über ihrer ganzen Erscheinung eine wohltuende Ruhe und Einheitlichkeit des Aeußern, deren Eindrucksmacht erhöht wurde durch die Geräuschlosigkeit und Anmut ihrer Bewegungen. Auch Frau Hedwig hatte sich für den Morgen geschmückt. Sie trug ein grellblaues Kleid, das nicht ganz zu ihrer dunkleren Hautfarbe paßte, und hatte wie ihr Gast eine Schürze angetan.

Sie war vergnügt und begann das Hausen mit dem jungen Mädchen mit einer lebhaften und frischen Freude. Sie lachte viel und laut, verschüttete die Zuckerbüchse und lachte lauter, griff mit der vollen Hand die verstreuten Stücke zusammen und stopfte sie in die Büchse zurück. Um die kleine Else, die sie besorgte, machte sie viel Wesens mit Aufstehen und Niedersitzen und munterte Heß und Angelika alle Augenblicke auf, von den eingekochten Früchten noch zu essen und noch eine Tasse sich einschenken zu lassen, eine noch, eine letzte noch. Von Angelika wollte der kleine Johann Jakob Brotschnitte um Brotschnitte haben, behauptete, sie seien so gut noch nie gewesen, und zeigte sie allen, wie zierlich sie geschnitten seien. Angelika sprach wenig. Mit feinen Fingern hielt sie das Brot und schnitt es und bewegte sich nicht von ihrem Platze. Als sie sich ein Stück Zucker in die Tasse legte, tat sie wie Heß selbst, hob es mit zierlicher Bewegung auf ihrem Löffel ab und zu sich herüber.

Ludwig Heß sah das alles, verglich und hatte ein schmerzliches und ein wohltuendes Gefühl, jenes, weil er an zwanzig Kleinigkeiten erkannte, wie Frau Hedwig hinter dem jüngeren Mädchen zurückstehen mußte, dieses, weil ihm einfiel, daß nur Gutes für jene aus der Gegenwart Angelikas kommen könne. Das Wohlempfinden verdrängte das andre, eine Hoffnung begann in ihm zu wachsen, daß mit dem Eintritt des jungen Mädchens ein Segen ins Haus gekommen sei. Am Ende wurde auch er gesprächiger, und die Mahlzeit ging für alle fröhlich vorüber. Sie war gleichsam das Tor zu einer Anzahl schöner und

ruhiger Tage, die nun folgten. Angelika verstand es, sich im Hause beliebt zu machen. Eine hohe Bescheidenheit trieb sie, nirgends sich zu zeigen, wo sie im Wege sein konnte. Wo aber sie sich nützlich zu machen vermochte, war sie zur Stelle. Ihre Zurückhaltung und Ruhe befremdeten anfänglich Frau Hedwig, bald aber schwanden ihre Bedenken vor der Dienstfertigkeit der neuen Hausgenossin und, ohne daß sie es fühlte, gewann Angelika die leidenschaftliche Frau. Mit frühem Scharfblick erkannte das junge Mädchen nach wenigen Tagen schon, daß im Hause des Pfarrers Heß das Glück nicht so groß war, wie auch sie es hatte rühmen hören. Sie sah, daß hier zwei im Grunde tüchtige Menschen nebeneinander hinlebten, die sich nicht ineinander zu finden vermochten, und mit einer klugen Hand suchte sie unbewußt die Härten zu mildern, die jene gegenseitig abstießen und die zumeist Frau Hedwig eigen waren. Pfarrer Heß ging mit freieren Schritten durch sein Haus. Es war ihm etwas wie Sonne darin, in den niederen Stuben und den dunkeln alten Fluren, eine Sonne, die mit mildem Schein auf Dielen und an Wänden lag, und die einem mit sachtem Wohltun über Haupt und Schultern glitt. Frau Hedwig war heiter und jung und zeigte sich im besten Lichte. Wenn sie, einen neckischen Schein in den schönen Augen, mit ihrem Manne tändelte, empfand dieser etwas von der ruhigen Freude, mit der er einst den Entschluß gefaßt, das starke Mädchen zu seiner Frau zu machen.

„Die haben wir brauchen können," sagte Hedwig von Angelika.

„Ich mag das Mädchen immer lieber,“ fügte sie nach ein paar Tagen hinzu. Sie saß oft oben in Angelikas Zimmer oder ließ sie zu sich herabrufen, wenn sie, Hedwig, mit einer Handarbeit an ihrem Fenster saß.

Es war eigentümlich, daß es Tage dauerte, ehe Heß und Angelika, die beide in der Kunst ihre höchste Erquickung fanden, dazu gelangten, miteinander zu musizieren. Es fiel wohl dann und wann ein Wort über Angelikas bereits begonnene Studien, allein am Abend war Heß durch allerlei Arbeit in Anspruch genommen, und die Frauen verbrachten, nachdem die Kinder zu Bett gegangen, die Stunden allein in der Wohnstube. Am ersten Sonntag jedoch, nachdem Angelika schon bei Eindämmern ihn von ihrem Zimmer aus hatte spielen hören, bat Heß beide Frauen nach dem Nachtessen zu sich. „Es ist hohe Zeit, daß wir zwei Musikanten einander kennen lernen,“ sagte er lächelnd zu Angelika, und zu Hedwig sich wendend, meinte er mit demselben leisen Lächeln: „Du hast ja lange Ruhe gehabt, Kind.“

Sie erklärte wohlgelaunt, ihnen zuhören zu wollen. Und um ein weniges später saßen alle drei in der dunkeln Stube des Pfarrers, in der nur die mit grünem Schirm versehene Klavierlampe eine begrenzte Helle über das Notenblatt und Heß selbst warf, der am Instrument Platz genommen hatte.

Die Nacht war voll Unruhe. Regen rauschte in die Gasse und klatschte auf den Pflastersteinen, und der Wind fuhr stoßweise zwischen die Häuser herein und rüttelte am Fenster der Studierstube.

Frau Hedwig hatte sich ihren Stuhl in die Nähe dieses Fensters gerückt und strickte. Das Klappern ihrer langen hölzernen Nadeln klang manchmal störend in das Spiel ihres Mannes, so daß Angelika unwillkürlich den Kopf nach ihr wendete, aber sie war so in ihre Arbeit vertieft, daß sie nicht darauf achtete. Heß spielte und vergaß sich, sein Kopf mit dem langen, nach hinten gestrichenen blonden Haar war in den Nacken gebogen, in seinen hellen versonnenen Augen war ein Ausdruck völliger Entrücktheit. Angelika war jung und nicht weltklug; aber der große Gegensatz zwischen der starken, in ihre Arbeit ganz versponnenen Frau und dem hohen und klugen Menschen am Klavier drängte sich ihr auf.

Nach einer Weile endete Heß, sagte kein Wort, sah sich auch nicht nach seiner Frau um, sondern nahm still und noch im Bann seiner eignen Musik die Noten auf, die Angelika hereingebracht hatte, legte sie aufs Klavier und blätterte darin. Dann warf er einen Blick auf das junge Mädchen, und dieses erhob sich und trat neben ihn. Er hatte ein Lied aufgeschlagen. Sie begann es zu singen. Ihre Stimme klang tief und voll wie eine schöne Glocke. Selbst Frau Hedwig wurde aufmerksam und ließ einen Augenblick das Strickzeug sinken. Als das Lied endete, klatschte sie laut in die Hände. Es klang so plötzlich in die Stille der Stube, daß Angelika beinahe erschrak, und sie sah deutlich, wie Heß wie unter einem Peitschenschlag zusammengezuckt war.

„Bravo, bravo!“ sagte Frau Hedwig.

„Die kann es aber," wendete sie sich an ihren Mann.

Er lächelte mit Mühe. Dann öffnete er ein andres Heft. „Nun das, Fräulein Angelika," lud er ein.

So sangen und spielten sie weiter und vergaßen eine Weile der dritten. Als sie in einer Pause sich zufällig beide nach ihr umwandten, gähnte Frau Hedwig mit groß offenem Munde. Dann lachte sie. „Sehen Sie," sagte sie zu Angelika, „das ist das Langweilige an meinem Mann. Wenn er musiziert, kann er nicht mehr aufhören."

Sie war wie ein Kind in ihrer Freimütigkeit.

Heß schloß schweigend den Deckel des Klaviers. Aber Angelika setzte sich zu Hedwig und lobte ihre Strickarbeit. Indessen gewann Ludwig Heß Zeit, über den Unwillen hinwegzukommen, der ihn hatte befallen wollen.

An diesem Abend spielten sie nicht weiter. Sie unterhielten sich noch eine Weile, dann gingen sie schlafen. Aber von da an musizierten sie oft zusammen, wenn Besuch da war oder noch lieber allein, insbesondere wenn Frau Hedwig zu ihrer eignen Freude durch irgendeine Arbeit ferngehalten wurde.

Und die Musik half weiter, den Frieden des Hauses zu erhöhen.

Aber die Zeit hatte noch andre Freude. Es war zu Anfang ihrer Ehe Sitte für Heß und seine Frau gewesen, sich an schönen Tagen oder Nachmittagen in der Umgegend der Stadt zu ergehen, die zwischen zwei langgestreckten waldigen Hügel-

ketten lag. Da Frau Hedwig aber keinen Gefallen an der Natur und den einsameren Wegen außerhalb der Stadt gefunden, sondern für ihre Spaziergänge die Promenaden innerhalb derselben, wo man Leute sah und von ihnen gesehen wurde, vorzog, so waren diese Ausflüge bald unterblieben. Heß schlug nun eines Sonntagnachmittags, an dem sein Amt ihn nicht beanspruchte, einen Gang auf eine der Waldhöhen vor, und sie hatten so hohen Genuß von dieser Wanderung durch die im letzten Sommerschmucke stehende Landschaft, daß sie beschlossen, die gute alte Sitte solchen Wanderns wieder mehr zu pflegen. Frau Hedwig freilich schützte schon beim zweiten Male einen dringenden Besuch bei einer Freundin vor, bat aber die andern, den Gang ohne sie zu tun, und Heß wanderte mit Angelika und den beiden Kindern allein hügelan. Die kleinen Ausflüge wiederholten sich nun. Heß genoß sie mit einer tiefaufatmenden, fast gedankenlosen Freude, weil an ihnen nichts war, was die Zweifel seines Innern stachelte. Frau Hedwig, die angefangen hatte, allerlei Freundschaften aus ihren Mädchenjahren neu zu pflegen und gerne zu den Zusammenkünften mit den einstigen Schulgenossinnen sich Freiheit nahm, munterte die vier, deren leidenschaftliches Gefallen an der Natur sie erkannte, immer aufs neue auf, sich durch ihre Abwesenheit ihre Freude nicht stören zu lassen. So waren es im Grunde vier Kinder, die an solchen Tagen über Berg zogen; denn die Sorglosigkeit, mit der Heß sich dem Genuß dieses Wanderns hingab, hatte etwas Kindliches an sich, und Angelikas stille, kluge

Seele machte sie an Arglosigkeit ebenso noch dem Knaben und dem Mädchen gleich, die vor ihnen, Blumen pflückend oder im Scherz sich jagend, einhersprangen. Es waren wundersame Wege, die sie gingen. In der Tiefe hinter ihnen blieb die Stadt, die Straße führte über den noch häuserarmen Hügelrücken. Die Luft war in diesen Spätsommertagen unendlich klar. Weich, wölbig und in glänzendem Grün lagen die Wiesen ihnen zu seiten, da und dort ein dunklerer, vom Pfluge durchfurchter Acker, ein gelbes Feld zwischen ihnen. Dann stand ein Haus freundlich und frei auf irgendeiner Höhe. Sein Rauch stieg weiß und schlank in die blaue, vom sanften Schein des Abends vergoldete Luft, und diese schlürfte ihn ein in ruhigem Spiel. Heß und seine Begleiterin verlangsamten ihre Schritte. Sie sprachen wenig, standen nur zuweilen still, nach einem dunkeln, dichten Walde zu blicken, der ernst aus dem Felde stieg, oder nach einem Bestand einzelner hoher Tannen bloß, die, weit hinauf entästet, mit schwarzen Kronen reglos standen, und zwischen deren roten Stämmen jenseits das Licht des Abends glänzte. Dann wies eines dem andern das schöne Bild: „Sehen Sie, dort," und dann gingen sie weiter. Sie kamen allmählich auf den Abstieg. Heß rief die Kinder heran, daß sie langsamer gingen, und hieß sie singen. Der kleine Johann Jakob, der ein stilles Kind war, errötete und war scheu, aber Else begann mit einem hellen Stimmchen. Dann fiel Angelika mit ein, und der Knabe bekam Mut, und laut und tief ließ Heß seine Stimme mit den ihrigen zusammengehen. Ihre Schritte wurden rascher.

Es ging sich wunderbar leicht, so mit Gesang in den Abend hinein. Manchmal hörten sie ferne Glocken da und dort. Es war, als stimmten sie ein in ihre Lieder.

Mit hellen Augen, die Wangen frisch und eitel Freude in sich kamen sie heim, und da gewöhnlich auch Frau Hedwig mit ihrem Tage zufrieden war, schloß dieser für alle ohne Mißklang und mit dem schönen Ergebnis, daß sie schon auf den Morgen sich wieder freuten.

Der Friede dieser Zeit war zu groß, als daß nicht wie sein Leben so auch die Predigten des Pfarrers von ihm erfüllt gewesen wären. Seine Kirche war nie voller gewesen als jetzt. Frauen gingen weinend aus seinem Gottesdienste, und selbst wenig nach Frömmigkeit verlangende ernste Männer schritten aus der Kirche, eine tiefe Erbauung im Gesichte. Unter seinen Hörern war neben seiner Frau auch Angelika, und jene liebte ihn leidenschaftlicher, weil sie empfand, wieviel er in den Augen der andern galt. Angelika aber schrieb ihrer Mutter nach Hause: „Pfarrer Heß ist ein innerlich so edler und vornehmer Mensch, daß ich mich glücklich schätze, in sein Haus gekommen zu sein und von ihm lernen zu können." Von Frau Hedwig sprach sie in diesem Briefe nicht.

Während die Begeisterung für Pfarrer Heß unter einem Teil der Bevölkerung von St. Felix stieg und bei manchen beinahe zum Kultus wurde, blieb nicht aus, daß er Neider fand. Sein um seinetwillen sich zurückgesetzt fühlender Kollege Schwarzmann und seine Frau hatten ihre Anhänger und Freunde,

die ihm gram waren und im stillen manchmal gegen ihn aufzustehen begannen. Dann aber war auch Frau Hedwig selbst, sowenig sie es wollte und wußte, eine der ersten, die half, ihm Gegner zu schaffen. Das bloße Bewußtsein seines Ansehens genügte ihr nicht. Ihre angeborene Redseligkeit ließ sie überall Gelegenheit suchen, ihres Mannes Stellung und Erfolge zu rühmen. Ein wenig Großmannssucht und ein wenig Mangel an Herzensfeinheit ließen sie öffentlich prahlende Dinge sagen, die ihr übel verdacht wurden und die auch Heß selbst in ein schiefes Licht bei manchem Redlichdenkenden brachten. Da begann in den jungen Frieden seiner Tage eine störende Unruhe zu klingen. Aber noch ehe sie laut genug wurde, ihn aus jenem zu wecken, stand ein Tag gleichsam am Ende dieser friedvollen Zeit, der nachher lange als einer der schönsten, die er gelebt, in seiner Erinnerung stand.

Es herbstete leise.

„Wir müssen doch sehen, wie der Großmutter Trauben stehen," sagte Heß eines Morgens zu seinen Kindern. Diese jubelten. Dann sahen sie aus halb verlangenden, halb erschreckten Augen. Die Besuche am See bei der Großmutter waren nicht häufig, und so jung sie waren, so ahnten sie doch, daß das geschah, weil ihre Mutter diese kleine Reise nicht liebte.

„Sie kennen ja meine Mutter noch gar nicht, Fräulein Angelika," wendete sich Heß zu dieser, die, mit Frau Hedwig arbeitend, am Fenster saß.

„Die Kinder können nicht satt werden, von ihrer Großmutter zu erzählen," sagte Angelika.

Heß' Augen leuchteten. „Gehst du mit? Morgen?" fragte er seine Frau. In seinem Gesicht war Aufmunterung und Bitte deutlich zu lesen. Aber Hedwigs Züge waren scharf geworden. Sie faltete die Stirn. „Was denkst du?" sagte sie rasch, fast heftig. Sie errötete jäh dabei. Dann schien sie sich zu erinnern, daß ihr Benehmen Angelika befremden mußte. „Ich habe Wäsche morgen," fügte sie wie entschuldigend hinzu.

Heß preßte unmerklich die Lippen zusammen. Dann bezwang er sich und scherzte. „Wäsche! Immer Wäsche! Der große Stein im Weg!"

„Kennen Sie den bei Ihnen daheim auch?" fragte er Angelika.

Sie stimmte wichtig Frau Hedwig bei: „Gewiß. Und mein Vater war wie Sie, er wollte die Notwendigkeit des großen Ereignisses nicht begreifen."

So gelangten sie glücklich über den kleinen Zwiespalt hinweg. Heß drängte seine Frau nicht mehr, mitzukommen. Am Abend erfuhr aber Angelika, daß es entschieden war, sie würden morgen die Frau Säckelmeisterin auf ihrem Seegut besuchen, sie selbst, Pfarrer Heß und die Kinder.

„Wir fahren mit der Bahn hin, gleich am Morgen," sagte Heß.

Frau Hedwig, die einen Blick in die Zeitung warf, hob den Kopf nicht, als er sprach. Wieder war der scharfe Zug um ihren Mund.

Am Morgen fuhren sie. Nebel lag über der Stadt, als sie in den Zug stiegen; aber je weiter dieser sie trug, desto lichter und blauer wurde der

Tag. Das leise Herbsten war auch jetzt erkennbar. Der See lag kühl unter ihnen. Manchmal aus Wäldern, unter denen sie vorüberfuhren, flammte ein früh roter Busch.

Nach einer kleinen Stunde schon waren sie am Ziel. Sie stiegen aus und hatten von dem hochgelegenen Bahnhof eine kleine Strecke abwärts zu gehen durch das Dorf, zu dem das Seegut gehörte. Als sie auf die schöne Landstraße traten, die weit, weit dem See entlang sich hinzieht, sahen sie vor sich das Gut. Uralte Pappeln und Platanen, dazwischen das Herrschaftshaus, breit, grau, mit dunkelgrünen Läden. Die Kinder rannten voraus, in einem weißen, gefältelten Kleidchen das Mädchen, in dunkelbraunem Samtgewand der Knabe.

„Die Großmutter!" tönten ihre hellen Stimmen.

Die Holzpforte an der unscheinbaren Umfriedung des Gutes ging auf. Mit einem Fuß trat die kleine Frau Säckelmeisterin in die Straße. Sie trug eine schwarzseidene Haube zierlich auf dem grauen Haar, zwei Locken fielen darunter hervor auf ihre Schultern. Einmal hob sie die Hand und winkte. Da erreichten sie die Kinder in stürmischem Anprall, und sie hatte einen Augenblick Mühe, sich zu wehren. Aber bald hatte sie sie mit ein paar stillen Worten gebändigt und trat auf Heß zu, der mit Angelika sie eben erreichte.

„Hast du meinen Brief bekommen, Mutter?" fragte er. Dann küßte er ihre von leisen Runzeln durchzogene weiße Hand.

Eine Vorstellung abschneidend, wendete sie sich zu Angelika, nahm ihre Hand und sagte mit einem

Lächeln, auf den Sohn blickend: „Ich bin seine Mutter.“

Im Gespräche schritten sie durch einen von hohen Büschen umstandenen Weg dem Hause zu. Die Frau Säckelmeisterin hielt Angelikas Hand in der ihren, sie tätschelnd, wie alte Leute, die ihre Freude zeigen wollen, manchmal tun. Auf ihrer andern Seite ging ihr Sohn. Die Kinder waren schon im Hause verschwunden und kamen mit Grite, der Magd, wieder, die eine weiße Haube und eine gleichfarbige Schürze über dunkelm Kleid trug, alt, aber noch stark war und etwas männlich Festes im Gesicht hatte. Sie stieg über die seitlich aus dem Hause führende graugrüne Sandsteintreppe nieder und nahm Angelika ein Täschchen ab, das sie bei sich trug. Mit einer wohltuenden Vertraulichkeit, die doch still und unaufdringlich war, wechselte sie ein paar Worte mit Heß und grüßte die Fremde.

„Das wichtigste Inventarstück des Hauses,“ sagte Heß mit einer Handbewegung auf sie zu Angelika. Und in das starke Gesicht der Magd trat ein breites Lachen, an dem doch wieder eine zufriedene und aufrechte Selbstwertung war.

Angelika sah mit einem ruhigen Blick all das Neue. Ruhe und schlichte Vornehmheit lag über dem Hause und seinen Bewohnern. Sie traten dann durch einen hallenden, mit alten Kupferstichen und Oelgemälden behangenen Flur in eine große Stube, in der nur eine gedämpfte Helle war. Da atmete Heß tief auf und streckte sich wie einer, der von einer köstlichen Luft die Brust nicht voll genug

saugen kann. „Es ist immer noch schön zu Hause," sagte er. Und da fiel es Angelika wie Schuppen von den Augen: in dieses Haus mit seiner schlichten und feinen Ruhe paßte Frau Hedwig nicht, in seine Heimat nicht und darum — auch nicht zu ihm. Sie gewahrte das Gefühl der Befreiung, das in diesem seinem Aufatmen lag, und erkannte zum erstenmal mit Staunen und Mitleid ganz, wie sein eignes Haus in der Stadt, vielleicht ihm noch unbewußt, etwas Kerkerhaftes für ihn hatte.

Nun setzten sie sich in die hochlehnigen schwarzen Stühle mit den grünen Samtsitzen und plauderten. Dann führte die Frau Säckelmeisterin das junge Mädchen zu einem der mit dunkelgrünen langen Vorhängen geschmückten Fenster und zeigte nach dem Garten, in dem wenig Blumen waren, nur hohe alte Bäume, dunkles Gras und graue Kieswege und manchmal zwischen Buschwerk oder unter Bäumen eine Sandsteinbank. „Wir werden ihn und die Reben uns noch ansehen vor Tisch," sagte die alte Frau. „Doch zuerst will ich im Hause Sie heimisch machen." Den Arm in den Angelikas geschoben, ging sie mit ihr durch viele große hohe Stuben, in denen kein Prunk war, vielmehr eine bürgerlich strenge Einfachheit. Die einen hatten dunkle, alte Parkettböden, die andern nur weißgescheuerte tannene, aber in allen war dieselbe peinliche Sauberkeit und Schmuckheit, die an der kleinen, an Angelikas Seite gehenden alten Frau selber war. Im Schlafzimmer der letzteren hing neben dem ihren das Oelgemälde ihres verstorbenen Mannes. Es zeigte einen großen, schlanken, alten Menschen mit

einem weißen, scharf und streng geschnittenen Gesicht. In der Gestalt mehr als in diesem glich er seinem Sohne. Und sein Haar war so weiß und glänzend wie die seidene Binde, die mehrmals um den hohen weichen Hemdkragen gewunden war.

Heß war nicht mit den beiden Frauen gegangen. Er hatte die Kinder ins Freie gehen heißen und war in der Wohnstube geblieben. Die Tür zu dieser stand offen, als seine Mutter und Angelika, aus dem oberen Stockwerk herabsteigend, wieder in den Flur traten. Sie hatten beide den gleichen schwebenden, geräuschlosen Schritt, und so hörte Heß sie nicht kommen. Angelika aber sah ihn plötzlich schlank und aufrecht drüben an einem der Stühle stehen. Sein Blick ging irgendwohin, vielleicht zu einem der Bilder, die an der Wand hingen, vielleicht nur nach der alten grünen, wohlbekannten Tapete. Der kurze helle Bart stach seltsam gegen sein schwarzes Gewand ab. Sein Haar leuchtete in einer Helle, die durch eines der Fenster es traf. Aber in seinem Gesicht wie in seinem Blick war ein unbeschreiblicher Ausdruck. Vielleicht durchzuckte er beide nur eben in diesem Augenblick, da die zwei Frauen ihn gewahrten, vielleicht haftete er schon geraumere Zeit darin.

Mit ruhiger Bewegung preßte die Frau Säckelmeisterin Angelikas Arm und wendete sich mit ihr der Haustür zu: „Nun wollen wir in den Garten gehen, Kind."

Aber Angelika hatte eine Weile Mühe, dem Aufmerksamkeit zu schenken, was ihre Begleiterin ihr zeigte. Sie sah immer Ludwig Heß vor sich und

sah den Ausdruck in seinem Gesicht, der eine ganze Geschichte erzählte, den er noch nie jemand gezeigt hatte und wohl niemand zeigen würde: Daß ich in diesem Hause noch einmal jung sein könnte! Das plötzlich hervorbrechende Verlangen, etwas Geschehenes ungeschehen zu machen, hatte in diesem Ausdruck gelegen, deutlich, erschütternd!

„Da kommt der alte Friedrich, unser Gärtner," sagte die Frau Säckelmeisterin neben Angelika.

Diese riß sich gewaltsam von dem Bilde los, das sie gefangenhielt, und sah einen Mann mit weißem Haar und weißen buschigen Brauen im braunen Gesicht. Er nahm die Kappe ab und blickte aus gütigen und fröhlichen Augen auf Angelika. „Er hat schon bei Ludwigs Großvater gedient," sagte die Frau Säckelmeisterin.

In des Gärtners Begleitung besahen sie den schönen Rebberg, der neben dem Garten lag, und durchschritten dann den letzteren, der fast düster war. Einmal wehte schon ein welkes Blatt zu ihren Füßen nieder.

Dann trafen sie auf die Kinder, die sich jagten und erhitzt waren, und nachher gingen alle zu Tisch.

Pfarrer Heß kam ihnen entgegen, als sie aufs Haus zu bogen. Er war wieder völlig er selbst. Sein Blick war fröhlich. „Die Suppe wartet schon," mahnte er und nahm die Hände der Kinder, zwischen denen er hinter den Frauen einherschritt.

Darauf saßen sie in der großen Stube, die sie zuerst betreten hatten, an dem weißgedeckten Tisch, der sich wie eine helle Insel aus dem dunkeln Raume hob. Heß teilte die Speisen aus und bediente die

Mutter zuerst, die leicht in ihren hochlehnigen Stuhl zurückgelehnt saß.

Mit Grite, der Magd, kam eine mächtige rotgetigerte Katze herein.

„Tiger!“ schrien die Kinder. „Wo warst du, Tiger?“ Und sie wie Heß machten viel Wesens aus dem Tier.

Grite erzählte, daß der Kater im Keller eingesperrt gewesen. Der aber sprang auf die hohe schwarze Lehne am Stuhl der Frau Säckelmeisterin und saß da und schnurrte und war nicht aufdringlich wie sonst verwöhnte Katzen. Manchmal nahm die schlanke Frau mit zwei Fingern zierlich ein Stücklein Fleisch von ihrem Teller, reichte es der Katze hinauf und sagte ein „Da, da, meiner“ oder „Da, gutes Tier“. Und in den paar Worten lag die Geschichte: Ein ganz behagliches Leben haben wir zwei miteinander, gelt, alter Tiger? Diese Behaglichkeit lag über der ganzen Mahlzeit, über diesem seltenen Tage überhaupt. Die Stunden gingen ihnen allen wie vom Wind unmerklich verblasen. Immer wieder war eine vorüber.

Gegen Abend saßen Angelika und Heß allein auf der alten breiten Mauer, die den Garten gegen den See schützte. Sie hatten sich spät an diese Stelle gefunden, die vielleicht die schönste des Gartens war, saßen nun und mochten sich nicht losmachen. Der See war reglos still. Sie konnten durch sein glashelles Wasser den moosigen Grund sehen und die Fische, die sich um die Mauer trieben. Weit hinaus war auf dem schwarzgrünen Wasser dieselbe Stille. Um das jenseitige Ufer begann sich der

leise Dunst wieder zu spinnen, der am Morgen darübergelegen hatte, aber auf seinen Höhen lag noch die Sonne, und in weichen Linien zeichneten sich die grünen Hügel vom Himmel ab. Zuweilen ging ein Schnalzen im Wasser, wenn ein Fischlein sprang, zuweilen scholl näher oder ferner der Schlag eines Ruders, sonst war eine atemlose Ruhe über Wasser und Garten. Angelika und Heß vergaßen das Reden in diesem Schweigen. Sie hielten beide eine Hand auf die Mauer gestützt und blickten mit geneigten Köpfen auf das Wasser.

Da ging ein fernes dumpfes Läuten. Es kam wie durch das Innere des Sees heraufgetragen als ein schönes, geheimnisvoll hallendes Echo an die beiden heran und war der Klang der Glocken von St. Felix, die um diese Stunde geläutet wurden. Heß brannte sekundenlang ein kleines Flecklein Rot im Gesicht; eine Erinnerung durchzuckte ihn, daß er in wenigen Stunden wieder dort sein mußte, wo die Glocken gingen. Es war wie ein Auffahren aus einem Traum. Aber er erwachte nicht völlig. Nur ein Gedanke kam ihm, der ihm bisher nicht gekommen: Angelika, die Fremde — wie wohl sie in den Rahmen des Bildes sich fügte, das ihm stets das liebste gewesen — in diese — Heimat! Er hob den Blick unwillkürlich und sah sie forschend an. Ihr feines Gesicht war wie immer bleich, und in schönem Gegensatz dazu stand das grause schwarzbraune Haar. Um ihren Mund, der nicht klein war, lag ein froherernster Zug. Da begann er zu ihr zu sprechen von dem, was ihn beschäftigte, von der Schönheit und Stille des Gutes, von seiner Mutter,

von dem und jenem, was dem Hause seinen Charakter gab, selbst von Grite, der Magd, und dem Tier, dem Tiger. Jedes Wort zeigte, wie das, was er ihr da sagte, sein ganzes Herz erfüllte. Und sie ging mit feinem Verständnis auf alles ein, was er sprach. Dann hob auch sie zu erzählen an von Vater und Mutter, von ihrer eignen Heimat. So jung sie war, so offenbarte alles, was sie sagte, eine ernste Reife und eine Klarheit und Klugheit, die ihn ihre Gesellschaft als die eines ebenbürtigen Menschen empfinden ließ. Sie vergaßen sich in diesem Gespräche, und die Frau Säckelmeisterin kam mit den Kindern sie suchen. Der Rest des Abends verging so schnell, daß ihnen der Zug zu früh ging, den sie anfänglich hatten nehmen wollen, und Heß plötzlich in aufflackernder Sorglosigkeit erklärte, sie würden erst mit einem späteren fahren. Die Kinder jubelten, daß sie einmal erst zur Nachtzeit einen Heimweg antreten sollten. Die beiden Frauen aber wunderten sich über den Mann, der die Gewissenhaftigkeit selber war und nun seine sonstige Pünktlichkeit völlig vergaß. Aber beide wußten und fühlten, daß er von diesem Tage sich mit schwerer Mühe trennte.

Als es schon dunkel war und die Kinder von der alten Grite sich gruselige Geschichten erzählen ließen, trat Heß an den Flügel, der in einem an das Wohnzimmer stoßenden saalartigen Raume stand. Er spielte leise erst; dann riß ihn die Musik fort, und er gab sein Bestes, während die Frauen in der dunkel gebliebenen Wohnstube saßen und lauschten. Seine Mutter trat leise an eines der Fenster und

öffnete weit beide Flügel. Es war schon Nacht. Die hohen, schlanken Bäume standen schwarz und reglos vor dem Hause. Ueber ihnen glänzten Sterne. Die Töne des Klaviers klangen in die Stube der zwei Frauen, und es war, als fasse die Nacht mit unsichtbaren Händen nach jenen und hole sie hinaus, daß sie entwanderten wie irregehende, suchende und weinende Menschen zwischen den schwarzen Bäumen, im Dunkel. Und die ruhigen Sterne sahen sie verschwinden.

Der Tag endete für die alte Frau und ihre beiden Gäste seltsam, in einer fast wehmütigen Melodie. Sie fanden keines den leichten Ton, mit dem sie sich gern aufgemuntert hätten, als sie später auseinander gingen. Auch auf der Heimfahrt waren nur die Kinder die Wortführer. Heß und Angelika saßen in Gedanken auf ihren Plätzen.

Fünftes Kapitel

Frau Hedwig kam von einem ihrer häufigen Ausgänge nach Hause und trat in das Studierzimmer ihres Mannes, in Hut und Jacke und mit raschem zornigem Schritt. Heß saß an seinem Schreibtisch, eine Menge Papiere vor sich, und sah unwillig auf. Er hatte seiner Frau das anzuerziehen vermocht, daß sie Rücksicht auf ihn trug, wenn er arbeitete. Daß sie in diesem Augenblick auch diese vergaß, erregte ihn. Aber als er sie ansah, wußte er, daß etwas Besonderes sie hereingetrieben hatte. Sie nahm den Hut mit so heftiger Be-

wegung ab, daß eine Flechte ihres Haares sich löste, und warf ihn auf den Tisch. „Ist das eine elende Frau, diese Pfarrerin!" brach sie plötzlich aus. Dann setzte sie sich auf einen Stuhl und weinte.

Heß blieb sitzen und sprach zu ihr, mahnte sie zu sagen, was ihr sei. Da erzählte sie zwischen Schluchzen und Schmälen, daß ihr hinterbracht worden sei, wie Frau Pfarrer Schwarzmann sich über sie ausgelassen, als ob sie, Hedwig, durch ihre Redseligkeit Unfrieden stifte, nicht wisse, was sich schicke, und das Ansehen ihres Mannes schädige.

Heß war sogleich von der Möglichkeit überzeugt, daß die Frau seines Amtsbruders so harte Worte gesprochen haben könne. Er kannte sie als ebenso streng als gerecht, war aber auch dessen gewiß, daß sie das Urteil über Hedwig wohl nicht unaufgefordert und sicher nicht in unpassender Weise gegeben habe. Er hoffte gerade aus diesem Anlaß Nutzen zu ziehen und seiner Frau mit Güte die Lehre beizubringen, daß sie ihrer Mitteilsamkeit gegen Dritte Zügel anlege. So erhob er sich, schritt, die Hände auf dem Rücken, einmal durch die Stube und sprach dann zu Hedwig gütig, langsam: Wie sie vorsichtiger sein sollte, wie sie sich selbst und ihm Feinde schaffe, ohne es zu wollen, wie sie wohl auf ihn hören dürfe, der die Menschen besser kenne und das Unheil, das ein unbesonnenes Wort anzurichten vermöge.

Frau Hedwig wurde blaß unter seinen Worten, dann vergaß sie sich, wie wohl schon früher, und hob ein lautes Schelten an, daß er die Partei derjenigen nehme, die sie beleidigt hätte. Immer habe

sie den Vorwurf zu hören, daß sie nicht wisse, was sie ihrem Stande schuldig sei! Immer sei sie nicht gut genug! Daß er sie doch in ihrem Elternhause gelassen hätte!

Ihre Stimme wurde immer lauter; es war, als ob sie ein Verlangen danach hätte, das ganze Haus zum Zeugen ihr geschehenen Unrechts zu machen.

Heß trat dicht an sie heran und faßte ihre Hand. „Still!" stieß er hervor. Er zitterte. Dann überwand er sich und sprach ihr mit gedämpfter Stimme zu, sich nicht zu vergessen, sprach wie zu einem unvernünftigen Kinde, bis ihr Zorn in Weinen verging und sie sich scheinbar beruhigte. Allmählich fand er die Güte wieder, mit der er sie in den ersten Jahren seiner Ehe zu erziehen versucht hatte.

„Ich werde es ihr heimzahlen, dieser Frau," fuhr aber Hedwig plötzlich auf.

„Das wirst du nicht tun," sagte Heß bestimmt.

Sie senkte den Kopf. Dann begann sie statt aller Antwort die lose Flechte aufzustecken.

„Du wirst nichts tun, Hedwig, was unklug wäre," wiederholte Heß mit strengerer Stimme.

Fast furchtsam sah sie ihn an.

„Nicht wahr?" fragte er, sie zum Versprechen drängend.

„Nein," antwortete sie gedrückt. Dann nahm sie den Hut und ging hinweg.

Die Tür schloß sich. Als alles still war, kamen ihm die Gedanken. Die ganze Szene war ihm zuwider. Er sah Hedwig vor sich — und — und — zum erstenmal — er fühlte nichts mehr für diese

Frau, er liebte sie nicht und dennoch — er vermochte ihr auch nicht zu zürnen: sie gab sich, wie Erziehung, Herkommen und Charakteranlagen sie machten! Sie war unklug; aber sie stand im Leben, wie sie es für recht hielt, und sie litt wie er, gewiß, denn da sie ihn und die Kinder liebte und sie wacker ihre Pflicht an ihnen allen tat, verstand sie nicht, daß man mehr von ihr forderte, und fühlte sich vergewaltigt und bedrückt! Er, Heß, durfte sie nicht allein lassen in diesem Gefühl, mußte zu ihr stehen, jetzt mehr als je! —

Wie er es empfunden, so war es: Frau Hedwig litt. Mit einem Gefühl des Stolzes war sie in diese Ehe getreten. Nun bedrängten sie längst Zweifel und Unruhe und Mißbehagen. Aber sie suchte die Ursache des wachsenden Unfriedens nicht in sich selbst, sondern in äußeren Einflüssen. Darum grollte sie der Schwiegermutter und darum bäumte sich jetzt ihr Herz in Zorn und Haß wider Frau Schwarzmann, die Pfarrerin, auf. Von ihrem Mann hinweg ging sie an ihr Tagewerk; aber in jeder Stunde dieses Tages und derer, die ihm zunächst folgten, wuchs ihr Groll gegen die vermeintliche Feindin und ihr Verlangen, ihr weh zu tun. Sie wollte ihr den Schimpf zurückzahlen irgendwie! Dieses Verlangen und den Entschluß hatte sie in sich gehabt, als sie ihrem Mann widerwillig das Gegenteil versprach, diesen Entschluß trug sie jetzt mit sich herum und fühlte ihn in sich brennen und wachsen, bis er zu einer Art Hunger wurde. Und da sie im Hause niemand hatte, mit dem sie von ihrem Groll sprechen konnte, fühlte sie sich mehr

denn je zu denen hingezogen, die ihr am nächsten standen und bei denen sie Verständnis fand, zu Mutter und Bruder.

Eines Tages, nur kurze Zeit später, saß sie im Wohnzimmer der Frau Reimann dieser gegenüber und klagte ihr das — Unrecht, das sie zu tragen hätte.

Ihr elterliches Haus war groß, schmuck und noch neu im Vergleich zu den kleinen Arbeiterhäusern des Außenquartiers, in dem es stand. Es war mit den Kellern und Geschäftsräumen der Firma Reimann zusammengebaut und hatte drei Stockwerke. Fässer lagen auf der Straße, wo man in seine Haustür trat, und ringsum hatte der Boden Rotweinflecken. So war nichts eben Vornehmes an seiner Umgebung. Aber inwendig war es mit viel Aufwand geschmückt, und die Stube, in der Hedwig mit ihrer Mutter saß, war groß, hatte reich tapezierte Wände, eine teure Einrichtung, einen weichen türkischen Teppich und hier und dort noch eine Erinnerung an die schlichten Jahre der Familie, einen alten Nähstock, einen Sekretär, wie ihn der Kleinbürger zu täglichem Gebrauch in der Wohnstube stehen hat. An jene Zeit erinnerte auch noch das Kaffeegeschirr, das auf dem Tische stand und auf die Esser wartete, die zinnerne Kanne, der weißblau gestrichelte bauchige Milchtopf und der mit einem Glasperlenband umstickte Brotkorb.

„Das mußt du dir nicht bieten lassen, Kind," sagte die kleine dicke Frau Reimann, war rot vor Erregung, und ihre blauen Aeuglein funkelten zornig.

In diesem Augenblick kam Karl Reimann aus dem Hofe heraufgestiegen, wo er seine Burschen überwacht hatte, und trat in die Stube. Sie nahmen immer um diese Stunde den Kaffee. Den Sohn fiel die Mutter mit der ganzen Entrüstung an und erzählte, was die andre Pfarrerin von St. Johannes sich Hedwig gegenüber herausgenommen.

Karl machte nicht viel Worte, ließ sich nicht gerne in seiner Ruhe stören. Mit ein paar derben Kraftausdrücken tat er die Geschichte und die Pfarrerin ab, und nachdem er so jener seine Verachtung und der Schwester seine Teilnahme bezeugt, zog er seinen Rock aus und setzte sich breitspurig an den Tisch.

„Spült euch mit Kaffee den Aerger hinunter," lud er mit polteriger Gutmütigkeit die Frauen ein.

Da machten sich alle über die zinnerne und die blauweiße Kanne. Frau Hedwig war nicht zufrieden; aber das Gefühl des Daheimseins, das sie ankam, ließ sie auf Augenblicke ihren Groll vergessen. In vergnügtem Gespräch saßen sie über ihren Tassen, redeten von Bekannten und ihren Freuden und Leiden und ihren Kleidern und ihren Häusern und all dem Interessanten, das zu einem Nachmittagskaffee in manchem Bürgerhause gehört. Als sie mit dem Klatsch und dem warmen Kaffee sich Behagen angeredet und angetrunken hatten, kam Frau Hedwig auf ihre eigne Häuslichkeit zurück, rühmte eines und das andre und erinnerte sich dabei dessen, was nicht zu rühmen war und ihr das Leben verbitterte. Sie sprach manches scharfe Wort gegen die Einseitigkeit und Zöpfischheit der Altbürger im

allgemeinen, ihres Mannes und seiner Mutter im besonderen, und Frau Reimann fühlte die Erinnerung an eigne Unbill erwachen und stimmte kräftig bei. Inzwischen hatte Karl ein Blatt Papier auf eine Zeitung gelegt und begann, wie er oftmals tat, darauf herumzustricheln. Er hatte ein kleines Talent für Karikaturenzeichnen und pflegte sich bei Tisch damit zu beschäftigen, wie andre Brotkügelchen drehen oder mit dem Messer spielen. Die beiden Frauen achteten nicht auf ihn. Nach einer Weile schob er unvermerkt der Schwester sein Papier hin. Als ihr Blick darauf fiel, stutzte sie und nahm es jäh auf. Ihre Wangen röteten sich und ihre schönen Augen blitzten.

„Die — die Pfarrerin!" stieß sie heraus. Eine heiße und kindische Freude überfiel sie. Sie kicherte und rieb sich die Hände und reichte das Blatt ihrer Mutter, die ihr lachen half. Es war eine Karikatur der Frau Pfarrer Schwarzmann, ihre steife Art gut getroffen, ihr Gesicht zu dem eines klatschenden Weibes verändert.

„Das schicken wir ihr," sagte Frau Hedwig plötzlich.

Ihr Bruder, halb in der Zufriedenheit über das, was ihm eben gelungen war, halb aus plumper und sorgloser Freude an dergleichen Spaß, stachelte sie. „Das wird sie nicht übel ärgern," meinte er.

Wie auf Verabredung rückten sie in lustigem Eifer zusammen, alle drei, Hedwig, der Bruder und die Mutter. Hedwig langte sich vom Schreibtisch Tinte und Feder herüber.

„Sie sind eine Ehrabschneiderin," schrieb sie mit verstellter Schrift unter das Bild.

„Wenn Sie künftig Ihren Mund nicht zu halten vermögen . . ." diktierte Karl.

Hedwig schrieb und schrieb ein weiteres, bald eigne Gedanken, bald nach Angabe des Bruders. Mit über den Tisch gebogenen Oberkörpern saßen alle drei da.

„Recht, recht so," warf die Mutter ein paarmal ein.

So luden sie, Hedwig ihren Zorn über erlittenes Unrecht, der Bruder seinen derben Spott in diesen Brief hinein, ohne recht zu wissen, was sie taten, vom Augenblick hingerissen und dem Bewußtsein, die zuerst Gekränkten zu sein. Dieses Bewußtsein raubte ihnen die Einsicht dafür, daß sie eine Taktlosigkeit begingen. Wer sie gesehen und sich über ihr verwerfliches und unschönes Tun erzürnt hätte, hätte sich auch der andern Beobachtung nicht verschließen können, wie in diesem Augenblick eine große und feste Liebe sie untereinander verband, die keines über das Handeln des andern stutzen ließ, sondern sie so völlig einte, daß ihr dreifacher Groll nur ein einziger mehr war.

„So soll sie es haben," sagte Hedwig, als sie den namenlosen Brief gefaltet und in einen Umschlag gelegt hatte. Sie schrieb mit derselben verstellten Hand die Adresse und steckte ihn zu sich. Ihr Gesicht war jetzt bleich. Flüchtig schoß ihr das Wasser in die Augen, als sie eben noch einmal sich erinnerte, was ihr die fremde Frau angetan. Dann steckte sie den Brief in die Tasche.

Wohl eine halbe Stunde saßen sie noch beisammen und sprachen von ganz anderm mit behaglicher Ruhe, verloren kein Wort mehr über das, was sie getan hatten. Es war ihnen sonderbar wohl jetzt, wie andern Menschen nach einem großen Erfolg.

Als Frau Hedwig nach Hause ging, machte sie einen Umweg und warf den Brief in den Einwurf eines entlegenen Quartiers.

Und der Brief kam wohl an. —

Es war Abend, der zweite, nachdem Frau Hedwig ihre Leute besucht hatte. Ludwig Heß und Angelika musizierten. Die Kinder lagen schon zu Bett. Frau Hedwig saß strickend unter der Wohnzimmerlampe. Da läutete es, und die Magd öffnete die Haustür. Heß hatte die Klingel nicht hören können. Aber mitten in einem Liede, das Angelika zu seiner Begleitung sang, ging die Tür seines Zimmers von außen auf, und Pfarrer Schwarzmann trat herein.

„Verzeihung, man hat mein Klopfen nicht gehört," sagte er mit einer zittrigen Stimme, als ob er zu schnell die Treppe erstiegen hätte. Den schwarzen Hut hatte er draußen nicht abgelegt. Er legte ihn jetzt aufs Klavier, und seine Hand zitterte, wie vorhin seine Stimme. Auch war er bleich. Die kleinen unruhigen Augen flogen blitzschnell einmal durchs Zimmer. Dann hustete er und griff mit der Hand in den vollen grauschwarzen Bart, wie um Zeit zu gewinnen, ehe er sprach.

Heß bot ihm einen Stuhl. Er hatte ihm die Hand reichen wollen, aber der andre nahm sie nicht.

Angelika stammelte ein Wort der Entschuldigung und wollte sich nach dem Wohnzimmer entfernen, da der Gast ihr die andre Tür verstellte.

„Nein — nein — nein," stieß Schwarzmann heraus, „bleiben Sie da, Fräulein. Ich — ich will einen Zeugen haben, will ich."

Heß bemerkte erst jetzt, wie dem andern die Erregung den Atem verschlug. Er wunderte sich; aber sein Gewissen war ruhig. Er trat an einen Stuhl, dessen Lehne er faßte, und wartete.

Angelika stand mit weißem Gesicht in peinlicher Verlegenheit in seiner Nähe.

„Meine Frau hat diesen Brief bekommen," sagte Schwarzmann. Noch immer war es alles, was er herausbrachte. Er reichte Heß das Schriftstück. Dann, während dieser las, fand er Worte, salbungsvolle, bedächtige: Ja, ja, viel Sünde sei in der Welt, bei Leuten, bei denen man sie nicht suche! Der Laster größtes sei die Lästersucht! Der Gerechte aber müsse viel leiden!

Er sprach diese Sätze zu Angelika mit einem würdevollen Ernste, den er ihr, der Unbeteiligten, gegenüber am Platze fand, während er nachher wohl andre Register zu ziehen gedachte.

Ludwig Heß las den Brief. Schon ehe er die Augen auf ihn legte, wußte er, wer ihn geschrieben und wußte, daß Schwarzmann die Absenderin kannte so gut wie er. Er erfaßte, während er las, den Inhalt des Schreibens nicht ganz, sah nur, daß es eine Schmähung enthielt; aber während seine Augen die Zeilen überflogen, jagten sich seine Gedanken. ‚Deine Frau! Du mußt für sie stehen! Deine Pflicht

ist es!‘ Und er fragte sich, was er zu sagen habe, marterte sich mit der Frage; denn er fand die Antwort nicht. Den Brief in Händen, stand er schlank und schmal an seinem Stuhl. Sein helles Haar und sein Bart leuchteten unter der Dielenlampe; aber sein Gesicht war so bleich, daß jene fast dunkel erschienen. Und eben, als er sich aufraffte und sprechen wollte, stand Hedwig auf der Schwelle zur Wohnstube. Ob das Mädchen ihr gesagt hatte, wer gekommen sei, ob sie selbst es gehört hatte, es lag keinerlei Ueberraschung in ihrem festen, schönen, gesunden Gesicht. Sie blickte Schwarzmann gerade, vielleicht ein wenig dreist an. Er tat, als bemerkte er sie nicht, und sah, die Ellbogen auf die Knie gestützt, vor sich nieder. Angelika stand zwischen Mann und Frau und konnte sich nicht entfernen.

„Herr Schwarzmann bringt diesen Brief,“ hob Heß an.

Sie wußte sogleich, daß sie erraten hatten, von wem er geschrieben war. Es lag ihr auch gar nicht daran, sich länger zu verbergen. Ihr gutes Recht schien ihr fest genug zu stehen. Sie zuckte die Achseln und sagte, gegen Schwarzmann gewendet: „Ich zahle eben mit der gleichen Münze zurück, mit der man mich zahlt.“

„Dieser Brief ist eine Gemeinheit,“ sagte Schwarzmann. Seine Stimme war noch immer die des tiefgekränkten würdigen Mannes. In seinen Augen aber funkelte ein giftiges Zörnlein.

„Hoho, Herr Pfarrer!“ brauste Frau Hedwig streitbar auf.

Es wollte eine laute und unschöne Szene werden.

Da trat Heß zwischen seine Frau und den Kollegen. Er sprach nicht laut, aber sie schwiegen beide, als er verlangte, mit Schwarzmann allein zu sprechen. Vielleicht war es, weil er plötzlich krank aussah, verzerrte Züge hatte, daß einen die Furcht ankommen konnte, ein Wort gegen ihn möchte ihn leiblich niederwerfen.

Hedwig beschied sich zögernd. Sie hatte ein Wort auf den Lippen. Dann bezwang sie sich und ging hinaus, von Angelika gefolgt. Sie hörten beide noch, wie Schwarzmann sagte: „Die Sache zwischen der Frau Pfarrer und mir wird vor Gericht erledigt werden. Wir haben uns nichts mehr zu sagen, Herr — Kollege."

Als sie aber die Tür hinter sich geschlossen hatten, hörten sie Stühle rücken. Es schien, daß Ludwig Heß sich dem Gaste gegenüber niederließ.

Angelika stieg nach ihrer Stube hinauf. Frau Hedwig hinderte sie nicht. Erregt ging diese indessen in der Wohnstube auf und ab.

Die Unterredung der beiden Männer schien eine Ewigkeit zu dauern. Ihre Stimmen klangen selten laut; ein-, zweimal nur erhob sich diejenige Schwarzmanns grollend, heftig. Ludwig Heß sprach immer im gleichen Ton, klar und still, wie einer spricht, der sich ganz in der Gewalt hat. Aber unendlich lange dauerte das Hinundher der beiden Stimmen. Eine Angst packte Hedwig. Ihre Wangen färbten sich, begannen zu glühen, brannten. Vom Gericht hatte er gesprochen, der da drinnen! Hatte der ein Recht — hatte er, sie zu verklagen? Es — es konnte — unangenehm werden, konnte —

Zweimal, während ihre Unruhe wuchs, trat sie in plötzlichem Zorn auf die Tür zu. Was brauchte er noch da drinnen zu sitzen, der Mensch, der sie verklagen wollte, der sie geschmäht hatte! Was brauchte ihr Mann länger mit ihm zu markten! Aber jedesmal, wenn sie auf die Klinke drücken und jener Gespräch unterbrechen wollte, scheute sie zurück. Er hatte vorhin ganz anders als sonst ausgesehen, ihr Mann! Sie fürchtete sich.

Endlich klang drüben wieder das Stühlerücken. Dann traten die Männer in den Flur hinaus. Sie hörte deutlich Schwarzmanns dumpfe und ihres Mannes klare Stimme. Sie sprachen ruhig miteinander, in geschäftlichem Ton. Es schien nun, daß sie von etwas Alltäglichem redeten. Schwarzmann ging die Treppe hinunter, und Heß tat, was er nie getan hatte, begleitete ihn wie einen großen Herrn bis an die Haustür. Nach einer Weile kam er zurück und trat wieder in sein Zimmer. Hedwig horchte, ob er nicht zu ihr käme. Sie hatte Herzklopfen. Aber er kam nicht. Sie hörte, wie er sich drüben schwer in den Stuhl niederließ. Da trat sie hinüber, zaghaft, nicht sicher wie sonst. Er drehte ihr den Rücken, saß ganz niedergebeugt auf seinem Stuhl. Die Hände hielt er zwischen den Knien gefaltet.

„Wird — wird er klagen?" fragte Hedwig.

„Nein, er wird nicht klagen," sagte Heß und sah sich nicht um.

Sogleich wallte ihr rasches Blut wieder. „Er hätte es nur wagen sollen. Wir hätten ihm schon gezeigt — wir —"

„Es hätte gereicht, dich ins Gefängnis zu bringen," sagte er bitter.

Sie lachte. „Haha, das hätte ich sehen mögen!"

„Du hättest es gesehen!"

Seine Stimme klang so immer gleich. Auch sah er sich immer und immer nicht um nach ihr. Ihr Zorn ließ nach. Eine Art Reue kam über sie.

„Du wirst mich doch schelten," sagte sie, „fang an, ich — ich will lieber jetzt gleich alles hören."

Nun stand er auf. „Ich sage nichts," erwiderte er. „Ich kann dich nicht anders machen, als du bist."

Er sagte das so hin, ohne Groll, mit einem dumpfen Sichbescheiden.

Da wendete sie sich um und ging, halb trotzig, halb von einer fremden Scheu bedrängt.

Es war spät geworden. Sie löschte die Lampe in der Wohnstube. Dann ging sie nach ihrem Schlafzimmer hinauf. Aber mitten in der Nacht, nur notdürftig angezogen, kam sie wieder herab. Ludwig Heß war noch immer nicht gekommen. Sie fand ihn auf dem Stuhle sitzen wie vorher.

„Ludwig!" sagte sie. Dann begann sie zu weinen.

Er drehte sich langsam nach ihr um. Sie stand da mit nassen Augen, halb bittend, brauchte nichts zu sagen, verriet in Haltung und Gesicht, wie sie an ihm, ihrem Manne, hing.

„Kommst du nicht zu Bett?" fragte sie mit unsicherer Stimme.

Da nahm er sich zusammen wie einer, der weiß, daß er eben wieder weiter muß auf schwerem Weg.

„Gewiß," sagte er. „Geh nur! Ich komme schon."

Sie schlich bis in den Flur hinaus und wartete wieder. Aber er kam gleich, löschte nur das Licht erst und schloß die Tür.

„Ich komme! Geh nur!" wiederholte er, als er sie zitternd stehen sah.

So gingen sie an diesem Abend schlafen.

Sechstes Kapitel

Ludwig Heß war nicht in Ungewißheit mehr und hatte weder Hoffnung noch den Willen, etwas zu ändern. Er wußte, daß seine Ehe ein Irrtum war. Der Vorfall mit dem Brief hatte ihn völlig wachgerüttelt. Nun stand er und starrte in die Gegenwart mit freudlosen Augen, und wenn er in die Zukunft schaute, sprang etwas wie Entsetzen in seinen Blick. Das Leben war lang! Dann nahm er sich zusammen. Es galt, aus diesem Leben zu machen, was möglich war, und seine Pflicht zu tun. Daß es einen Ausweg gäbe, einmal geknüpfte Bande zu lösen, daran dachte er nicht, hätte daran auch nicht gedacht, wenn die Kinder nicht gewesen wären. Er begann mit gutem Willen sein Leben neu; aber es war nicht leicht, jenen zu behalten, nun er sehend geworden war. Hundert kleine Dinge, die in Frau Hedwigs Art lagen, Mängel der Erziehung, der Lebensart und des Charakters, Dinge, die er früher bemerkt und unangenehm empfunden hatte, aber für die er nicht eigentlich wach geworden war, erkannte er jetzt als das, was sie waren. Und zwanzigmal des Tages stach ihn die Qual. Aeußerlich war er

der gleiche wie immer, geduldig, bereit, zu Hedwig zu stehen, wo sie seiner bedurfte und wo es galt, ihre Blößen Dritten gegenüber zu decken. Alles andre machte er inwendig mit sich ab.

Eine war im Hause, die ihn durchschaute. Angelika, die wie er ein ruhiges und frohes Auge für alle Schönheit und eine tiefe Empfindsamkeit für alles, was gewöhnlich und unzart war, hatte, wußte, wie er litt. Wie ihr selber das derbe Wort weh tat, das Frau Hedwig entglitt, ihre Gleichgültigkeit gegen alles, was das Leben adelte und verschönte, sie verletzte und ihre Taktlosigkeiten ihr unbegreiflich schienen, so empfand sie, daß der schlanke und ruhige Mann, dessen Hand von allem Niedrigen sich rein hielt, unter all dem wie unter einer Marter zuckte. Je länger sie im Hause wohnte, desto besser durchschaute sie ihn; es war etwas in ihrer reinen und stillen Seele, das sie zu immer größerer und klarerer Erkenntnis dessen reifen ließ, was der andre in sich trug. Sie stand staunend beiseite und sah, wie jener ohne Klage und Murren ertrug, was ihn bedrängte. Dann — allmählich, während eine leise Leidenschaft in seinem Klavierspiel, ein schmerzlich-liebevolles Wort zu einem der Kinder, ein unbewußtes und kaum merkliches Aufatmen, wenn er eine Stunde mit ihr, Angelika, allein war, ihr die einzigen Zeugen waren, wieviel er in sich verbiß, wärmte sich ihr Herz für ihn und seine schweigende Art. Ihr Blick folgte ihm, und das Mitleid begann sie zu bedrängen, so daß sie an sich halten mußte, um ihm nicht ein herzliches Wort zu sagen. Ihre Gedanken beschäftigten sich viel mit ihm, gingen

mit ihm auf seinen Amtsgängen und am Sonntag auf die Kanzel, und wenn sie, Angelika, auf der Schule war, irrten diese selben Gedanken rückwärts in das Haus, wo Ludwig Heß nicht glücklich war.

Da kamen die Tage der Demütigung für ihn.

Von der Klage war Pfarrer Schwarzmann abgestanden; aber er war weder groß- noch christlichmeinend genug, daß er nun Frau Hedwigs Fehltritt in Vergessenheit hätte geraten lassen. Es war ein guter Anlaß, die eigne Mildherzigkeit leuchten zu lassen, indem man da und dort erzählte, was man der Frau des Kollegen vergeben hatte. So mancher Bibelspruch ließ sich mit klangschöner Stimme hinmalen, daß er dem Hörer einen Augenblick, wie ein vieltönig Glockenspiel in der Luft bimmelnd, gleichsam stillstand. Pfarrer Schwarzmann verdrehte die kleinen Augen und holte diese Bibelsprüche aus einer tiefen Brust. So war es nicht seine strenge, steife Frau, die eigentlich Beleidigte, sondern er, der Frau Hedwigs Unvorsichtigkeit nicht zur Ruhe kommen ließ. Er brachte es fertig, daß nach Tagen und Wochen die Stadt davon laut war, was eine fromme Pfarrersfrau von St. Johannes für eine verächtliche Tat sich hätte zuschulden kommen lassen. Dabei war es menschlich, daß, was die Frau gefehlt, dem Manne mitangerechnet wurde; da dieser doch nichts tat, seine eigne Schuldlosigkeit nachzuweisen. So groß daher Pfarrer Heß' Beliebtheit war, so fielen, vielleicht zuerst von solchen, die ihn weniger kannten, dann aber von mehreren harte Worte auch gegen ihn. Ein kleiner Sturm brauste durch St. Felix,

bald in diesem, bald in jenem Hause oder Quartier aufspringend, und es waren eifrige Boten genug, die ins Pfarrhaus von St. Johannes trugen, wann und wo es eben wieder heftig gewindet hatte.

Frau Hedwig, nachdem sie gewiß war, daß ihr Mann ihr Vorwürfe ersparte, und nachdem sie über das erste Unbehagen, das gerade seine Schonung ihr bereitet, hinweggekommen war, schalt heftig über die Lästersucht der Menschen, Ludwig Heß selbst schwieg. Er sah, wie dieser und jener Gruß, den er auf der Straße einheimste, kühler war als sonst, hörte ein tadelndes Wort eines alten und hochstehenden Mitgliedes seines Kirchenvorstandes ruhig an und schwieg noch immer. Nur Angelika wußte, wie es in ihm aussah, wußte es und hätte doch nicht zu sagen vermocht, woher.

Eines Tages, da sie am Klavier standen, wandte Pfarrer Heß sich zu ihr: „Vielleicht — sollten Sie nicht Ihre Mutter in Kenntnis setzen, Fräulein Angelika? — Es wird viel über mein Haus gesprochen in diesen Tagen, und es möchte ihr vielleicht unlieb sein, Sie länger hier zu wissen."

Angelika blickte auf. Ihr Gesicht blieb völlig ernst, und doch war wie der Schein eines ruhigen Lächelns darin. Vielleicht lag das in ihren klaren, ernsthaften Augen. „Meine Mutter weiß, daß ich nicht bliebe, wenn sich an meiner Achtung für Sie und — Ihre Frau etwas hätte ändern müssen."

Ihre Rede war fast herb, wie ihre ganze Art immer zurückhaltend und kühl war. Aber in dem Ausdruck ihres Gesichtes lag die Wärme, die ihre Worte entbehrten.

Heß sprach nicht weiter, sondern blätterte in den Noten. Indessen trieb der Gerechtigkeitssinn und das Verlangen, ihm wohlzutun, Angelika, daß sie Frau Hedwig zu rühmen begann: wie sie ein Muster von Arbeitsamkeit, wie sie besorgt sei um sie, Angelika selbst, gleichwie um ihn und die Kinder! Wie sie heute wieder schmuck aussehe, in ihrem reichen braunen Haar, dem frischen Gesicht, und wie ihre schönen Augen aus diesem Gesichte leuchteten!

Es war ein unaufdringliches Lob, fügte sich ihr auf die Lippen, wie es, vom Augenblick geweckt, ihr aus dem warmen Herzen sprang.

„Gewiß," sagte Heß, „Sie haben so recht."

Er fuhr nicht weiter; denn er sprach nie ein Wort, das wie eine Klage gegen seine Frau hätte sein können. Auch ihr, Angelikas, Bleiben oder Gehen berührte er nicht mehr, sondern hob in leichterem Ton von anderm zu sprechen an. Nach einer Weile verließ ihn das junge Mädchen. Ein Paket Noten in Händen tragend, vermochte sie die Tür nicht zu schließen, und er hieß sie sie offen lassen, da er ihr gleich folge. Dann aber blieb er mitten in seinem Zimmer stehen und sah ihr unbemerkt nach. Schlank und anmutig stieg sie über die Treppe hinauf. Sein Blick überflog ihr krauses dunkles Haar und ihr nicht regelmäßig schönes, aber ihre empfindsame und starke Seele widerspiegelndes Gesicht. Da fühlte er plötzlich, daß er vorhin eine heimliche Furcht in sich gehabt hatte, sie könnte wirklich das Haus verlassen. Und er wurde inne, daß seine Freude an ihr hing, eine leise wehmutsvolle Freude, wie man sie wohl empfindet, wenn

man durch schöne Lande wandelt, an denen das Herz festwächst, in denen man weilen möchte, und die man doch nie Heimat nennen darf.

Es war wenige Tage später, daß die Frau Säckelmeisterin ins Pfarrhaus kam. Dieselbe Not trieb sie her, die sie seit langem brachte, die Sorge um den Sohn. Die alte Frau war nicht mehr ganz so rüstig wie früher, nicht so sicher beim Gehen auf der Straße, und so brachte sie Grite, die Magd, mit sich, an deren Arm sie schritt.

Die Kinder waren voll Freude und erfüllten das Haus mit Jubel. Frau Hedwig aber hatte ein unwirsches Wesen, halb beklommen, halb ungehalten. Mit klarer Ruhe begegnete ihr die Frau Säckelmeisterin und wußte klug alle Reden so zu wenden, daß äußerlich jeder Schein einer Verstimmung zwischen ihr und der Schwiegertochter vermieden blieb. Die Frage aber, die ihr am Herzen lag, tat sie erst, als Hedwig sich für ein paar Augenblicke entfernt hatte und nun Ludwig Heß und Angelika allein mit ihr im Zimmer blieben.

„Du bist blaß, Sohn," sagte sie. „Bist du krank?"

Zum erstenmal fiel es auch Angelika auf, daß Heß' Gesicht schmaler geworden war. Der versonnene Ausdruck seiner hellgrauen Augen trat schärfer hervor, und auf seiner Stirn lag es wie Müdigkeit.

Er sah aber mit einem männlichen und festen Lächeln auf seine kleine, schlanke Mutter herab und scherzte, daß sie Dinge sähe, die nicht seien, wußte darauf auch durch die Art und Weise, wie er gleich wie immer lebhaft mit allen, den Kindern, der

Mutter, seiner Frau und Angelika sich beschäftigte, die Sorge der Frau Säckelmeisterin zu zerstreuen. Als er aber an diesem Tage die Mutter wieder selbst zum Schiff, mit dem sie nach Hause fuhr, geleitete, war im Wesen beider eine noch größere Rücksichtnahme aufeinander, eine große schweigende, hinter einer feinen Gemessenheit sich bergende Liebe, als ob dieser Gang eine besondere Bedeutung hätte und nicht manches Zusammensein ihnen mehr vergönnt wäre.

Angelika stand am Fenster ihres Zimmers, als die beiden, gefolgt von Grite, der Magd, über die Johannes-Hofstatt schritten, und fühlte diese Liebe heraus, als ob sie in beider Seelen sähe. So sehr war sie selbst vom Stoffe, aus dem jene gemacht waren.

Es folgten nun wieder äußerlich stille Tage. Dennoch brachte jeder von ihnen seinen Kampf und seine Qual für Ludwig Heß, aber auch für Frau Hedwig. Sie fühlte sich ihrem Manne fremder geworden, und wenn es sie auf einer Seite erbitterte und ihr Wesen noch eckiger und unliebenswürdiger machte, so sprang sie anderseits zeitweise eine heiße Angst an, daß sie jenen ganz verlieren könnte, und ihre Liebe erstarkte daran.

Dann wurde es Frühling nach einem strengen, nebligen Winter. Ein jähes Tauen hob an. Als die Sonne die Nebel überwand, war sie schon stark und stand lange am Himmel. Da liefen die Traufen. Lange düster gewesene Stuben waren wie gesegnet, so reich lag das goldene Licht auf ihren Dielen. Auf dem Lindenhofe, einem mit alten Linden be-

standenen Bollwerk der Stadt, das dicht hinter der Johannes-Hofstatt sich erhob, brachen kleine Blattspitzen aus; und die Menschen hatten noch kaum der Knospen geachtet. Aber es erwachte nicht nur ein reicheres Leben, auch ein reicheres Sterben ging durch die Stadt. Die alten Leute, deren Scharen der Frühling immer lichtet, hoben die Köpfe. Hier legte sich einer und nun der und der! Weil sie den Lenz nicht mehr ertrugen! Und sie begannen an ihrem Lebensrest herumzurechnen und kamen mit leiser Trauer immer zum gleichen Ergebnis, daß ihnen wenig, wenig Zeit mehr blieb.

Pfarrer Ludwig Heß hatte nicht eigner Sorge genug, daß er des Kummers in der Stadt vergessen hätte. Er predigte über das Bibelwort: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg“ (1. Korinther 15, 55), seiner Gemeinde zum Trost. Seine Kirche war nicht ganz so voll wie ehemals, aber es war an diesem Sonntag niemand darin, der nicht in einer seltsam getrosten Ruhe hinweggegangen wäre, weil der Gedanke an eignen Tod oder den Tod solcher, die ihm lieb waren, in dieser Stunde weniger Schrecken für ihn hatte.

Aber nicht nur an viele Alte kam das Sterben. Das jähe Tauen hatte allerlei Krankheiten in der Stadt verursacht, insbesondere brach unter der Schuljugend eine gefährliche Epidemie aus, so daß der Tod nun an zwei Enden der Menschheit zehrte.

An einem und demselben Tage legten sich im Pfarrhaus zu St. Johannes die beiden Kinder zu Bett. Der Arzt, der gerufen wurde, machte Bedenken: die Not der Stadt war auch an die zwei

Kinder gekommen. Nun kam eine schwere und dumpfe Zeit. Heß und seine Frau wichen kaum von den Betten der fiebernden Kinder. Frau Hedwig zeigte die Kraft wieder, die sie vor Jahren, als ihr Vater starb, zur einzigen Aufrechten im Hause gemacht hatte. Es war merkwürdig, welche Opferfreudigkeit und Ausdauer ihr innewohnten. Sie überließ niemand die Pflege der Kranken, bedurfte kaum der Ruhe und gönnte sich keine. Was im gewöhnlichen Leben Eckigkeit und Unbeholfenheit der Rede und des Wesens an ihr war, wurde in diesen Tagen zu einer Strenge, die ihr, der körperlich Starken und Gesunden, wohl stand. Sie gewann eine Ueberlegenheit, die Heß oftmals mit staunendem Blick sie ansehen ließ. Die Ueberzeugung erfüllte ihn, daß ihm nichts zu tun blieb, daß die Kranken in keiner besseren Obhut liegen könnten. Da marterte der Gedanke ihn wieder, weshalb er den Weg zu Hedwig nicht finde, da sie doch wie Fehler so auch Tugenden hatte. Aber es kamen die Tage und zeigten ihm neu und neu die Mängel an Lebensart, die ihr anhafteten, und er kam ihr nicht näher.

Zu den Kindern trat er am liebsten ein, wann er seine Frau beschäftigt wußte. Dann saß er mit froher, ja fast sehnsüchtiger Geduld an ihren Betten. Er sah, daß Else, sein Töchterchen, ihn nicht entbehrte. Sie sprach von der Mutter, verlangte in allen Dingen nach ihr und war immer ungeduldig, bis sie wiederkam. Wie das Kind ihr im Aeußeren ähnlich war, so hatte es auch in seinem Wesen manches von ihr angenommen, und so gehörten sie

beide zusammen. Der kleine Johann Jakob aber, der weniger lebhaft war und, mit seinen großen Augen an die Decke schauend, oft lange ruhig daliegen konnte, freute sich nicht nur flüchtig wie die Schwester über des Vaters Kommen, sondern hielt, wenn er bei ihm am Bette saß, fest seine Hand mit seiner eignen heißen umspannt und sprach nicht, war nur zufrieden und konnte nie rascher den Schlaf finden, als wenn er an Heß' Hand gleichsam aus dem Tag ins Traumland ging.

Auch Angelika saß bei den Kindern, und sie kannten ihren Schritt und wollten sie nicht mehr lassen, wann sie kam. Weil sie ein seltener Gast war, lag für die Kranken etwas Festliches in ihrem Kommen.

Nach Wochen und Wochen genasen die Kinder. Als der Arzt versichert hatte, daß die Gefahr vorüber sei, kamen Frau Reimann und ihr Sohn, die schon vorher eine eifrige Sorge gezeigt hatten, häufig nach den Genesenden sehen. Karl Reimann zeigte seine ganze plump-rauhe Gutmütigkeit und trat nie ins Zimmer der Kinder, ohne eine Ueberraschung für sie, ein Spielzeug, einen Scherzartikel und dergleichen, in der Tasche zu haben. Auch Frau Hedwigs Mutter machte sich allerlei Mühe, den Enkeln Freude zu bereiten. Bald erfüllten diese beiden und Frau Hedwig das ehemalige Krankenzimmer mit einer lauten Munterkeit, die den Kindern um so mehr zusagte, als mit dem Fortschreiten der Genesung auch ihr junger Uebermut sich neu zu regen begann. Manchmal überkam Heß, wenn er in seinem Zimmer die lauten Stimmen der andern vernahm,

eine leise Bitterkeit, als hätten jene einen Sieg gewonnen, der ihn aus liebem Besitz verdrängte.

Eine war in all den Tagen nicht gekommen, die Frau Säckelmeisterin. Sie wußte um die schwere Krankheit der Kinder. Häufig schrieb sie an ihren Sohn und ließ sich von ihm Nachricht geben. „Aber," ließ sie ihn wissen, „so sehr mich nach deinen Kindern verlangt, es ist besser, daß ich euch jetzt nicht besuche!" Und Ludwig Heß wußte, daß sie fernblieb, damit die Schwiegertochter ihr Kommen nicht als eine Einmischung in ihre Pflege empfinde.

Als die Kinder schon wieder außer Bett und nur noch an die Stube gebunden waren, bemerkte Angelika, daß Pfarrer Heß einen schweren Husten hatte. Er hatte im Amte arbeitsstrenge Tage gehabt, war viel außer Haus und auf Krankenbesuchen gewesen, und hatte sich nicht geschont. Aus seiner Erkältung wurde keine Krankheit, aber sie wollte auch nicht sich verlieren. Es dauerte Tage, ehe Frau Hedwig zum erstenmal seines Unwohlseins gewahr wurde. Sie zankte, daß er nicht vorsichtig sei, verbesserte dann mit lustiger Sorglosigkeit sich selber und meinte, zu Angelika gewendet, am Ende sei nicht viel daran. Die ganze Stadt sei erkältet in diesen Tagen.

Angelika fand sich kurz nachher mit Pfarrer Heß allein. Abermals überkam ihn der pfeifende Husten. Sie sah, was sie seit Tagen wußte, daß eine Veränderung mit ihm vorging. Seine Augen glänzten und standen tief im Kopfe. Da stieg etwas heiß in ihr auf und nahm ihr den Atem, so daß sie nur mit leiser Stimme die Worte zu sprechen

vermochte: „Sie sind krank, Herr Pfarrer. Sie — Sie müssen den Arzt — Wenn Ihre Frau Mutter es wüßte!“

Er wendete sich ihr zu und sah sie an. Aus ihren atemengen Worten klang etwas, was sie eigentümlich von denen unterschied, die eben Frau Hedwig gesagt hatte. Zu jenen hatte er gelächelt. Nun überströmte ihn eine wundersame Wärme, als ob eine Sonne sie auf ihn würfe. Er lächelte ein wenig mühsam. Dann sagte er: „Ich — gewiß, ich werde einen Arzt fragen.“ Er verbarg nichts, gab mit diesen Worten ruhig zu, daß er selbst am besten wüßte, wie ihm Hilfe not tat.

Er ließ auch nicht manchen Tag vergehen, ehe er sein Versprechen hielt. Da wurde auch Frau Hedwig aufmerksam. Blitzähnlich sprang eine große Angst sie an. „Du siehst schlecht aus,“ sagte sie zu Heß. „Was meinte er, der Doktor? Du wirst dir doch Sorge tragen?“

Wenn er es noch nicht gewußt hätte, so hätte er es jetzt sehen können, wie sie ihn liebte. Es war etwas wie Hilflosigkeit an ihr, als fühle sie den Abstand zwischen ihr und ihm erst in diesem Augenblick, da ihre feste Gesundheit sie rein äußerlich zu einem rauheren Menschen machte, als er, der Leidende, war. Sie empfand sein Leiden als etwas ihr Fremdes, über das sie kein Urteil hatte und das sie darum mit Furcht erfüllte. Dann kam die Ungeduld sie wieder an: „Du mußt dich pflegen, dich mehr schonen,“ zankte sie.

Er näherte sich ihr mit seiner stillen Ueberlegenheit, klopfte ihr auf die Schulter und sagte: „Es

wird bald besser werden! Sei ohne Sorge.“ Damit kamen sie von seinem Unwohlsein ab.

Die zwei Frauen, Angelika und Hedwig, beobachteten ihn von da an, jede auf ihre Weise, jede mit wachsender Sorge. Frau Hedwig ließ aber aus dieser Sorge eine bittere Unzufriedenheit wachsen, einen Groll gegen alle, die mit ihr lebten, als hätten sie schuld an dem, was ihr Kummer war. So wenig war sie daran gewöhnt, sich selbst im Zaume zu halten, daß sie ihres Mannes Krankheit als ein ihr geschehenes Unrecht empfand, darum zuzeiten mürrisch im Hause herumging und durch allerlei Aeußerungen ihrer Unzufriedenheit Ausdruck gab. Angelika zitterte manchmal ob ihres lauten Wesens, nicht um ihret-, nur um des kranken Mannes willen, von dem sie wußte, daß ihr Gebaren ihm in die Seele schnitt, und daß die Zweifel, die er in sich trug, vielleicht mehr an ihm zehrten als die leibliche Krankheit. Sie selbst, Angelika, war still und ernst und aufmerksam. Mit lautloser Anmut schritt sie durch die Stuben des Pfarrhauses, war niemand im Wege, und überall war doch die Alltäglichkeit von kleinen Wohltaten ihrer klugen Hand verschönt. Mit seltsamem Feinsinn wußte sie auch Hedwigs Liebe, die sie sich zu Anfang gewonnen, sich zu erhalten.

In Ludwig Heß' Augen war nun noch mehr als früher ein sinnender Ausdruck. Sein Blick hatte etwas weithin, wie in dunkle Zukunft Schauendes. Auch folgte er mit den Augen wie Angelika so auch Frau Hedwig und seinen Kindern oft und lang. Hinter seiner klaren Stirn konnte man die Gedanken

arbeiten sehen zu solcher Zeit. Er legte, wie sein Blick in die Zukunft zu staunen schien, in Gedanken diese Zukunft sich zurecht, nicht seine eigne, sondern die derer, die zu ihm gehörten. Und sein Blick glänzte und hatte ein schmerzliches Licht, wenn er auf dem kleinen Johann Jakob ruhte.

In diesen Tagen begann es, daß seine Gemeinde auf sein Kranksein aufmerksam wurde. „Wie heiser seine Stimme heute geklungen hat,“ sagten sie eines Sonntags nach seiner Predigt. Dann wußte der und jener Auskunft zu geben, daß Pfarrer Heß geraume Zeit schon leidend sei. Ein dritter kannte seinen Arzt und fügte geheimnisvoll hinzu, daß dieser dem Kranken wenig Hoffnung gebe. Nun kamen die Stimmen des Mitleids. Die Frauen warfen sie zuerst in das allgemeine Reden. Bald und für Tage bildete Pfarrer Heß' schwere Erkrankung das Tagesgespräch. Wie schöne und reine Blumen aus ungleichem Erdreich wuchs aber aus dem Gerede die Liebe seiner Gemeinde für ihn wieder auf, an der er eine Zeitlang Einbuße gelitten. Das Pfarrhaus sah viel junge und alte Gäste, die Nachfrage nach des Kranken Ergehen hielten. Schon hatte er indessen Mühe, am Sonntag seine Predigt zu Ende zu halten. Einmal mußte er seinen Kollegen Schwarzmann, zu dem er ein Verhältnis kühler Höflichkeit aufrechterhielt, bitten, ihn zu vertreten. Dann segnete er an einem Wochentage zwei Neuvermählte ein, die ihm als einstige Schüler seines Konfirmandenunterrichts lieb waren. Und am folgenden Sonntag vermochte er nicht zu predigen, da seine Stimme allen Ton verloren hatte. Wochen-

lang mußte er dem Amte fernbleiben. Dann geschah es, daß der einzige Sohn einer ihm nahe befreundeten Familie starb, und er wollte es sich nicht nehmen lassen, ihm selbst die Leichenrede zu halten. An diesem Tage stand er zum letztenmal in seiner hohen, alten und festen Kirche. Sie war mit dunkelm Grün und schwarzen Tüchern ernst, fast düster geschmückt. Aus der kleinen Amtstüre trat Pfarrer Heß in seinem Talar vor die Trauergemeinde, unter der sich Hedwig und Angelika befanden. Er sprach mit seltsam bewegter dunkler Stimme schöne und friedliche Worte, die von einem klaren und weitsichtigen Geiste zeugten. Zuweilen lag ein schmerzlicher Zug um seinen Mund. Viele, die ihn an diesem Tage sahen, vergaßen sein Bild nicht mehr. Sein Gesicht und seine Hände waren sehr blaß. Ersteres hatte eingefallene Wangen, und die Augen lagen noch immer tief. Aber letztere hatten ihre graue Helligkeit noch und eine große Ruhe. In der ganzen Haltung des schlanken Mannes aber und in der Art, wie die Hände das Buch faßten, wie er sie im Gebet darüber faltete oder, um einen Hustenanfall zu verbergen, sein Tuch vor die Lippen hielt, in jeder Gebärde lag ein wohltuendes Ebenmaß.

Zwischen Hedwig und Angelika schritt er, nachdem der Zug der Trauernden die Kirche verlassen hatte, über die Johannes-Hofstatt nach seinem Hause. Er mußte langsam gehen, denn sein Atem ging knapp. Frau Hedwig reichte ihm ihren Arm, daß er sich stütze, und er tat das, und manchmal standen sie still, damit er sich ausruhe. Dann blickte er ab-

wechselnd in die Gesichter der zwei Frauen, die mit ihm gingen, und sprach mit ihnen, und es war, als spräche er beiden mit einem Lächeln, das er in den Augen hatte, Mut zu. Nichts von dem, was ihn noch immer quälte, kein Hauch des innerlichen Entfremdens, das ihn von Frau Hedwig schied, verriet sich in Rede oder Blick. Er war gegen sie von einer großen Güte und Geduld. Aber seine Stimme klang auch nicht weicher oder wärmer, wenn er zu Angelika sich wendete. Nur immer, wenn er den Blick von ihr nahm, haftete er einen Augenblick wie träumend im Leeren.

Siebentes Kapitel

Am Tage nach dieser Amtshandlung faßte Ludwig Heß ein großes Verlangen nach seiner Mutter. Sie war zweimal bei ihm gewesen, unruhig um ihn. Nun wußte er, daß sie auf ihn wartete, und vielleicht ahnte er, daß er auch die kurze Reise an den See hinauf bald nicht mehr zu tun vermöchte. Frau Hedwigs Gesicht wechselte zwar ein Lachen gegen ein Stirnfalten ein, als er ihr von seiner Absicht, nach dem Seegut zu fahren, sprach, aber sie widerredete nicht. Als dann gegen Ende derselben Woche ein reicher, lichtgesegneter Frühlingstag kam, riet sie ihm selbst, zu gehen, wollte nichts davon wissen, daß die Kinder ihn begleiteten, da sie ihn ermüden würden, und riet dafür Angelika, mit ihm zu fahren. Diese letztere war nun schon so nahe mit dem Hause verwachsen, daß Frau Hedwig sie wie

eine Verwandte betrachtete, aber auch ohne Wesens wie eine solche zuweilen über sie verfügte und dabei oft der Höflichkeit und Rücksicht vergaß, die sie der Hausgenossin schuldete. Angelika richtete den Blick auf Pfarrer Heß, als erwarte sie von ihm die Antwort auf Frau Hedwigs Einladung. Er streifte mit ruhigen Augen die ihren und sagte mit leiser Freude: „Wenn Sie können, Fräulein Angelika, so bin ich um solchen Reisegenossen wohl froh."

So entschied es sich, daß Angelika mitfuhr, und sie machten sich für die kleine Reise bereit. In einem Mietwagen fuhr Hedwig mit den beiden andern zur Lände. Da der Tag immer sonniger und schöner heraufwuchs, hatte Heß beschlossen, mit dem Dampfschiff zu reisen. Er und Angelika standen auf Deck, als das Schiff abfuhr, und winkten Frau Hedwig zu, die am Lande verblieben war. Ein warmes Leuchten lag über dem Schiff und ihren beiden Gestalten.

Der See hatte kein Leben. Blau und voll Glanz lag er und schlief, und blau und voll Glanz weit über ihm hin wölbte sich der Himmel. Fast lautlos zog das Schiff den See hinauf. Das Ufer von St. Felix blieb weit und weit zurück. Und der Tag war so voll strahlender Schönheit, daß die zwei auf dem Schiff vergaßen, was vor und was hinter diesem Tage lag, und nur in einer schweigenden Lust die Stunden lebten, die ihnen eben gegeben waren. In diesem stillen Erleben eines seltsamen und wundervollen Tages glich ihr Besuch auf dem Seegut jenem ersten, den sie da zusammen gemacht hatten.

Aber es lag ein noch größerer Friede über diesem, als über jenem gelegen hatte. Ludwig Heß fühlte sich wohler denn seit langem. So störte auch nicht die Erinnerung an seine Krankheit ihre Zufriedenheit.

Wie einst kam ihnen die Frau Säckelmeisterin bis an das morsche Gartentor entgegen, und Grite, die Magd, stand hinter ihr und nahm Angelika die Decken ab, die sie trug, und Tiger, der Kater, strich Heß um die Beine, als ob er ihn besonders grüße. Sie lebten dann die Stunden nebeneinander hin. Angelika staunte über die Gefaßtheit, mit der die Frau Säckelmeisterin ihrem Sohne zu verhehlen vermochte, wie sie heimlich sich um ihn quälte. Nicht ganz mit der Leichtigkeit früherer Tage, aber immer noch lautlos und sicher bewegte sie sich um ihn und tat ihm mit den feinen, schlanken und sorgenden Händen alle die Liebe an, die auszusprechen die hohe, zeit ihres Lebens geübte Selbstbeherrschung ihr verbot. Nur manchmal sah Angelika die alten und strengen Augen in dem schmalen, runzligen Gesicht wie in plötzlichem Schrecken groß werden und Ludwig Heß folgen, wenn er, auf einen Stock gestützt, durchs Zimmer schritt.

Aber auch er verlor nicht einmal an diesem Tage seine Ruhe und Festigkeit, mit denen er der Krankheit noch Widerstand leistete und, die ihm lieb waren, zu täuschen suchte. Beide, Mutter und Sohn, ergaben sich dann einer gedämpften Freude, die nichts Erzwungenes hatte, sondern wirklich war und wohl dem Grunde entsprang, daß sie klar das Schicksal erkannten, das über ihnen waltete, sich schweigend

und erhobenen Hauptes dareinfügten und nun mit ernstem, ruhigem Lächeln das Glück des Beisammenseins noch genossen. Dabei half eines dem andern, ohne es selbst zu wissen, doch des andern Hilfe unwillkürlich dankbar empfindend, und es lag ein hoher Adel auf ihnen beiden. Als Angelika kurz und blitzähnlich Frau Hedwigs Bild vor die Seele trat, erschien ihr dieses als etwas ganz Fremdes, nicht in ihr und das Leben dieser Menschen Gehörendes, und sie vergaß es sogleich wieder wie etwas Störendes, dem man nicht Eintritt in einen frommen und friedlichen Gedanken gestattet.

Nach Tisch ruhte die Frau Säckelmeisterin, wie es ihr vom Arzte seit einiger Zeit geraten war und Heß ihr mit ernster Beharrlichkeit gebot. Er selbst aber begab sich mit Angelika in den Garten, und sie wandelten langsam über die grauen Wege. Der Tag war zu seinem blausten Glanze gediehen. Wie helles Feuer brach es über den dunkeln Garten nieder. Das Grün des Rasens leuchtete, und die hohen, schlanken Bäume standen reglos und stolz. Um ihre Wipfel zitterte das Licht. Nach einer Weile kamen sie an die Seemauer hinunter und hoben an dieser entlang unter den Bäumen auf und nieder zu schreiten. Sie sprachen von der tiefen Ruhe des Gartens, der Schönheit des Tages, der glanzvollen Helligkeit des Sees, dessen Weite sich im Gegensatz zu dem baumbeschatteten Garten mächtig dem Lichte auftat. Wieder wie schon einmal ergaben sie sich ganz der Freude an der Gegenwart und sprachen nur von dem, was vor ihren Blicken war, sprachen kein Wort von Gewesenem und Künftigem.

Es fügte sich, daß, während sie ohne müde zu werden auf und nieder schritten, Ludwig Heß, dessen eine Hand auf den Stock gestützt blieb, mit der linken die Hand Angelikas faßte, leicht, wie man eines Kindes Hand faßt, und sie nicht mehr los ließ. Sie verstummten bald vollends und konnten sich doch nicht von dem schönen Wege trennen, standen nur manchmal still und blickten in sich versunken über das blaue Wasser hin. Vielleicht schien es ihnen, daß jedes Wort sie aus dem hohen Frieden reißen müsse, der sie erfüllte. So achteten sie auch nicht darauf, daß in dem Ineinanderliegen ihrer Hände etwas lag, was andre Menschen befremdet hätte.

Endlich sagte Heß: „Wir müssen wohl nach der Mutter sehen, Fräulein Angelika."

Sie nickte nur und ihre Hand zuckte in der seinen; aber er gab sie nicht frei. Schweigend wie sie hier gegangen waren, begaben sie sich gegen das Haus hinauf, unter den hohen Bäumen und zwischen den Rasenbeeten hindurch. Da kam ihnen die Frau Säckelmeisterin schon entgegen. In ihrem schwarzseidenen Kleide, das von altem Schnitt war und die Feinheit ihrer Gestalt noch hob, kam sie daher. Die beiden grauen Locken fielen ihr auf die Schultern. Die Hände hielt sie unter der Brust übereinander gelegt. Als sie die beiden erblickte, kam in ihre Augen ein leises Staunen, das aber, kaum entstanden, in ihrem gewohnten freien und ruhigen Schauen wieder verging. Sie hatte bemerkt, wie ihr Sohn und Angelika Hand in Hand gingen. Das Staunen war der natürliche Ausdruck einer

Erkenntnis, die in diesem Augenblick ihr aufging. Mit einem Male sah sie das klar, was die beiden Nahenden wohl selbst nicht wußten oder sich gestanden. Es beunruhigte sie nicht. Ihr Vertrauen zu ihnen beiden war zu groß. Mit einem stillen und schmerzlichen Gefallen blickte sie auf sie.

„Ihr seid lange geblieben," sagte sie lächelnd, als sie voreinander standen, und nun erst ließ Heß die Hand des Mädchens, und die Mutter in ihre Mitte nehmend, begaben sie sich ins Haus zurück.

Sie saßen dann beisammen in der hohen, kühlen Stube und sprachen von dem und jenem.

Ein paarmal blickte Ludwig Heß nach der Uhr; eine Unruhe schien ihn dabei zu quälen. „Nun wird es schon bald Abend," sagte er einmal.

Sie hörten aus seiner heiseren Stimme zum erstenmal eine heiße Trauer klingen. Aber er ermannte sich rasch und neckte Grite, die Magd, die eben eingetreten war.

Und Abend wurde es doch bald. Der Leidende mußte früh aufbrechen. Seine Mutter begleitete ihn zum Bahnhof, und als sie dem Gartenausgang zuschritten, kam Grite, die Magd, mit ihnen bis ans kleine Tor; auch der weißhaarige Gärtner näherte sich noch mit entblößtem Kopf, und Tiger, der Kater, strich wie ein Hündlein um seine Herrin. Es war ein seltsames Geleite, das Ludwig Heß auf diese Weise hatte, die Liebe, die man für ihn auf dem Seegut hegte, ging gleichsam mit ihm und konnte sich nicht von ihm trennen. Er gab den Dienstboten die Hand, nahm die Katze noch auf, sie zu streicheln, und gab sie der Magd. Dabei war er sehr bleich

und hatte Mühe, sich aufrecht zu halten. Aber er ging doch tapfer zum Bahnhof.

„Ruf mich, wenn du mich brauchst," sagte die Frau Säckelmeisterin.

Sie bot ihm die Stirn zum Kuß. Ihr Abschied war, wie er immer war, ein wenig feierlich, wie es bei ihnen Sitte, fast ein wenig steif.

Die Frau Säckelmeisterin wartete nicht auf die Abfahrt des Zuges. Langsam und allein schritt sie nach ihrem Gute zurück. Wenn einer sie grüßte, nickte sie mit altväterischer Anmut und Würde. Und weinte nicht, weder jetzt noch daheim. Die Heß vom Seegut wußten still zu sein, wenn sie Kummer hatten; sie trugen den für sich, nicht für die Welt.

Pfarrer Heß mußte aber bald seine Mutter rufen. Der kleine Ausflug an den See hinauf war das letzte, was sein Körper zu leisten vermocht hatte. Fast plötzlich und erschreckend trat es nachher zutage, wie schwach er war. Er legte sich zu Bett und erhob sich nicht wieder. Der Arzt kam und nickte schweigend; das Bild der Krankheit erfüllte sich so, wie er es vorausgesehen.

Ludwig Heß war nicht blind. Er sah mit gleich klarem Blick wie sein Arzt.

„Noch wenige Wochen," sagte er ruhig, mit einem großen Ernst, aber ohne Schwäche zu diesem.

„Sie wissen es," antwortete der Arzt.

„Nun möchte ich, daß die Mutter zu uns käme," sagte Heß zu Frau Hedwig.

Sie wurde nicht Herr über sich selbst. Er sah wohl, wie ihre Stirn sich wieder faltete. Aber sie war sogleich bereit, seine Mutter zu rufen und ihre

Stube zu richten. Als sie letztere Arbeit selbst zur Hand nahm, fiel ihr erst das ein, was ihr unter der Alltagsgeschäftigkeit bisher entgangen war, daß sie an den Vorbereitungen für ein schweres Ereignis sich beteiligte. Plötzlich, wie ein Stein aus einem Berge bricht und auf einen Menschen niederschmettert, kam ihr das Bewußtsein, daß sie der Witwenschaft entgegenging. Das erste, was in ihr schrie, war die Liebe zu dem Manne, der ihr starb. In der Stube, in der die Frau Säckelmeisterin wohnen sollte, warf sie sich auf einen Stuhl und schluchzte so laut, daß Angelika aus ihrem Zimmer zu ihr kam und sie lange umsonst zu trösten suchte.

Später kam ein zerfahrenes Wesen über sie. Sie erhob sich in ihrer ganzen Jugendlichkeit und Stärke und stritt gleichsam gegen den Tod, indem sie in ihrer Sorge um den Kranken dieselbe Unermüdlichkeit zeigte wie ehemals für die kranken Kinder. Aber die leidenschaftliche und laute Sorge und Liebe, die sie ihm bewies, wurde zuweilen unterbrochen von einer jähen Erinnerung an ihr eignes Schicksal. Dann begann sie sich plötzlich zu fragen, was nach Heß' Tode sein werde und wie ihr und der Kinder Leben sich gestalten solle. Sie gab diesen Bedenken andern gegenüber Worte und trug sie in einer ungeschickten und verletzenden Art in das Krankenzimmer, in solchen Augenblicken die Sorge um ihr Ich über die andre um den Gatten stellend. Sie begann auch darüber zu grübeln, warum ihr Verhältnis zu dem Gatten kein rein schönes gewesen sei, und kam dabei doch zu keinem andern Ergebnis als zum alten Zorne über seine und seiner Mutter Art.

Die Frau Säckelmeisterin kam. Mit altväterischem Gepäck zog sie ein. Es war eine kleine Umständlichkeit, bis sie ihre Siebensachen untergebracht wußte. Dann war kaum mehr zu merken, daß sie im Hause war, so lautlos war ihr Schritt und so klug die Art, mit der sie neben der tätigen und rasch dareinfahrenden Schwiegertochter zu leben wußte. Am Krankenlager aber trafen sich seltsam verschiedene Menschen. Neben Angelika und Frau Heß, die mit leisen Schritten kamen und gingen, wenig sprachen, aber mit geschickten Händen dem Sterbenden manche Liebe taten, ging Frau Hedwig aus und ein, verstand weder Schritt noch Stimme zu dämpfen, hatte aber in der Art etwas von der Löwin, die ihr Junges hütet, scheute keine Arbeit und brauchte nicht Ruhe, warf sich jedoch manchmal am Bett in die Knie und weinte, daß ihre ganze starke Gestalt davon erschüttert wurde. Dann kamen die Kinder, die helläugige blonde Else zerstreut, sich in der Stube immer irgendeine Unterhaltung suchend und froh, wenn sie wieder entlassen wurde, und der kleine Johann Jakob. Der Knabe kam an das Bett des Vaters und grüßte ihn, wie die Schwester tat, aber er lief nachher nicht hinweg, sondern blieb, ans Bett gelehnt, stehen und ließ Heß' Hand die seine streicheln. Indessen blickte er mit seinen großen braunen Augen erstaunt und unruhig in das Gesicht des Kranken, der ihm fremd erschien. Zuweilen zuckte der kleine volle Mund. Einmal fragte er: „Ist es wahr, Vater, was die Else sagt, daß — daß du jetzt bald stirbst?"

Das Gewalttätige und Verletzende, das in dieser

unverhüllten Kinderfrage lag, ging völlig unter in der zitternden Trostlosigkeit, die den Knaben dabei ergriff. Er versuchte das Weinen zu verbeißen, aber es überwältigte ihn, und er schluchzte laut.

Ludwig Heß preßte die Lippen zusammen und legte die Hand auf den Kopf des Kindes. Dann führte seine Mutter den Knaben hinweg.

Da kamen aber an das Bett auch Frau Reimann und ihr Sohn. Erstere war ein wenig unbeholfen und verlegen, aber voll Sorge und Freundlichkeit. Und letzterem sah die Anhänglichkeit aus dem roten, runden Gesicht. Er meinte den Schwager mit allerlei Stadtneuigkeiten unterhalten zu müssen, rutschte auf seinem Stuhl und ging und kam vielleicht am gleichen Tage noch einmal, von einer gutmütigen Liebe und seinem Mitleid hergetrieben. Oft hatte er feuchte Augen, wenn er neben dem Kranken saß.

Endlich kam auch neben andern Besuchen Pfarrer Schwarzmann. Nur seine Frau betrat das Haus nicht mehr, in dem Frau Hedwig wohnte. Und Pfarrer Schwarzmann zeigte ein würdevolles Mitgefühl, das er dem Kranken, seiner Frau und seiner Mutter mit schönen, aus allen Herztiefen heraufgeholten Worten und gottdemütigen Hauptneigungen gleichsam auf dem Präsentierteller darreichte. Wenn der würdige Herr nach seinem Besuche die Treppe wieder hinunterstieg, strich er den grauschwarzen Bart, und die scharfen Aeuglein zückten Blitze dahin und dorthin, ob niemand ihm nachsehe. Wenn er sich ganz allein wußte, hellte Schwarzmanns beileidsvolles Gesicht sich auf, und er freute sich, daß ein

unbequemer Kollege ihm bald — ganz bald aus dem Wege gehen würde. —

Mit Stürmen und Wettern wurde aus dem Frühling der Sommer. Der Donner rollte über der Stadt. Manchmal leuchtete ein glühendes Licht durch die Gasse. Die Blitze fuhren durch den Himmel.

„Vielleicht noch einige Tage," sagte der Arzt. Es galt Ludwig Heß.

Dieser war nun fast so bleich wie das Linnen seines Bettes, ja es schien beinahe, als ob auch das blonde Haar und der schöne weiche Bart weiß werden wollten, so hell schimmerten sie. Das Gesicht war zerfallen. Nur die Augen hatten noch immer die helle Farbe und ihren sinnenden Ausdruck. Die Frau Säckelmeisterin war noch da und hatte den Blick auf dem Sohn und den beiden Frauen, die bei ihm aus und ein gingen, Hedwig und Angelika. Hedwigs Unruhe wuchs. Sie weinte viel; es war, als ob sie erst jetzt erkannte, was sie an ihrem Manne hatte. In Angelikas Wesen hatte sich nichts verändert. Sie kam und ging im Hause und kam und ging im Krankenzimmer, jenes wie es ihr Studium, dieses wie die Sitte es erforderte. Sie hatte Macht über sich, weder in Wort noch Gebärde war etwas, das verriet, was in ihr war. Nur die Frau Säckelmeisterin, die die Menschen kannte und deren scharfem Auge nichts entging, sah, wie zuweilen, wenn das junge Mädchen sich unbeobachtet glaubte, ein schmerzlicher Zug um ihren feinen Mund sich legte, und wußte, daß die kurze Rede, die sie an dem und jenem Tag an den Kranken richtete,

und die äußerlich nur alltägliche Worte enthielt, etwas Mühsames hatte und daß die Stimme ihr unmerklich zitterte.

Eines Abends — ein Gewitter hatte eben wieder vertobt — waren Ludwig Heß und seine Mutter allein. Er lag seit geraumer Zeit still; der Husten, der ihn sonst quälte, hatte ihn verlassen. Am Fenster trockneten die Tropfen, die ein heftiger Platzregen darangeworfen hatte, und eine leise Sonne kam und ließ sie leuchten. In die Stube quoll bald ein schönes warmes Licht. Die Frau Säckelmeisterin war ganz von seiner Helle umgeben, die durch das Fenster drang. Sie saß in einem Lehnstuhl, das schmale runzlige Gesicht von den beiden grauen Locken gerahmt, die Hände müßig im Schoß des schwarzen Kleides.

„Mutter," sagte da Ludwig Heß, „ich möchte, daß — mir alle gute Nacht sagten. Ich will schlafen."

Sie erhob sich und trat an sein Bett. „Gewiß," sagte sie, „ich werde sie rufen."

Mit der schmalen Hand ergriff sie ein Tuch, strich über seine Stirn, die feucht war, dann fuhr sie gedankenvoll über sein Deckbett. Sie sah ihn an dabei. Er erschien ihr seltsam.

„Die Kinder zuerst," sagte Ludwig Heß.

Da ging sie die Kinder holen. Sie kamen stürmisch über die Schwelle gesprungen. Dann hielten sie plötzlich inne. Die Stube schien ihnen verändert, war es das Licht, die Stille, die darinnen war, oder war das Aussehen des Vaters schuld daran, der reglos dalag, als ob er schlafe. Als sie

leise und scheu näher kamen, öffnete Ludwig Heß die Augen. Er nahm ihre Hände zwischen die seinen und wendete sich ihnen zu. „Ihr wollt mir gute Nacht sagen! — Seid ihr gut gewesen heute? — Werdet ihr der Mutter immer gehorsam sein?“ Er sprach das langsam und in Pausen.

Der kleinen Else wurde die Zeit lang. „Ja, ja,“ sagte sie, nach Kinderart schon an andres denkend. Als der Vater ihre Stirn küßte, entwischte sie ihm und glitt wieder der Tür zu. Der Knabe wollte folgen, aber Heß hielt ihn fest. Er hielt ihn lange, als könnte er ihn nicht lassen. Sein Blick suchte in dem runden ernsthaften Gesichtlein. Endlich küßte er auch ihn. „Geh!“ sagte er hastig.

Seine Mutter stand an der Tür und sah ihn fragend an.

„Nun will ich Hedwig —“ begann sie.

Aber er unterbrach sie und winkte sie zu sich. Ganz nah am Bett wollte er sie haben. Als sie ihren Stuhl zum Lager gerückt hatte, wendete er sich so, daß sein Blick voll in ihr Gesicht traf. Mit klarer Stimme sprach er: „Du wirst ihr die Kinder lassen, Mutter. Halte dich fern! Sie haben ihre eignen Wege, Hedwig und die andern, aber sie meinen es gut, und es kommt auf den Kern an, nicht auf die Schale. Aber die Kinder — laß ihr die Kinder ganz. Sie sollen den Weg wissen, den ihre Mutter ihnen weisen kann, und brauchen nicht zu lernen, daß der Vater da nicht zu gehen verstand.“

Die Frau Säckelmeisterin nickte versonnen. „Ich verstehe dich,“ murmelte sie aus ihren Gedanken heraus.

Da klopfte es, und sie wußte, daß es Angelika war. Leise ging sie hinüber und ließ sie herein.

Ludwig Heß lächelte. „Sie kommen auch, mir gute Nacht zu wünschen," sagte er. Er bot ihr die schmal gewordene Hand. „Es — es scheint mir, daß es das letztemal sein wird," fügte er mühsam hinzu.

Sie wollte etwas Tröstliches sagen, aber sie brachte kein Wort heraus.

„Er wird jetzt gut schlafen, mein Sohn," sagte die alte Frau. Ihre Stimme zitterte nicht, nur ihre Lippen waren ein wenig schmal. Es sah so aus, als reichte sie ihm die kluge feine Hand. „Komm nur, ich geleite dich bis wo du jetzt hin willst."

„Ueben Sie denn auch fleißig, Angelika?" fragte Heß fast mit seiner gewöhnlichen Stimme. „Das schöne Straußsche ‚Ich trage meine Minne' mußt du einmal hören, Mutter."

Angelika stand Rede. Sie sprachen eine Weile ganz so, als ob sie nächstens wieder zusammen musizieren würden. Endlich sagte sie: „Ich ermüde Sie. Ich will gehen — jetzt."

Er hielt sie nicht zurück. Sie gaben einander die Hand so ruhig wie sonst. Dann schritt sie sacht der Tür zu. Erst als die Klinke unter ihrem Griff leise klang, fuhr er jäh auf, daß er im Bett aufrecht saß. Und Angelika blickte zurück. Ihre Augen begegneten sich. Ein Leuchten war in beiden. Es erlosch wie das leise Licht, das die Sonne noch in die Stube getragen hatte. Nur die Frau Säckelmeisterin hatte es gesehen. Einen Augenblick später lag Ludwig Heß wieder in den Kissen. Angelika war gegangen.

„Deine Frau," sagte die Frau Säckelmeisterin. „Sie kommt nicht, solange ich hier sitze. Aber sie wartet. Ich rufe sie jetzt."

Er lag ganz still, wendete nur die Augen ihr flüchtig zu, solange sie sprach. Da ging sie.

Als Frau Hedwig eine Weile später ins Zimmer trat, schlief Pfarrer Ludwig Heß. Er wachte aus diesem Schlafe nicht mehr auf.

Achtes Kapitel

Pfarrer Ludwig Heß war begraben. Wochen nachher kam Frau Hedwig nach dem Seegut. Sie hatte die Schwiegermutter seit dem Begräbnis nicht mehr gesehen.

Die Frau Säckelmeisterin wunderte sich über den Besuch.

Frau Hedwig führte sich mit dem Worte ein, sie hätte es für ihre Pflicht gehalten, zu kommen. Die andre wußte, daß das nicht der Grund ihres Kommens war. Hedwigs Wesen war zerstreut, halb scheu, halb hochfahrend, und es lag ihr etwas auf den Lippen, das sie nur mühsam zurückhielt, weil Angelika Ziegler bei ihnen in der hohen dunkeln Stube saß.

Angelika war seit einigen Tagen der Gast der Frau Säckelmeisterin. Frau Hedwig hatte das Pfarrhaus auf der Johannes-Hofstatt verlassen und war mit den Kindern in das große Haus ihrer Mutter übersiedelt. Angelika war für eine Weile in ihr Heimatdorf zurückgekehrt; aber von der Frau

Säckelmeisterin gerufen, hatte sie für einige Tage bei ihr Wohnung genommen. Die beiden Frauen hatten einander nichts anzuvertrauen, aber sie sprachen von einem, der tot war, und beiden tat es wohl, von diesem Toten zu sprechen.

Als die Mahlzeit vorüber war, die nach Frau Hedwigs Ankunft eingenommen wurde, begab sich Angelika in den Garten. Die beiden andern versprachen, ihr zu folgen. Sie erhoben sich von ihren Sitzen. Dann standen sie plötzlich, eine diesseits, die andre jenseits des Tisches, einander gegenüber und sahen einander an, als ob sie auf diesen Augenblick des Alleinseins gewartet hätten. Draußen flammte der Sommer. Zwischen den langen, dunkeln Vorhängen hindurch stahlen nur Funken des reichen Tages sich in die Heßsche Stube. Auf dem dunkeln Bodenteppich lag ein brennendes Flecklein Sonne, ein andres leuchtete an der Konsole aus Ebenholz, auf der das Bild des Pfarrers Heß neben dem seiner Kinder stand.

Die beiden Frauen fügten in ihren Trauerkleidern sich wohl dem hohen, dunkeln Raume an. Da standen sie, die eine in schlichter Seide, die andre in einem modern zugeschnittenen, mit Puffen und Falten geschmückten Wollkleid, schlank und zart und klein jene, diese stark, breit in den Schultern, mit einem schönen jungen Gesicht, dessen Farbe reiche Lebensfreude widerspiegelte, obwohl in seinen Zügen jetzt eine heiße Trauer lag. Frau Hedwig hatte ihre starken Hände ineinander gelegt, wie um ihre Erregung zu verbergen, und die Frau Säckelmeisterin legte weiße, schlanke Finger auf die hohe Lehne

ihres Stuhles, daß es da sich ansah, als trage die Ebenholzlehne einen Schmuck von Elfenbein.

„Mutter," sagte Frau Hedwig. „Er — Ludwig — mein Mann, er ist unglücklich gewesen?" Die Worte sprangen so aus ihr heraus, daß leicht zu erraten war, wie sie die Frage Tage, Wochen vielleicht mit sich herumgetragen und auf den Augenblick gewartet hatte, da sie dieselbe tun konnte.

„Quäle dich nicht damit," sagte die alte Frau.

„Wer ist schuld daran?" beharrte sie. „Warum habe ich das nicht ändern können?"

„Warum fragst du jetzt? Jetzt auf alle Fälle ist es nicht mehr zu ändern."

Die Frau Säckelmeisterin sprach ruhig, fast leise. Ihre Stimme hatte einen kleinen Beiklang von Schärfe, so daß ihre Worte etwas Blinkendes bekamen.

„Ihr seid auch nicht unfehlbar, ihr — ihr vornehmen Leute," brach Frau Hedwig grollend aus. Ihr Zorn war ihre Waffe, sie griff gleichsam nach ihm, wie ein Schwächerer mit heißem Mut nach einer Wehr greift.

Da strich die alte Frau mit der Hand langsam über die dunkle Stuhllehne, als besänne sie sich, und trat einen Schritt vor.

„Siehst du, Tochter," sagte sie, „ich will es dir sagen."

Sie neigte den klugen alten Kopf in schärferem Nachdenken, so daß die zwei grauen Locken ihre Wangen streiften.

„Du hast recht, wir sind nicht unfehlbar, wir andern, ebensowenig als ihr. Ihr steht mehr in der Mitte des Lebens, wir halten uns gerne seitwärts. Vom Lärm, der euch umgibt, wird eure Stimme

rauher. Eure Hände sind fest, weil ihr stark zugreift, wo das Leben Arbeit gibt. Wir reden nicht gerne laut, und es liegt uns mehr an dem, was wir sagen, als daß viele es hören. Wir scheuen die Arbeit nicht, aber wir verstehen nicht jede zu tun. So seid ihr ihr und wir sind wir; wir wissen es und begreifen es, aber einander verstehen können wir nicht. Zwischen uns ist ein Raum wie ein Wasser oder eine Kluft. Weil keine Brücke war, seid ihr nicht zusammengekommen, mein Sohn und du."

Frau Hedwig hatte zugehört und nur halb verstanden. Ihr Zorn verwandelte sich in Trotz. Die Stirn wurde ihr heiß.

„Aber — er — ich weiß es, ich war immer um ihn — ich kannte ihn doch — keine andre Frau ist ihm je etwas gewesen, keine als ich!"

Ein kleiner Triumph sprach jetzt aus ihren lauten Worten.

Die Frau Säckelmeisterin war an eines der Fenster getreten und öffnete es; vielleicht weil die Stube heiß war. „Du sagst es," gab sie Hedwig Bescheid.

Unter ihr lag der von Sonne leuchtende Garten. Zwischen den hohen Bäumen erschien Angelika, schlank, blaß. Ein Ausdruck herber Stille lag in ihrem feinen Gesicht. Da wendete oben die Frau Säckelmeisterin sich zu der jungen, noch immer zürnenden Frau. „Und wenn ihm je," sagte sie mit ihrer langsamen, klaren Stimme, „eine Frau begegnet wäre, die meinem Sohn mehr hätte sein können, so hätte das nichts geändert. Wir verlangen vielleicht viel von andern, aber wir wissen auch, was man von uns verlangen darf."

Als sie das gesagt hatte, hob sie ihr feines Taschentuch an die Lippen, vielleicht gedankenlos, vielleicht um den knappen Ausdruck ihres Mundes zu verbergen. Als sie das Tuch senkte, lächelte sie, ging auf die Schwiegertochter zu und nahm ihren Arm. „Nun aber laß uns in den Garten gehen," sagte sie.

Da mußte Frau Hedwig gehorchen, ob sie wollte oder nicht. Die Scheu kam ihr zurück, das Unbehagen. Sie kam nicht auf wider die kleine alte Frau, neben der sie nun aus dem Hause schritt.

Stephan, der Schmied

1905

Erstes Kapitel

Im Süden stand ein Wald, und im Norden stand ein Wald. Zwischen ihnen lag die weiße, winterige Ebene. Eine Straße kam schnurgerade aus dem südlichen Walde heran, und eine Straße lief ebenso gerade hinaus und in den schwarzen Wald im Norden hinein. Eigentlich war es dieselbe, durch tiefe Radgleise zerschnittene, durch viele schwere Fußspuren zerstampfte, breite und verschneite Straße, aber die Hufschmiede, die genau in der Mitte zwischen den beiden Wäldern und den beiden Straßenteilen stand, schnitt sie scheinbar in zwei gesonderte Stücke. An dem Landschaftsbilde traten mächtig und fast herzbedrängend die beiden Farben, die es trug, ins Auge: Weiß und Schwarz. Es war den ganzen Tag kein andrer Ton darin als diese beiden, diese aber hatten so viel Raum für sich und so viel schwere Ausgeprägtheit, daß sie auf dem Bilde gleichsam lasteten und die Lieblichkeit, die es vielleicht im Sommer besaß, zu einer düsteren Freudlosigkeit erniedrigten. Da waren die beiden schwarzen Fichtenwälder. Sie standen wie die Rahmen des Bildes zwischen Himmel und Erde. Himmel und Erde waren weiß, ersterer vom Nebel, letztere vom Schnee. Schnee und Nebel

waren so bleich, daß sie einen in seiner Fahlheit schmerzenden Schein einander entgegenwarfen. Weiß, aber von den Schatten der Rad- und Fußspuren zerhackt, war die Straße. Auch die Hufschmiede war schwarz und weiß. Schwarz lag das Schindeldach, das der Sturm vom Schnee reingefegt hatte, schmutzig weiß standen die getünchten Mauern darunter. Aus der breiten Tür der Schmiede gähnte einen das Innere an, und der Rauch hatte von der Tür aufwärts am Hause bis unters Dach hinauf einen Rußfleck geschlagen.

Die düstere Landschaft lag still; denn es war Sonntag und die Straße wenig begangen. Still lag auch die Hufschmiede. Nur die Werkstattür gähnte werktäglich: die schloß Stephan, der Schmied, das ganze Jahr nicht. Auch im Innern des Hauses schien kein Leben zu sein; dennoch saßen drei Menschen in der Wohnstube und ein vierter, die Katharina, die Magd, war eben aus dieser Wohnstube nach der Küche gegangen. An dem langen, tannenen, vom Alter dunkeln Tisch saßen die drei, Stephan, der Schmied, die Maria, sein Weib, und der blonde Ludwig, sein Bruder. In der düsteren Stube war dieselbe schwere Oede wie draußen über der Landschaft. Trat einer von draußen herein in den kahlen Wohnraum, mußte die seltsame Aehnlichkeit, die jene mit diesem hatte, ihn treffen wie ein Schlag vor die Stirne. Da waren die leeren, rußigen Kalkwände, der schmutzige Fußboden, ein finsterer Ofen, klotzige, dunkle Stühle, der rohe Tisch, eine gleiche Kommode mit einer unfrischen gehäkelten Decke darauf. Da waren die Menschen, vor denen drei zinnerne Teller

und eine dampfende Schüssel standen. Zu Häupten des Tisches saß der Schmied. Er hatte einen starken Stuhl mit harten Armstützen, der ächzte, wenn Stephan sich bewegte; denn dieser war ein Mensch wie Blei. Auf dem hohen, eichenen Leibe saß ein mit schwarzwolligem Haar bedeckter Kopf. Ein ebenso wolliger, dichter, kurzer Bart umstand das Kinn, und Brauen und Schnurrbart standen als schwarze Haarwulste im Gesicht. Das letztere hatte eine rote wie im Feuer gehärtete Haut, Furchen und Schrammen waren hineingeschlagen, erstere zumeist in die steinhafte Stirn, letztere in die Wangen; eine rote Strieme lief über die derbe, wulstige Nase. Ein Auge war schwarz und blickte unfreundlich, das andre fehlte; über die leere, entzündete Höhlung hing die Haut des halb zugekniffenen Lides.

Der Schmied saß aufrecht, und seine rechte, haarbewachsene Faust lag auf der vergriffenen Bibel, aus der er immer abends vor dem Essen las. Seine beiden Tischgenossen saßen sonderbar geduckt zu seinen beiden Seiten. Eben jetzt, da die Magd aus der Stube gegangen war, war es still, als fehle allen der Atem. Da rückte Ludwig, der Bruder des Schmieds, unwirsch seinen Stuhl und machte Miene, sich zu erheben.

„Da bleibe ich nicht sitzen,“ stieß er heraus. Sein Gesicht war hell und jung gegen das des andern, seine Gestalt leichter, biegsamer, sein Wesen abgeschliffener, wie es sich wohl in der Fremde holt. In den Zügen aber ähnelte er Stephan, und Haar und Bart waren dicht gewellt wie beim andern, nur waren sie blond, schön weißblond.

„Natürlich bleibst," sagte der Schmied ruhig und dumpf und kurz, und weil er den schweren Arm hob, den andern niederzuziehen, setzte der sich wieder. Er saß wie vorher mit gebogenem Rücken und starrte in den Teller. So, den Blick in den Teller gebohrt, saß auch die Maria da. Dennoch stand ihr der schlanke blonde Kopf gerade aus der schwarzen Halskrause auf, und der Hals, der eine fremde, durchsichtige, blaubleiche Farbe hatte, zeigte eine schöne, nach oben geschwungene Linie; so lag ihre Gedrücktheit nur in der Art, wie sie die Lider scheu geschlossen hielt.

Der Schmied nahm die Bibel.

„Lesen willst auch noch!" sagte der Blonde außer Atem nach ihm herumfahrend, und wieder stand er halb vom Stuhle auf.

Stephan packte ihn am Handgelenk. „Es wird gehalten wie alle Tage. Wenn du gegessen hast, kannst du gehen, vorher nicht!"

Ludwig duckte sich. Es half ihm nichts andres; er kam wider die Körperwucht des Bruders nicht auf.

An Ruhe und Gewalt beiden überlegen, saß der Schmied über ihnen und begann aus der Bibel zu lesen. Er suchte nicht lange. Mit wenigen Fingerstrichen schlug er auf.

„Da redete Kain mit seinem Bruder Abel. Und es begab sich, als sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot."

Stephan schloß das Buch, daß es klatschte. „So! — Kurz habe ich es gemacht, he?" sagte er. Ein eigentümlicher Zug entstellte sein Gesicht noch mehr.

Der Unterkiefer schien wie von einem körperlichen Schmerz zu zittern. Dann fuhr er fort: „Es kann einer den Bruder auch erschlagen, ohne daß er ihn anrührt — so — so — geistig erschlagen, he?"

Der Maria liefen zwei Tropfen über das weiße, feine Gesicht und in den Teller. Sie zitterte wie vor Frost oder Angst. Der Blonde packte das spitze Tischmesser. „Jetzt läßest mich gehen, du!" stieß er heraus.

Der Tisch trennte ihn von der Tür. Stephan stand auf und trat vor diese. Sein Kopf reichte bis an die Diele der hohen Stube. Seine Schultern waren breiter als die Tür, vor die er sich stellte. „Leg das Messer hin," sagte er. Der andre sah zu ihm hinauf und fügte sich. Es war undenkbar, daß er sich wider den Menschen wehrte.

Stephan kam langsam an den Tisch zurück. „Wenn du gegessen hast, hält dich keiner mehr," sagte er, „aber das muß noch sein — alles der Ordnung nach."

So aßen sie darauf ihre seltsame Mahlzeit. Jedes schüttete sich aus der Schüssel seinen Teil in den Teller; Ludwig nahm mit verbissenen Zähnen nicht weniger und nicht mehr als an gewöhnlichen Tagen, der Schmied aß wie immer, nur Maria goß sich nur wenige Tropfen zu und würgte an ihnen. Als sie stumm gegessen hatten, stand Ludwig auf, er zwang ein paar Worte heraus. „Jetzt — jetzt kann ich wohl — jetzt —" und nahm die Schmiedmütze vom nebenstehenden Stuhl.

Stephan Fausch, der Schmied, wehrte ihm nicht. Auch er erhob sich, nahm das durchlöcherte Schurz-

fell, das am Boden gelegen hatte, und band das störrische sich um. Der andre trat indessen in die Tür. Dort machte er eine Bewegung nach der Maria hin, und einen Augenblick schien es, als ob auch sie sich ihm zuwenden wollte; aber ebenso plötzlich waren sie wie zwei, welche die Furcht am Kragen packt: die Maria setzte die Teller zusammen, der Blonde trat, ohne zu grüßen, aus der Stube. Gemächlich folgte der Schmied dem Hinausgegangenen.

Im Flur schob Ludwig einen vollen Reisesack an einen Stock und schulterte diesen. Dann ging er mit großen, plumpen Schritten, gerade wie sein Bruder Stephan auch schritt, hinaus. Dieser kam ihm nach über die Haustreppe herab bis an die Werkstatt, in die er einen Augenblick hineintrat. Als er in seinen Werkzeugen hantiert hatte und auf die Schwelle zurückkam, trug er aus alter Gewohnheit seinen großen Hammer in der rechten Faust. Auf den schwarzen Stiel gestützt, das schwere Eisen in den Schnee gestemmt, stand er und sah dem Bruder nach, der auf der Straße gen Norden dem Walde zu ging. Ueber diesem Walde war jetzt ein scharfer, rotgelber Strich wie eine klaffende Wunde in die Eintönigkeit der Landschaft gerissen. Die Sonne ging unter. Der dunkle, starre und reglose Wald stand wie Wand und Wehr drüben auf dem Wege des Blonden, über sich den brandfarbenen Streifen, von dem einzelne Wipfel wie aus dem leuchtenden Grunde herausgesägt sich abzeichneten. Ein gelber Hauch lag auch über dem Weg, und die Gestalt Ludwigs, die das einzige Lebendige auf der Straße war, erschien größer und scharf umrissen. Jetzt blieb er stehen, sah sich

um und warf den Sack von der Schulter in den Schnee. Als Stephan es gewahrte, trat er in die Straße hinaus und pflanzte sich breit hin, als fragte er hinüber: Was will es geben, was? So standen die Brüder minutenlang, und es war eigen, die zwei Männer mitten in der Straße plump und reglos stehen zu sehen wie im Trotz: von der Stelle bringst mich nicht. Endlich nahm Ludwig sein Gepäck auf, hob wieder sein großes Ausschreiten an, erreichte bald den Wald und verschwand. Da verließ auch Stephan Fausch die Straße. Er machte sich in der Werkstatt zu schaffen. Nachher stieg er zu seinem Weibe hinauf.

Die Maria schien mit der Magd in der Küche geflüstert zu haben. Als sein Schritt im Flur tönte, glitt sie aus jener in die Wohnstube, und als er hereinkam, schien sie verlegen, womit sie sich beschäftige, und ängstlich, daß er ihre Verlegenheit bemerke. Als sie nichts fand, was ihr recht schien, drehte sie sich im Fenster um, das Gesicht ihm zugewendet, und hielt sich mit zitternden Händen am Gesimse fest. Das spärliche Licht floß ihr jetzt um den blonden Kopf, über die schlanken Schultern und den feinen, hohen Hals. Ihr Gesicht war fast so bleich wie dieser, die Brauen darin waren hell und glänzten an den Schläfen wie Gold. Die Augen waren blau, groß und von Furcht dunkel.

Stephan trat zu ihr heran und zog einen Stuhl vor sie hin. Da duckte sie sich zusammen, die schlanken Arme wanden sich, als machte sie sich vor einem Streiche klein.

„Brauchst nicht so zu frieren, ich schlage dich

nicht," sagte der Schmied. Sie tat die Lippen auf, aber die Worte kamen ihr nicht gleich.

„Laß — laß mich fort — ich — will dir nicht mehr im Wege sein," stammelte sie dann.

Fausch ließ sich auf den Stuhl nieder, dicht vor ihr; er war jetzt wie ein Block, der ihr den Weg versperrte. „Versuch es nicht," sagte er, „du kennst mich — versuche nicht fortzulaufen, ich würde dich holen lassen!" Er warf den Arm über die Stuhllehne; davon erschreckte sie wieder, als ob er sie hätte schlagen wollen.

„Nein, nein, ich bleibe schon," flüsterte sie zitternd.

Er neigte sich vornüber und sah sein schönes Weib an, lange, von oben bis unten. „Du hast niemand mehr," sagte er langsam. „Sie sind alle tot, die Deinen. Darum hast mich genommen, wie du gesagt hast, damit du versorgt seiest. Aber — das hast — ein schönes Gesicht — das hast! Das hat er auch gefunden, der Ludwig."

Stephan spuckte aus.

„Er — wir — es ist doch so gekommen mit uns" — begann die Maria sich mit banger Stimme zu verteidigen.

„Haha!" lachte der Schmied, packte sie mit der Hand, die ihr Gelenk wie eine Fessel umschloß, und schüttelte sie.

Sie kreischte auf.

„Schweig," herrschte er sie an, „ich schlage dich nicht." Dann stieß er sie weg. Sie schlich in den hinteren Teil der Stube, fand das Strickzeug, ließ sich auf einen Stuhl nieder und begann die Maschen zu ordnen.

„Wann kommt es, das Kind?“ fragte Fausch nach einer Weile über die Schulter zurück. Gehorsam legte sie die Hand an die Stirn und sann nach. „Es wird im Sommer sein,“ sagte sie demütig.

Stephan erhob sich. Er legte das Schurzfell weg und ging nach der Nebenkammer. Im Sonntagsrock kam er nach einer Weile zurück, ging wortlos an der Frau vorüber und zur Tür hinaus. Er tat seinen Gang ins Wirtshaus wie jeden Sonntag. Spät kam er nach Hause.

Zweites Kapitel

Maria, die Frau des Schmieds, war nicht verwöhnt. Daheim hatten der Vater und die Brüder sie geschlagen, jetzt, da die alle tot waren, als Fauschs Weib bekam sie zwar keine Schläge mehr zu kosten, aber um Stephan herum war darum nicht leichter sein, weil er nicht schlug wie andre; denn er war gewalttätig, nicht sowohl der Faust, sondern dem Willen nach. Einen solchen Stierwillen hatte kein zweiter. Darum bemitleideten manche sein Weib, und darum duckte sich dieses, hatte es sich ans Ducken gewöhnt.

In Waltheim, im Dorf, zu dem die Schmiede gehörte, ging seit geraumer Zeit eine Neuigkeit um: der Ludwig Fausch ist auf und davon, verjagt von seinem Bruder, dem Schmied, und der Maria, der Schmiedin, wegen. Die geht mit einem Kinde! Am Ende — der Ludwig — — —

Mehr sagten sie nicht. Die Klatschsucht ist feig. Sie deutet nur an, sie redet nicht ganz aus.

An der Schmiede trieb das Leben der großen Straße vorüber, einer Straße, die von weither kam und weit-, weithin ging. Schwere Fuhren kamen werktags gezogen, auch die leichteren Reisewagen der Landdoktoren oder Geschäftsreisenden und die rasselnden Bauernfuhrwerke. Sie wußten die Schmiede am Wege, und Stephan Fausch hatte Arbeit von ihnen. Seine großen Kunden waren die Vieh- und Pferdehändler, die bis nach Norddeutschland hinauf und bis hinunter nach Welschland zogen. Die hießen die Schmiede ihre Wegmitte und ließen den Fausch immer nach ihren Fuhrwerken und ihren Tieren sehen. Die hatten auch eine Art Schwäche für den störrischen Menschen, vielleicht war die Schwäche nur die Furcht vor ihm, der sich zu einer Art Meister über das Stück Straße, an dem er wohnte, aufgeworfen hatte. Unter den Händlern war der kleine Moritz Hallheimer der, der am längsten kam. Er war ein dürrer, alter, zäher Mensch, sauber und beweglich, mit grauem Bart und grauem Haar, schlechten Zähnen und trüben, hinter einer schwarzen Brille verborgenen Augen. Er war klug und gesprächig und kannte viele Menschen, und weil er den Stephan für einen der sonderbarsten hielt, die er kannte, verzog er immer eine Weile an der Schmiede und staunte an dem herum, aus dem er nie klug wurde.

Derselbe Moritz Hallheimer kam eines Frühsommerabends von Waltheim hergefahren. Er saß auf seinem offenen Leiterwägelchen und lenkte sein

trabendes braunes Roß ohne Peitsche. An beiden Seiten und hinten am Wagen hatte er sechs verkäufliche Pferde gebunden, deren Hufe und Beine weiß von Staub waren. Sie hatten eine weite Reise gemacht. Der Händler fuhr aus dem Walde heraus der Schmiede zu durch das goldene Leuchten der im Westen niedergehenden Sonne. So hell lag dieses Gold zwischen ihm und der Hufschmiede, daß sein Gefährt von dieser aus nicht zu sehen war, und Stephan, der Schmied, der vor seiner Werkstatt an einem Wagen hämmerte, ihn mit seinen trabenden Tieren plötzlich wie aus einem Feuer hervorbrechen sah. Fausch hob den dunkeln Arm über die Augen, dann duckte er sich wieder an die Arbeit und ließ den Händler über sich kommen. Der fand noch andre Kundschaft da. Eine Weile war die Straße von Fuhrwerken gesperrt. Zwei Bauern sahen zu, wie Stephan den Ring um ihre gebrochene Deichsel schweißte. Drüben wartete ein Weib, das auf einem mit Gemüsen beladenen Karren saß, daß der Schmied seine lahmgelaufene Mähre beschlage.

„Guten Abend, Stephan," grüßte der Händler und erntete einen kurzen Gegengruß. Dann schlug Fausch den letzten Nagel in die Deichsel des Bauernwagens. Als er sich aufrichtete, schien die leuchtende Reinheit des Abends an seiner rußigen Gestalt gleichsam abzuprallen. In sein vom dichten schwarzen Bart umstandenes brandbraunes Gesicht kam keine Helle. Flanellhemd, Hose und Schurzfell, Arme und Hände selber waren dunkel wie das Innere seiner Werkstatt, deren Düsterkeit er gleich-

sam an seinem Leibe zu tragen schien. Und der rußige, das Licht des Abends beleidigende Mensch stand wie ein Klotz, höher und breiter als alle in der Straße.

„Ihr könnt einspannen," sagte er zu den Bauern, die darauf ihre an eine nahe Stange gebundenen Gäule holten. Das Gemüseweib spannte sein Rößlein ab; Stephan aber kümmerte sich nicht um sie, sondern trat zu dem Händler.

„Ihr seid über den Welschberg gewesen?" fragte er.

Hallheimer streckte ihm die Hand hin, und er drückte sie, sah dabei schon am Wagen nach und musterte die Pferde.

„Es ist keine Arbeit heute," sagte der Händler, „ich wollte Euch nur grüßen."

„Ein Eisen hat er los, der Gris," sagte Stephan und band den Grauschimmel ab, auf den er gezeigt hatte.

„Laßt doch. Er läuft leicht noch heim in den Stall," wehrte der andre; aber Stephan zog das Tier schon nach dem Ring in der Mauer und band es fest. Da kletterte der kleine Mann, in sich hineinlachend, von seinem Wagen und ließ ihn gewähren. Er kannte den Schmied. Was ihm im Kopf saß, mußte durch. Darum schimpften so viele über ihn. Er fragte nie, was für Arbeit zu tun sei, sondern holte sie sich selber und tat sie, wie es in seinem Kopfe stand, mochten die Kunden sie zehnmal anders verlangen.

Inzwischen rührte sich drüben das Gemüseweib. „Heda, Schmied," rief sie, „ich bin zuerst dagewesen. Ihr müßt es zuerst nehmen, mein Roß!"

„Es ist wahr," sagte Hallheimer gutmütig, „sie ist zuerst dagewesen."

„Nachher oder gar nicht," sagte der Schmied und löste dem Grauschimmel das Eisen vom Fuß.

Das Weib fluchte und schimpfte. „Ist das eine Art! Meint Ihr, ich habe meine Zeit gestohlen? Wollt Ihr mich darankommen lassen oder nicht?"

„Nachher oder gar nicht," sagte Fausch, und als sie ihm nahekam, warf er sie mit einem Ruck seiner Schulter zur Seite. Da geriet sie außer sich, spannte ihr Roß ein und zog es von der Schmiede weg Waltheim zu. Ihr Keifen tönte noch lange herüber.

Noch während der Schmied dem Pferde des Händlers das Eisen anschlug, eine Arbeit, die er ganz allein und ohne Hilfe besorgte, kam ein schmerzhafter Schrei durch die geschlossenen Fenster seiner Wohnung hernieder. Ein zweiter und dritter dann.

„Was ist?" fragte Hallheimer.

„Sie liegt in den Wehen," murrte Stephan.

Da meinte der andre, ihm etwas Freundliches sagen zu müssen, wandte alle Gesprächigkeit auf. „Wenn es ein Knabe wird, ein Stammhalter, Stephan Fausch . . ."

Der knurrte etwas in sich hinein, was der andre nicht verstehen konnte.

„Das erste! Das wird Euch eine Freude sein," eiferte der Händler weiter.

„Es ist nicht meines," sagte Stephan Fausch barsch. Mit dem gesunden Auge leuchtete er jenen an, daß ihm die Weiterrede im Hals steckenblieb.

Da fiel Hallheimer erst ein, was er munkeln gehört hatte: mit dem Bruder Fauschs hatte sie sich eingelassen, die Schmiedin.

Oben an der steinernen Haustreppe erschien in diesem Augenblick eine von vielen Röcken breite Frau, die nach dem Schmied hinabnickte und dazu ein verlegen wichtiges Gesicht schnitt.

„Es ist da, Stephan Fausch. Ihr habt einen Buben. Ich — wünsche Glück!" rief sie herab. Als der Schmied tat, als hörte und sähe er nicht, wuchs ihre Verlegenheit; kleinlaut ging sie ins Haus zurück.

Stephan legte die Feile weg, mit der er den Huf des Pferdes bearbeitet hatte, und wandte sich langsam dem Händler zu. „Habt Ihr sie gehört, die Hebamme?" fragte er.

Moritz Hallheimer griff in die Tasche und holte ein kleines Geldstück heraus. „Etwas einbinden müßt Ihr dem Kinde," sagte er und streckte dem Schmied das Geld hin. Der übersah die Hand mit Willen. Der kleine, eifrige, alte Mensch verlor die Fassung. Er legte das Geldstück auf das Fenstergesims der Werkstatt. „Nehmt es ihm hinauf, Fausch, nehmt es," bat er verlegen.

Stephan führte das beschlagene Pferd zum Wägelchen zurück und band es fest. Von dort hob er plötzlich den großen, rußigen Kopf. „Wißt Ihr, wie er heißen wird, der Bub?" fragte er, und sein Gesicht nahm denselben störrischen Ausdruck an wie vorhin, als er das Gemüseweib hatte warten heißen. Es war, als trete die eckige Stirn härter heraus und säße die Nase plumper, eigensinniger im Ge-

sicht: „Einen sonderbaren Namen wird er haben, der Bub," fuhr er ungewöhnlich gesprächig, aber langsam und schwerfällig weiter, „einen seltenen Namen. Kain wird er heißen."

Damit kam er hinter dem Wagen hervor, auf Hallheimer zu, und sah ihn mit einem grimmigen Lachen an.

„Was — was denkt Ihr?" stotterte der kleine Mann.

„Ja, ja," nickte der Schmied.

„Das könnt Ihr nicht meinen," sagte der andre. Er kletterte auf sein Wagenbrett und wiederholte: „Ihr meint das nicht, Fausch."

„Kain wird er heißen," sagte Stephan gleichmütig, ohne den Ton zu heben. Es war nur ein: Rück mich, wenn du kannst, in seinem Wesen dabei.

Der Händler suchte nach dem Gelde, das seine Arbeit zahlte, und reichte es ihm über den Wagen herab. „Sie werden Euch den Namen nicht annehmen," sagte er.

„Sie werden wohl müssen," gab Stephan zurück. Dann sprangen seine Gedanken plötzlich auf andres über. „Habt Ihr nichts ergattert diesmal im Italienischen?" fragte er. Dabei langte er ohne Umstände unter die Wachstuchdecke, die auf des Händlers Wagen lag.

Hallheimer bog sich vom Bock in den Wagen zurück und holte eine kleine Kiste ohne Deckel unter dem Wachstuch hervor. „Das kann ich Euch zeigen," sagte er. Es lag ein Gegenstand, sorglich mit Tüchern und Baumwolle umwickelt, in der Kiste. Hallheimer packte ihn aus und reichte ihn dem

Schmied. „Eine römische Bronze," sagte er, „ich habe sie in Mailand bei meinem Trödler gefunden."

Stephan hob die kleine Figur, einen Knaben im Wettlauf, ein Werk von zierlichen und schönen Formen. Er stellte sie aufrecht auf die Fläche seiner breiten, brandigen Hand. Die Sonne war hinter den Wald gegangen, nur ihr Widerschein lag noch über der Straße, aber das kleine Figürchen stand in dem unendlich klaren Licht, das zurückgeblieben war, wie lebend auf der schweren Hand.

Der Händler sah zu, wie der Schmied den Arm langsam hob und senkte, wie um die Schönheit des Kunstwerks besser zu bemessen. Da begann Fausch zu sprechen. Seine Stimme war dabei fast tiefer als sonst und ruhig, und doch wieder war es, als höre man seinen schnelleren Atem hindurch. „Seht Ihr — die Haltung, den Kopf, die junge Stirn, die Brust, seht Ihr das — Hallheimer —!"

„Das gefällt Euch wieder, he?" fragte der andre. Seine Blicke ruhten auf dem schweren, rußigen Mann, wie er mit vorgebogenem Leibe stand und in dem fast häßlichen, dunkeln Gesicht eine Andacht hatte. War der nicht ein sonderbarer Mensch! Störrisch, roh, ein Tier! Und hatte doch etwas in sich, was wie eine nicht zu ihm gehörende Feinheit war! Weiß Gott, in was für einer Herzfalte die ihm saß, die — die Feinheit, daß etwas Schönes, das er sah, ihn packte, wie andre Leute des Pfarrers Predigt oder eine große Freude oder — — — hm, jedesmal, wenn er bei ihm ankehrte, mußte er sich über ihn wundern, und — weil er sich über ihn wunderte, kehrte er bei ihm

an und — aber — aber, Kain wollte er das Kind taufen — —

Stephan gab jetzt die Statuette zurück. „Ich danke Euch, daß Ihr mir's gezeigt habt," sagte er. „Wenn ich einmal dazu komme, will ich auch Italien zu," fügte er bei, wandte sich südwärts, sah weit hinaus und schien dabei den Händler und seinen Wagen zu vergessen.

Hallheimer packte sein Eigentum ein und nahm die Zügel. „Ich muß," sagte er und grüßte: „Ade, Stephan Fausch." Dann trieb er das Pferd an.

Der Schmied nahm sich nicht die Mühe, sich noch nach ihm umzusehen. Das Fuhrwerk rollte davon, vom Getrampel der Pferde begleitet. Nach einer Weile erst ging Fausch langsam in die Werkstatt zurück, ordnete und rumorte dort, trat einmal unter die Türe, als ein Wagen rasch an der Schmiede vorüberfuhr; dann blickte er an den Fenstern seiner Wohnung hinauf, als besinne er sich, und stieg darauf die Außentreppe an seinem Hause hinauf. Das Geldgeschenk des Händlers ließ er liegen, wo es lag.

Als Fausch oben in den dunkeln Hausflur trat, kam ihm die Frau entgegen, die ihm vorhin Nachricht gebracht hatte. „Es ist recht, daß Ihr kommt, Fausch," sagte sie hastig, „ich — ich rate Euch, nach dem Doktor zu schicken. Sie gefällt mir nicht, Eure Frau."

Da ging er an ihr vorüber in die Schlafkammer, wo die Maria lag.

Drittes Kapitel

Die Katharina, die Magd, hatte den Säugling bei sich in der Kammer. Sie verstand solche Pflege; in ihrer Jugend war sie Amme auf einem adligen Gutshof gewesen. Das war lange her. Die Katharina war jetzt alt, ausgemergelt, abgearbeitet; das Pflegen hatte sie noch nicht verlernt, ja, sie griff den Schmiedssohn mit gleich sorgsamen, hätschelnden Händen an wie in jungen Jahren das Kind ihrer gräflichen Herrschaft. Seit dem Abend, da er auf der Welt war, hatte sie den Knaben bei sich; denn das war zugleich der Abend, da bei seiner Mutter das langsame Sterben anhob. Der Arzt kam von Waltheim herüber; der Schmied hatte ihn selber geholt; aber er konnte nicht helfen. „Sie ist eine wie von Porzellan, Eure Frau," sagte er. „So etwas hält nichts aus."

„Ja — ja!" sagte Stephan und kraute sich im dichten Haar.

Sie standen in der Wohnstube, während sie so zusammen sprachen.

„Stephan!" kam da die tonlose und ängstliche Stimme der Maria aus der Nebenkammer.

Er ging mit seinen tappigen Schritten, die er nicht zu dämpfen verstand, hinein. „Was ist?" fragte er.

Sie streckte die Hand aus, wie um ihm anzudeuten, daß er näher kommen müsse. Da machte er sich ans Bett heran, sein Wesen war noch nicht

anders als an dem Abend, da der Ludwig, sein Bruder, fortgegangen war.

„Wie — wie wird es heißen, das Kind?" fragte sie zitternd.

„Habe ich es dir nicht gesagt?" gab er zurück und schaute sie gerade und ohne zu zucken an.

„Nicht — nicht den Namen," bettelte sie. „Tu es ihm nicht an, dem Kind."

Er drehte sich gelassen ab und machte Miene, zu gehen. Der Doktor stand mit Hut und Stock drüben auf der Schwelle.

„Nicht — nicht den Namen, Stephan," bettelte die Wöchnerin.

„Ihr sollt sie nicht aufregen," raunte der Doktor dem Schmied zu. Maria erhaschte das Wort. „Sprecht ihm zu, Herr," stieß sie immer erregter heraus. „Er will ihn Kain heißen, den Knaben."

Der Arzt lachte fast. „Ihr werdet Euch keine Tollheit einfallen lassen," sagte er zu Fausch.

Der hielt die Hände in die Taschen gestopft. Ohne zu antworten, ging er in die Wohnstube hinüber. Der Arzt folgte ihm. „Laßt die Narrheiten! Aengstigt die Frau nicht! Zudem — den Namen — es geht gar nicht an, so ein Name," sprach er auf ihn ein.

Der Schmied stand unter seinen Worten wie unter einem Regen, den er gleichgültig über seinen Rücken rieseln ließ. Einmal sagte er: „Was einer ist, soll er heißen."

„Ihr seid ein Stier," zürnte der Doktor. „Aus dem Haus geben könnt Ihr das Kind, aber verunglimpfen dürft Ihr es nicht!"

Aus der Kammer kam Schluchzen. Da rief der Doktor die Magd, die eilig hineinging.

„Ein Stier seid Ihr," fuhr er noch einmal den Schmied an. „Ihr bringt sie mit Gewalt um, Eure Frau."

Stephan Fausch erwiderte kein Wort. Er wendete dem andern voll das Gesicht mit dem leeren und dem scharfen schwarzen Auge zu und stand, als sperrte er sich an der Stelle fest, stand wie ein Stier, wie der andre gesagt hatte. Der Doktor ging; er sah, daß sein Schelten nicht fruchtete. Als er fort war, stieg Fausch in die Werkstatt hinab.

Der kleine, arme Mensch, das Kind der Maria, lag in der Kammer der Magd. Die Maria aber starb zwei Tage, nachdem der Arzt dagewesen war. An einem Spätnachmittag starb sie. Es wurde still an der Straße, still unten in der Werkstatt und still oben in der Stube, wo ein paar Waltheimer aus und ein gegangen waren, der Pfarrer, der Doktor, eine entfernte Verwandte der Maria und die Hebamme, die um die Sterbende zu tun gehabt hatten.

Der Abend ging langsam in die Nacht über. Die Stille um die Schmiede und in derselben wuchs noch. Nun ging nur noch die Katharina auf schlürfenden, aber wenig lärmigen Schuhen umher. Vom Tisch, wo er spät zu Nacht gegessen, erhob sich Stephan Fausch. Er hatte die Stube dunkel gelassen; sie war düster und kahl wie ein Keller. Mit wenigen Schritten durchmaß er sie und öffnete die Kammertür, hinter der die tote Maria lag. Da

war ein großer Gegensatz zwischen diesem Raume und dem dunkeln, aus dem er herkam. Durch die Fenster der Kammer brach das Mondlicht. Die Magd hatte über die Scheiben neu gewaschene und gestärkte Vorhänge gespannt, deren Weiß eigentümlich leuchtete. Das wertlose Spitzenwerk glich mit feinem Meißel kunstvoll ausgeschlagenem Marmorzierat. Das Mondlicht quoll auch über das Bett der Maria herein, das sie in die Mitte der Stube gerückt hatten, voll, blendend, gerade über das Kopfende. Das blaugemusterte, verwaschene Kissen und die gleichfarbige Federdecke schimmerten weiß, nur von leisen Schatten durchsponnen, und wie gemacht, damit der Kopf der Maria sich noch edler daraus hervorhebe. Stephan Fausch tat, als er eintrat, einen scheuen Blick auf seine tote Frau; es war wundersam zu sehen, wie sie wie in einer Glorie auf dem Bette lag. Er zog leise die Tür hinter sich zu, verschränkte die Arme und sah wieder auf das Bett. Dann ging er hinüber, strich der Toten über eines ihrer Augenlider, das noch nicht ganz geschlossen war, betrachtete sie wieder, hob ihr dann die Arme, die bis fast zur Achsel hinauf nackt waren und unter der Decke verborgen gewesen, und legte sie weit gestreckt auf die letztere; so gab er der Maria das Aussehen einer in unendlichem Wohlempfinden Schlafenden, aber er legte damit ihren schönen Körper auch so zurecht, daß diese Schönheit noch mehr als vorher Ausdruck gewann. Und als er es getan hatte, stellte er sich wieder mit verschränkten Armen vor das Lager und sagte ganz laut und ruhig: „Ja, schön bist gewesen, du."

Das Mondlicht quoll über Bett und Leiche nieder, über die weiße, klare Stirn, die Wangen, die feine Nase und die fast durchsichtigen Lider und dann über die Arme, die so ruhevoll und gelassen auf die Decke hingebreitet lagen. Auf dem Gesicht und der reinen Haut der Arme lag das Licht wie ein taglauteres Wasser, in dem sie badeten; aber es glänzte etwas gleich feinem und reinem Gold in das Licht hinein und überwand es da und dort. An den Lidern, über der Stirn, neben den Wangen, am Halse der Maria und dort, wo die Decke eben noch kaum die Brust verbarg. Das waren die Wimpern und das Haar der toten Frau.

„Schön bist gewesen, du," sagte Stephan Fausch. Sein Blick glitt mit einer ähnlichen Andacht über sie hin wie die, mit der er vor wenigen Tagen die Schönheit jener Bronzefigur gemessen hatte. Aber neben der eigentümlich frohen Ruhe, mit der er seines Weibes Schönheit genoß, trat das Stierhafte an seiner Stirn und in seiner Haltung und eine eigensinnige Gleichgültigkeit deutlich und schwer hervor. Die hatte er die Maria vom Tage an kosten lassen, an dem er ihre und des Bruders Untreue erfahren, hatte die Frau seither wie eine Magd gehalten. Und doch hätte die Maria erzählen können, daß er früher an ihr gehangen hatte, wie nicht leicht einer an einen andern Menschen anwächst. Schon als er noch um sie in das ein paar Stunden von seinem Hause entfernte Dorf, wo sie gelebt hatte, gekommen war, fast täglich, bei jedem Wetter, manchmal in der Nacht, wenn der Tag ihn nicht hatte frei kommen lassen! Seine Beharrlichkeit hatte ihm dazu geholfen,

daß sie ihm ihr Jawort gab. Nachher, in dem Jahre ihrer Ehe, bevor der Ludwig heimgekommen war! Wenn er auch ein rauher Mensch war und seine bösen Stunden hatte, gehätschelt und verwöhnt und — geliebt hatte er sie! Aber — seit das mit seinem Bruder geschehen, hatte er sie gleichsam mit schwerem Schuh aus seinem Wege geschoben und hielt sie doch wieder an ihrer Pflicht und bei sich fest, ließ sie den Meister fühlen, dessen schwere Faust sie stieß, wohin es ihm beliebte. Auch jetzt, da sie tot war, ließ er weder Erbarmen noch Leid für sie in sich aufkommen, nur die seltsame Freude an ihrer Schönheit gewann neben dem stumpfen Groll, den er gegen sie trug, Durchlaß. Diese Freude war so groß, daß er nach einer Weile langsam in den Flur hinausging und nach seiner Magd rief, sie nach der Kammer der Toten winkte und mit der wüsten Hand auf das Bett zeigte.

„Sieh sie an, wie sie schön ist," sagte er und strich noch eine Falte am Deckbett glatt, die ihm nicht in die Vollkommenheit des Bildes paßte.

Die Magd brach in Schluchzen aus, hatte schon den ganzen Tag geweint. Sie war mittelgroß, hatte einen dürren, sehnigen Hals, klatschrote Wangen und wässerige, gutmütige Augen. Sie trug sich ärmlich, aber reinlicher als der Schmied und selbst die Maria, als die noch gelebt hatte. Unter allem Schluchzen gab sie durch ein Nicken dem Schmied zu erkennen, daß sie freilich zustimme, schön sei sie, die Maria; als sie aber an diesem keine Regung der Trauer gewahrte, stockte ihr Weinen vor Staunen und Scheu; heimlich und mit Kopfschütteln betrachtete

sie von der Seite den Schmied und machte sich, als sei ihr in seiner Nähe unheimlich, bald wieder aus der Stube fort. Dann verließ auch Fausch die Kammer wieder und schlief in dieser Nacht auf dem ledernen Ruhebett in der Wohnstube. Um das Kind kümmerte er sich nicht, hatte sich nicht mehr darum gekümmert, seit die Magd es in ihre Obhut genommen.

Am nächsten Tage besorgte er, was ihm für seine Frau und ihren letzten Weg in Waltheim zu tun blieb. Als er für die Tote tat, was das Gesetz vorschrieb, fiel ihm ein, daß er sich einen Weg sparte, wenn er auch für das Kind gleich ordnete, was zu ordnen war. So machte er auf dem Zivilstandesamt die Anzeige von dem Weggang der Maria und von der Ankunft des Kindes im gleichen Atemzuge. Der Beamte, ein junger, blutarmer, erst kürzlich in die Stelle gerückter Bauer, den Bresthaftigkeit hinderte, mit schwerer Arbeit sein Brot zu verdienen, schrieb das von der Maria ohne Anstand nieder: Name, Geburtstag, Todestag und das mehr. Dann kamen sie zum Knaben. „An dem Tage und zu der Stunde wurde geboren . . .“

Der Schreiber sah auf; als Neuling hatte er ohnehin eine ängstliche Art, zudem stand der Schmied so dicht bei ihm, als müßte er ihm beim Schreiben die Hand führen.

Stephan Fausch nannte den Namen des Kindes: „Kain Fausch“.

„Habt Ihr Euch nicht versprochen?“ fragte der Schreiber.

„Kain,“ sagte der Schmied. Sein Blick stach

genau auf die kleine weiße Stelle im Register, wo der Name stehen mußte, als nagelte er ihn da fest.

„Das — das kann ich doch nicht hinsetzen," sagte der Schreiber und wurde rot.

„Muß ich es Euch noch einmal sagen!" murrte Stephan. „Einen Bessern, meine ich, hätten wir wählen können an der Gemeinde, einen Flinkern."

Er sagte das langsam, immer den Blick unverrückt auf dem Blatt, immer die Stirn gleich einem Prellbock vorgeneigt. Den ängstlichen Schreiber verschüchterte seine Rede vollends. Er erinnerte sich, daß der böse Name immerhin ein Name sei, daß er ihn nicht selber zu tragen brauche und daß der Schmied als Vater das Recht hatte, seinen Buben zu nennen wie ihm beliebte. So schrieb er das Wort an die kleine weiße Stelle, wo das Auge Stephans haftete.

Dermaßen bekam der Knabe der Maria den Namen Kain nach Recht und Gesetz. Als er schwarz auf weiß in dem Buche stand, nickte Fausch kurz, mürrisch, gleichgültig, so wie um zu sagen: ‚Jetzt steht es da! Das war sicher, daß es da stehen mußte!' Als der Schreiber weiter eintrug: ehelicher Sohn des Stephan Fausch und der Maria, geborene Lehr, lachte er auf, aber er machte keinen Einwand.

Nachdem dieses Geschäft erledigt war, blieb für Fausch nur noch das beim Pfarrherrn abzutun. Der Geistliche war ein alter, beleibt und phlegmatisch gewordener Mensch. Er sah wohl verwundert auf, als der Schmied ihm den Namen nannte, auf den er das Kind getauft haben wollte, meinte auch, wie

der Schreiber zuerst, das ginge doch nicht an, dieser Name. Als aber Stephan ungeduldig wurde, fiel dem Hochwürdigen ein, daß er im Kampf mit seinen hartköpfigen Bauern in langer Amtstätigkeit oft den kürzern gezogen und ein Streit immer zu viel Unmuße geführt hatte, und Korpulenz und Bequemlichkeit ließen ihn zu keinem Widerstande kommen. Auch er schrieb den Namen ins Register: Kain Fausch.

Der Schmied war mit dem Kopf durch zwei Wände gerannt.

Daheim in der Dachkammer der Katharina lag das Kind, dem sie an diesem Tage ein Schandmal auf die Stirne gedrückt hatten, und schlief, und es ging ihm gut; denn die Magd verstand das Pflegen.

In den Tagen, die nun folgten, wurde die Maria von der Schmiede fort und auf den Waltheimer Kirchhof getragen. Es gab den Waltheimern allerlei zu reden. Darauf wurde laut, was der Bub der Maria für einen Namen haben sollte, und die müßigen Mäuler hatten neue Arbeit. Endlich ließ Stephan, der Schmied, den Knaben, fest ins Kissen gebunden, durch die Hebamme zur Kirche tragen, und er selber und die Katharina gingen als Paten mit. Da kamen die Schwätzer im Dorf kaum mehr zur Ruhe.

Aber auch das ging alles vorüber. Der Schmied ging seiner Arbeit nach, mürrisch, eigensinnig und allein, wie er eigentlich tag seines Lebens ein einsamer Mensch gewesen war. Es schien sich an ihm nichts geändert und die Tatsache keine Spur an ihm

hinterlassen zu haben, daß sein Weib für immer aus dem Hause gegangen war. Nach dem Kinde fragte er nicht und sah es erst recht nicht. Gegen seine Kunden hatte er die alte eigenmächtige Art, die die einen lachen, die andern schelten machte. Sie waren täglich zahlreich genug, daß er einen Gesellen hätte brauchen können, aber er nahm keinen. Vielleicht hatte der Umstand, daß der Bruder, der ihm früher mitgeholfen, sich schlecht angelassen, ihm auch die Lust verdorben, sich einen andern Mithelfer zu dingen. Von dem Ludwig ging keine Kunde mehr ein. Der war an dem Tage, da er Stephans Haus verließ, auch aus Stephans Leben verschwunden.

Rußig, immer die Spuren seiner Arbeit an sich tragend, ging Stephan Fausch umher, so daß der Fremde, der ihn zum erstenmal sah, nachher den Eindruck hatte, mitten im Tag ein Stück Finsternis gesehen zu haben. Dennoch saß derselbe in Wesen und Aussehen finstere Mensch in der Sommerzeit, die jetzt über das Land ging, zuweilen am Feierabend auf seiner Hausbank und sah mit einem eigentümlichen, aus Staunen und Andacht gemischten Ausdruck im Gesicht einem schönen Sonnenuntergang, einer langsam ziehenden Wolke, einem heller werdenden Stern zu, konnte mit einem fremden Behagen ein gutgebautes Tier, das seine Straße vorüberkam, betrachten, einem schönen Weibe nachsehen oder einem Kinde, in dessen Gesicht ihm ein Ausdruck aufgefallen, langsam folgen und es ernsthaft, freilich ohne Freundlichkeit beobachten, sich dann nachdenklich umwenden und dasselbe Gesicht noch eine ganze

Weile in Gedanken und sich daran weidend, vor sich haben.

In einer Nacht, die auf einen dieser Sommerabende folgte, bekam er das Kind seines Weibes wieder zu Gesicht. Diese Nacht brach ebenso klar herein, wie die gewesen war, in der die Maria tot auf ihrem Bett gelegen hatte. Ueber dem schwarzen Waldbande, das im Osten vielzackig den Himmel säumte, schwamm der Mond wie die weiße Teichblume, die aus dunkelm, reglosem Wasser schaut. Der Schmied hatte vor dem Hause gesessen und stieg in Gedanken über die Treppe nach seiner Wohnstube, als im Flur die Katharina ihn zu sich heranwinkte. Sie war ganz erregt und doch sichtlich ängstlich, was er sagen werde.

„Das müßt Ihr sehen — einmal," sagte sie und winkte ihn nach der leiterartigen Treppe, die zu ihrer Dachkammer führte. Er folgte ihr fast unbewußt, noch immer in irgendein Sinnen verloren, sah zu, wie ihre dürre Hand an der Treppenlehne mit jedem Schritt aufwärts glitt, sah dieselbe Hand an der Kammertüre tasten und, sie zurückdrängend, wie angenagelt an ihr haften, und besann sich erst dann, daß er auf der Schwelle der Magdkammer stand, und in dem grauen Korbe, in wenig ansehnliche Tücher und Windeln gebettet, das Kind lag.

Die Katharina trat jetzt vollends in die Kammer und zum Korbbett hin. Sie zitterte ein wenig, vielleicht aus Verlegenheit über den eignen Mut. „Er ist ganz — wie sie gewesen ist — Eure Frau," sagte sie, strich dabei sorglich über die Decke des Kindes, so sorglich, daß dieses nicht erwachte, und

tat in allem gleich behutsam, als hätte sie das feine Gräflein unter den Händen, das sie vor Jahren gewartet hatte.

Fausch drängte sich der Gedanke auf, daß die Stube genau so aussah wie damals die Sterbestube der Maria. Nur kleiner war sie. Der Mond füllte sie ganz mit seinem Licht, und der Mond traf den Korb des Kindes, wie er damals das Bett der Maria getroffen hatte. Auf buntem Kissen lag ein kleiner Kopf, von dünnen Härchen umstanden, die fein und rein und goldfarben waren. Das Gesicht war voll und doch zart und hatte dieselben schönen Linien, wie das andre sie gehabt hatte damals — auch im Mondlicht.

Um das lebendige Gesicht war aber etwas, was seine Schönheit noch über jenes andre erhob. Das Licht war so hell, daß das Heben und Senken der Brust unter dem gestrickten Jäckchen erkennbar war. Die feinen, samthaften Wangen bliesen sich auf, und von dem kleinen Mund flog der Atem ganz sichtbar; die Lippen öffneten sich bei jedem Zuge dem Hauch wie der Kelch einer Blume.

Fausch blickte eine Weile auf das Bett. Einen Augenblick schien es, als fessele ihn der Anblick. Er neigte sich unwillkürlich und wie in freudigem Staunen vor, aber dann ging eine seltsame Veränderung mit ihm vor. Der dunkle eckige Kopf schob sich mehr nach vorn, so daß der Mondschein auf die brettgerade störrische Stirn traf. Aus Haltung und Gesicht des Schmieds war leicht zu lesen, wie der Starrsinn das bißchen Freude, das ihn hatte ankommen wollen, erwürgte.

„Das ist er also, der Kain Fausch?" sagte er. „Du fütterst ihn gut," fügte er hinzu, drehte sich dabei um und nach der Treppe hin. Als er schon hinabzusteigen begann, murmelte er zurück: „Deswegen hättest mich nicht da herauf zu bändeln brauchen."

Der Katharina sprang das Wasser in die Augen. Sie starrte ihm nach, ihr ganzes Gesicht zuckte. Dann ging sie bis zur Treppe hin, und sich hinablehnend, rief sie ihn hastig: „Ihr, Fausch!"

„Ja?" fragte er, stehenbleibend.

„So darf ihn doch keiner rufen, wenn er einmal hört — so."

„Wie anders? Daß du dich nicht unterstehst! Der Name ist kurz. Und was ist, das ist!"

Der Schmied stampfte nach der Wohnstube hinüber. In der Mondhelle, die nun auch in den Flur drang, konnte die Katharina von oben deutlich seinen schwarzen Wollkopf sehen. Dabei fuhr es ihr durch den Sinn, wenn man an den mit einem Eisenschlegel schlüge, wäre der Kopf der härtere von beiden.

Irgendwie war es aber, daß etwas von dem Bilde, das er an diesem Abend gesehen hatte, doch in Fausch haftete. Es stand Tage und Wochen nachher in ihm, und manchmal beschäftigte es seine Gedanken. Ein-, zweimal fragte er seither die Katharina nach dem Knaben: „Was macht er, der Bub? Fütterst ihn noch so gut?"

Viertes Kapitel

Die Zeit verging in Waltheim wie anderswo. Die Katharina in der Schmiede seufzte an jedem Jahresende, wie andre Leute auch tun: „Jesus, jetzt hat es erst angefangen und ist schon wieder vorüber."

Einmal am Ende eines Jahres, das eben wieder einem neuen Platz machen wollte, fügte sie hinzu: „Es kann eines an dem Buben sehen, wie alt man wird."

Das zu Ende gehende war das sechste, seitdem der Bub in der Schmiede am Leben war.

So war die Zeit vergangen.

„An dem Buben," sagte die Katharina, weil sie den Namen, den er trug, nicht aussprechen mochte und ihm doch keinen andern geben durfte.

„Kain!" rief der Schmied von der Straße herauf, wenn er den Knaben in der Werkstatt haben wollte, oder durchs Haus, wenn er ihn sonst suchte. Seine Stimme klang dumpf wie sein größter Amboß und so laut, daß der Name auf ein paar hundert Schritt in der Runde zu hören war. Wenn aber jemand das Kind selber um seinen Namen fragte, so hob es noch in aller Unschuld das feine Gesicht und sagte: „Kain heiße ich, Kain."

Und es war schon gewöhnt, daß es den Namen immer zweimal sagen mußte, denn beim ersten Male wollten ihn die Leute immer nicht verstehen oder nicht glauben.

Stephan Fausch hielt den Knaben um kein

Haar anders, als er ihn gehalten hätte, wenn kein Makel an ihm gewesen wäre. Seit jener der eigentlichen Pflege der Katharina entwachsen war, allein stehen, gehen und essen konnte, schlief er zwar noch oben in der Magdkammer, teilte aber sonst die Wohnstube mit dem Vater und aß mit ihm am Tisch. Dieser kümmerte sich nicht groß um ihn, tat ihm aber auch nichts zuleide; in der ersten Zeit war es, als sehe er geflissentlich über ihn hinaus. Im letzten Jahre trat darin eine Aenderung ein, als dem Kleinen Rede und Gedanken klarer und kluger zu werden begannen und dann und wann, wie bei andern Kindern, ein Wort ihm über die Lippen fuhr, an dessen Altklugheit oder Drolligkeit, wer es hörte, sich ergötzte. Der Schmied hatte ein zu einsames Leben, als daß nicht die kleine Abwechslung, die der Knabe hineinbrachte, ihm, ohne daß er es sich oder andern gestand, willkommen gewesen wäre. Er rief ihn häufiger zu sich in die Werkstatt hinunter, warf ihm einen leichten Hammer zum Spielen hin oder hieß ihn aufpassen, wie er selbst ein Hufeisen formte, einen glühenden Stab bog und dergleichen mehr. Wenn sie beide allein waren, so standen sie oft in drolligem Einvernehmen beieinander und unterhielten sich, während der Schmied arbeitete. Die zwei Stimmen tönten zwischen den Klingklang des Schmiedehammers, jetzt die Fauschs dumpf oder hart, jetzt die des Kindes hell und hoch, wie wenn der Hammer auf die äußerste Spitze des Ambosses sprang. Die Gestalten des Mannes und des Knaben gaben einen großen Gegensatz. Fausch, wenn er vor dem Kinde stand,

erschien noch schwerer, plumper und dunkler als sonst. Der Feuerschein der Esse leuchtete in sein braunes Gesicht und zeigte die Kohlenspuren darin, den Schweiß auf seiner Stirn und den Staub in seinem wirren, wuchernden schwarzen Bart. Die Funken sprangen rings unter seinen wuchtigen Schlägen, aber sie sprangen kurz, spritzend und pfeilschnell zu Boden, sprangen dem Knaben vor die in plumpem Schuhwerk steckenden Füße, wohl auch auf den Schuh selbst, und wenn einer auf dem rauhen Boden glomm, sah der kleine Knabe hinab und lachte und freute sich, wenn er lange nicht erlosch. Der Knabe war aber so hell wie der Mann finster. Wie neu aus einer Schachtel genommen stand er da; denn die Katharina hielt ihn immer noch wie ihr Gräflein vorzeiten. Er trug wohl rauhe graue Strümpfe und aus Fauschs abgelegtem Sonntagsgewand geschnittene Hosen und Jacke. Es war hartes, unansehnliches Zeug, aber das grobe Hemdchen, das an den Aermeln und am Halse daraus hervorsah, war von leuchtendem Weiß, das in der rußigen Schmiede so sonderbar sauber sich ausnahm, daß seine Farbe gleichsam in die Dunkelheit hineinstach. Das war aber nicht das einzige Helle an dem Kinde. Die Hände, die aus den Aermeln traten, waren schmal und schlank und ganz fein, und sie hatten eine geschickte Art, Unreines mit den Fingerspitzen zu fassen, ohne sich zu beschmutzen. Vollends hell aber war des kleinen Kain Haupt mit dem schlank aus dem zierlichen, ungestärkten Hemdkragen ragenden weißen Halse. Der Knabenkopf war von einer so seltenen und fast unirdischen Schönheit, daß die

Katharina, die ein frommer Mensch und nicht überklug war, oft und oft mit gefalteten Händen und offenem Munde, wenn Kain sie nicht bemerkte, in seiner Nähe stand und ihn bestaunte. Dabei gingen heimliche Schauer durch ihre Seele und Gedanken durch ihren alten Kopf. Wenn er gar kein Mensch wäre, der Kain, der Bub, wenn dem Schmied ein — ein Engel unter dem Dach wohnte und —

Die Katharina, die im Gegensatz zu Stephan Fausch eine Katholikin war, bekreuzte sich bei solchen Gedanken.

Für einen Engel sah Stephan Fausch seinen Buben noch lange nicht an, aber wenn der vor ihm Stehende ihn nicht beobachtete, staunte auch er manchmal heimlich in sein Gesicht, das in jedem Zuge wie ein Kunstwerk war. Der Mund hatte die Form behalten, die der des Säuglings getragen, er war wie eine leise, den Kelch öffnende Blume, Kinn und Nase, Wangen und Stirn waren von scharfem Schnitt, die Augen groß und von einer dunkeln Stahlfarbe. Ihr Blick hatte etwas Strahlendes, das besonders reich hervorbrach, wenn die langen Wimpern plötzlich sich von ihnen hoben. Das Haar war blond, ganz hell, wie das der Mutter gewesen war, und die Katharina ließ es dem Kinde lang auf Schultern und Rücken hängen. Auch Fausch also, über den alle Schönheit Gewalt hatte, hielt manchmal in der Arbeit inne und weidete sich an der Erscheinung des Kindes, aber er war zu diesem kurz angebunden wie zu jedem andern, so daß selbst ihr Gespräch in der Werkstatt eine mühsame und zerhackte Sache war. Kam die Magd

oder ein fremder Mensch hinzu, so herrschte er wohl den Knaben in barscherem Tone an, schob ihn unsanft aus dem Wege und nannte laut und mit geflissentlicher Deutlichkeit seinen Namen. Er packte so gleichsam den kleinen Kain mit seinen beiden Händen und stellte ihn den Leuten deutlich und nahe vor die Augen: ‚Seht ihn an! Das Unrecht habe ich in ihm gezeichnet und die Schmach, die sie mir getan haben!' Es war nichts Kleines oder Gehässiges in diesem Tun; er wollte nur zeigen, daß er Manns genug sei, nichts an der ihm widerfahrenen Schande zu verheimlichen, aber auch dafür Vergeltung zu üben, ohne zu fragen, ob diese andern gefiele.

Der Knabe ertrug den häufigen Wechsel im Wesen seines Vaters, an den er sich bald gewöhnte, sonderlich leicht. Er weinte nicht, sah Stephan, wenn der polterte, wohl einmal erstaunt aus großen Augen an und wand sich ein andermal unwirsch unter seinem ihn beiseiteschiebenden Griff.

Indessen kam die Zeit heran, da der kleine Kain Fausch schulpflichtig wurde. Die Katharina brachte ihn nach dem Dorfe, als er den ersten Schulgang tat. Aber schon am nächsten Tage bedurfte er ihrer nicht mehr und war in Waltheim bald heimisch. Weil er in seinem Aeußern anders, gleichsam vornehmer war als sie und das Haar in langen Locken trug, staunten ihn anfangs die Dorfkinder verwundert an; aber da er ein aufgeweckter Bursche war, fand er bald seine Gespielen unter ihnen, und sie gewöhnten sich an ihn, weil er sich an sie gewöhnte.

Der Schmied schien, da er nun wenig mehr um ihn war, den Knaben wie früher zu übersehen und zu vergessen. Erst nach Wochen erinnerte ihn der Zufall daran, daß Kain in einen neuen Abschnitt seines Lebens getreten war. Es war am Abend eines der lichten Tage, an denen die Sonne ihre Strahlen wie die glänzenden Fäden eines Spinnennetzes über die Straße zwischen den zwei Wäldern spannte. Der südliche Wald warf einen kühlen, klaren Schatten, und wo dieser aufhörte und das Spinnen der Sonne begann, war eine messerscharfe Grenze. Fausch, dessen Tagewerk getan war, steckte die kurze Pfeife zwischen die Zähne und schlenderte auf der Straße gegen Waltheim und durch die Sonne hin, badete dabei beide nackten schwarzen Arme, sie vor sich hinstreckend, im Lichte und ergötzte sich daran, wie er mit jeder Bewegung einige der goldenen Fäden zerriß. Da sah er drüben aus dem Walde in den schönen Schatten den kleinen Menschen, den Kain, treten. Er trug eine große, von Stroh geflochtene, seine Schulsachen bergende Tasche in der Hand und kam mit für die Länge seiner Beine weiten, fröhlichen Schritten daher. Das Haar hing ihm lang auf die Schultern, und sein weißes Gesichtlein leuchtete. Als er aber die Linie zwischen Schatten und Sonne überschritt, war um seinen unbedeckten Kopf ein Blitzen, und das Haar schimmerte einen Augenblick wie Gold.

Stephan Fausch blieb unwillkürlich stehen, um das fremde Bild zu betrachten, welches das durch die reiche Sonne schreitende schöne Kind bot. Der Knabe hatte indessen den Vater bemerkt. Heiterkeit

verdrängte den sinnenden Ausdruck, der in seinen Zügen gelegen, und er grüßte schon von weitem.

Fausch nickte, ließ ihn herankommen, fragte eine müßige Frage, ob er aus der Schule käme, und wendete sich dann, so daß sie zusammen, Seite an Seite, heimzu gingen. Der Schmied änderte dabei das Schlendernde seines Schrittes nicht. Der Knabe mußte deshalb ebenfalls langsamer gehen, und weil der Vater nicht sprach, verfiel er nach wenigen Versuchen, mit jenem ein Gespräch zu führen, in sein voriges Nachdenken zurück. Nach einer Weile aber hob er die Augen und fragte plötzlich: „Warum habe ich denn den Namen?"

„Welchen?" fragte Stephan.

„Sie lachen immer, wenn sie mich rufen. Einen Schandnamen habe ich, sagen die Kinder." Seine Augen füllten sich mit Wasser, er wischte es heimlich weg, damit es der Vater nicht sehe. Der lachte rauh. Eine Antwort gab er nicht. Sein Oberkörper neigte sich nach vorn, die harte Stirn sah aus, als ob er damit gegen etwas anrennen wollte; auch schritt er rascher aus.

„Der Lehrer ruft mich Fausch, nur Fausch. Die andern nennt er alle beim Vornamen," hob Kain wieder an.

„Der ist ein Narr, der Lehrer," sagte der Schmied. Als er das sagte, standen sie schon am Hause, und er hielt nicht an, sondern trat gleich in die Werkstatt; einen andern Bescheid bekam das Kind nicht.

Aus Waltheim heraus aber kam in den nächsten Wochen eine sonderbare Welle gegen die Schmiede

geschwommen. Die Dörfler entrüsteten sich über die Schrulle Stephan Fauschs, seinen Buben den Sündernamen tragen zu lassen. Sie hätten das längst, hätten es schon damals tun können, als der Knabe getauft worden war, aber damals war die kleine Erregung wieder in sich zusammengesunken. Jetzt sahen sie den leibhaftig vor sich, dem der Schmied ein Mal aufgedrückt, und sahen einen Menschen, an dessen Aeußern der Trockenste und Alltäglichste unter ihnen seine heimliche Freude hatte. Darum nahmen sie ihn in Schutz. Zuerst kam der Lehrer zu Stephan Fausch heraus, ein junger, aufgeklärter und deshalb vorlauter. Er grüßte den Schmied ein wenig von oben herab, ein wenig herrenhaft. Dann platzte er gleich mit dem heraus, was ihn herführte. „Den Namen müßt Ihr dem Buben abändern, Fausch. Der kann sich doch nicht von allen Menschen Kain schimpfen lassen. Nennt ihn Stephan, wie Ihr selber heißt, oder so oder so, aber —"

Mitten in die lange Rede hinein schlug ein rauhes, kurzes, fragendes „He?" Fauschs. Dann verließ dieser die Wohnstube, in der ihn der Lehrer überfallen hatte, und schlug krachend die Tür zu. Blicken ließ er sich nicht mehr. So mußte der andre unverrichteter Dinge abziehen. Nach dem Lehrer versuchte es der und jener, Fausch umzustimmen, ein gutmütiger alter Mann, der im Schulrat saß, der Dorfpolizist, der den langen Leib und die lange Meinung von sich hatte, endlich ein paar mitleidige Weiber. Fausch ließ sie alle schwatzen, gab keine Antwort, lief nur hinweg, wenn es ihm

zu bunt wurde. So hielt er der Welle stand, die um sein Haus schlug, gleich einem Steinblock, an dem die Flut sich teilen muß.

„Was für ein Stieriger er ist, der," geiferten die Waltheimer. Am Ende aber gab auch dieser kleine Aufruhr sich wieder. Der Schmied behielt seinen Willen.

Die Wochen und Monate verflogen darauf, langsamer gingen die Jahre, aber sie gingen.

Kain Fausch, der Knabe, wurde einsam, als er heranwuchs. Seine Gespielen entfremdeten sich ihm. Er war zu wenig wie alle andern, und so schlossen sich die andern nicht fest an ihn, und dann hatte er den Namen, der immer den Spott weckte. Daheim blieb ihm die Katharina, die Magd. Die hätschelte ihn, als er zwölf Jahre alt war, noch genau so, wie sie ihn als klein gehätschelt hatte. Ihr verdankte er das Fremde, fast Vornehme seines Aeußern und in seinem Wesen. Weil er aber keine Kameraden hatte, gewann er die Stille lieb, saß bald gern über den Büchern, die ihm der Lehrer lieh, und konnte stundenlang in einer Waldlichtung sitzen, sinnen und staunen, hielt aber eines höher als alles andre, nämlich die Musik, und vor allem den Klang seiner eignen Stimme. Er tat sich in der Schule beim Singen so hervor, daß der Lehrer ihn Sonntags in der Kirche in seinem kleinen Chor mitsingen ließ, und Kain sang im Walde und daheim, am liebsten oben in der kleinen Kammer, die neben der der Katharina lag und in der er hauste, seit er größer geworden. Seit zwei Jahren trug er die auf die Schultern fallenden Locken nicht mehr, aber das

Haar war noch immer lang und weich und blond, glänzte in der Sonne, und er trug es weit von der Stirn zurückgestrichen. Diese Stirn war so weiß und klar, daß auf ihr immer wie ein Leuchten war, und das Gesicht hatte nichts von seinem edeln, scharfen Schnitt verloren. Aber auch seine Gestalt war von seltenem Ebenmaß, biegsam und stark zugleich. Obwohl er im unkleidsamen, schwerfaserigen Gewand der Dörfler ging, konnte kein Fremder an ihm vorübergehen, ohne nach dem seltsam vollkommenen Menschen sich umzusehen.

Stephan Fausch hatte ihn neben sich aufwachsen lassen und war ihm gegenüber der gleiche geblieben. Heute gleichgültig, störrisch, ja ihn mit Worten vor den Leuten herabsetzend, morgen, wenn sie allein waren, gesprächig in seiner kurzen Art und mit den Blicken verstohlen an seinem Gesicht und seiner Gestalt hangend, als weidete er sich daran. Da kam ein Tag, der ihr Verhältnis änderte.

Fünftes Kapitel

Fausch saß in seiner dunkeln, rußigen Wohnstube. Es war schon fast Nacht. Der Schmied hatte längst zu arbeiten aufgehört, und die Teller für ihn und den Buben standen auf dem Tisch. Fausch machte kein Licht. Er saß gern in der Dunkelheit, die allmählich in der Stube so groß wurde, daß seine schwere Gestalt nicht mehr erkennbar war, nur der rote Punkt, die Glut seiner Pfeife, und sein schweres Atmen und Schmauchen sein Da-

sein verrieten. Da öffnete die Katharina die Tür. „Er ist noch immer nicht da, der Bub," sagte sie. Der Atem war ihr eng.

„Der wird schon kommen," gab Stephan zurück.

Aber Kain kam nicht, obwohl er schon stundenlang hätte von der Schule zurück sein sollen.

Eine Stunde verrann. Stephan Fausch ging die Pfeife aus. Er duselte vor sich hin. Dann kam die Katharina wieder, der es keine Ruhe ließ. „Er — es sollte doch eines nach ihm sehen," sagte sie.

Stephan wachte auf. „Bring die Suppe herein. Wenn er nicht rechtzeitig kommt, kann er hungrig zu Bett gehen," murrte er.

Die Alte gehorchte, trug die Suppe auf, und die Hände und die Knie zitterten ihr, als sie das tat. Nachher wollte sie selber nach dem Dorfe hinüberlaufen, sehen, wo er blieb, der Bub.

Inzwischen hatte der Schmied die Petroleumlampe an der Decke angezündet. Er setzte sich vor seinen Teller. Von der Lampe floß ein roter Schein über seinen schwarzen wolligen Kopf. Da kamen Schritte über die Haustreppe herauf.

Die Katharina lief in den Flur. „Bub!" rief sie in die Dunkelheit.

„Ja!" gab es Bescheid. Er war da. Langsam kam er herauf, seine groben Schuhe machten sonst keinen Lärm; denn er schritt sonderbar leicht darin. Heute klapperten sie, als ob er stolpere. Die Magd hob ein Licht hoch. „Jesus!" sagte sie.

Der Knabe hatte ein schneeweißes Gesicht, seine Kleider waren unordentlich und zerrissen, aber selbst jetzt noch fiel die Sauberkeit seines Gewandes auf.

„Was ist dir geschehen?“ fragte die Magd hastig und voll Angst. Statt zu antworten, wollte er wissen, ob der Vater in der Stube sei.

„Ja, ja,“ gab sie zurück und stieß selber die Tür für ihn auf. Mit unsicheren Schritten, wie tastend, ging er hinein. Er war jetzt dreizehn Jahre alt, schlank und kräftig.

„Nun?“ fragte Stephan Fausch, seine Suppe löffelnd.

Kain trat bis in den roten Schein der Lampe vor. Der zeigte, wie fahl er war; seine Augen schienen in einem heißen Licht und ganz dunkel.

„Wir haben Streit gehabt,“ begann er in atemlosem Ton, als hätte er erst jetzt ein paar Gegner von sich abgeschüttelt. „Und dann habe ich mich lange versäumt im Wald.“

Die Katharina stand in der Tür und horchte mit vorgeneigtem Kopf auf das, was kommen wollte. Fausch sah scharf nach dem Buben hin. „Erzähl!“ sagte er. Dabei aber war es, als hielte die Erscheinung Kains mehr als je seinen Blick fest.

„Sie haben mir gesagt, die andern, warum ich Kain heiße,“ stieß dieser heraus. Er legte die Hände an eine Stuhllehne und sah Stephan ins Gesicht. Es war nicht schwer zu sehen, daß etwas ihm sein ganzes Innere aufwühlte. „Weil meine Mutter schlecht war, sagen sie,“ fuhr er fort. „Aber — dann — ich — ich kann doch nicht für das, was die Mutter getan hat — —“

„Iß jetzt zu Nacht,“ sagte Stephan Fausch.

Kain hörte nicht. „Ich habe es lange überdacht im Walde,“ sprach er in abgebrochenen Sätzen

weiter. „Wenn ich etwas so Schandhaftes bin — so muß ich doch etwas getan haben — aber — ich —"

Plötzlich übermannte es ihn. Er warf sich an den Tisch, weit den Oberkörper über die Platte geworfen, und weinte. Einmal sah er auf. „Warum muß ich den Namen haben, Vater? Kann ich nicht heißen wie andre auch?"

Stephan hatte den Löffel weggelegt. Er machte ein Gesicht, als wüßte er nicht, was sagen. Darauf fluchte er, und dann murrte er: „Sie sollen dich in Ruh lassen, die Lauser."

Kain ermannte sich jetzt. Er fuhr sich in die Augen. Dann stand er wieder schlank aufgerichtet und bleich am Tisch. „Ob sie mich ausspotten oder nicht," sagte er in unterdrücktem Tone, „es ist mir immer, als ob sie überall mit Fingern auf mich zeigten. Wo ich gehe, ist es mir so."

Bei diesen Worten sah er sich um, als ob er höhnische Blicke auf sich gerichtet sähe.

„Du brauchst dich um andre nicht zu kümmern," sagte Stephan.

Er wußte darauf nicht gleich eine Antwort. Während er aber verwirrt und wie verloren dastand, war an ihm eine zu Herzen gehende Hilflosigkeit. Plötzlich bat er mit heftig zitternder Stimme: „Könnt Ihr mich nicht anders heißen?"

Fauschs Stirn war störrisch. Aber er sagte in einem an ihm ungewohnten, fast freundlichen Ton: „Setze dich jetzt und iß. Denen im Dorf wird man die Mäuler wohl zutun."

Kain wollte sich abwenden. Dann besann er

sich. Ein Gedanke schien ihn zu beruhigen. Er knüpfte seine Kleider zurecht und setzte sich zu seinem Teller. Der Vater, der starke Mensch, wollte zu ihm stehen! Der Gedanke tat ihm unwillkürlich wohl. Er begann zu essen.

Die Katharina hatte bisher an der Tür gestanden. Jetzt ging sie aus der Stube.

Fausch endete die Mahlzeit, stand auf und setzte sich ans Fenster, wo es dunkel war. Er zündete die Pfeife wieder an und betrachtete heimlich den am Tisch sitzenden Knaben. Dabei führten sie in seltenen, abgebrochenen Sätzen ein Gespräch: Wie der Streit zwischen den Schulbuben angegangen? Wer die Spötter gewesen? Ob dergleichen sich schon mehrmals ereignet?

Kain schaute nur von seinem Teller auf, wenn er zu antworten hatte, sonst aß er langsam und nachdenklich. Einmal wischte er sich eine Träne aus den Augen. Stephan Fausch sog an seiner Pfeife, von der der Rauch spärlich aufstieg, als brenne sie schlecht. Er war sehr scharfsichtig trotz seines toten Auges. So entging ihm kein Zug an des Knaben Gesicht: die feinen geraden Linien des Profils, Stirn, Nase, Kinn. Die weiße Stirn besonders mußte er ansehen. Ob dem Hinblicken wurde er wortkarg und endlich still. Er hatte allerlei Gedanken in sich, die ihn mehr und mehr einspannen. Dabei war es vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, daß der starke Mensch Gedanken, die ihn quälten, nicht mit seinem festen und gewalttätigen Willen niederzwang und gleichsam erwürgte.

Nach einer Weile stand Kain auf, der noch

immer sehr bleich war. „Ich habe noch Aufgaben," sagte er dann. „Gute Nacht, Vater."

„Gute Nacht," grüßte Stephan.

Dann ging der Knabe. Der Schmied aber saß tief in seine Gedanken versunken. Er merkte kaum, wie die Katharina, den Tisch abräumend, hin und wieder ging. Immer sah er die weiße Stirn des Buben noch. Und dann war es ihm, als brenne ein häßliches Mal darauf, und etwas in ihm sagte: ‚Das Schandmal hast du ihm aufgedrückt!' Einen Augenblick verwirrten sich ihm Begriffe und Tatsachen. Dann zog er die Brauen zusammen und dachte schärfer nach und sah alles klar, wie es war: Nicht nur den Namen hatte er ihm angehängt, dem Bub der Maria, den Schmachnamen, mit der Schmach selber hatte er ihn gezeichnet; denn der Name weckte die Erinnerung an den Makel, der ihm von Geburt an anhaftete, und hatten die Dorfkinder, als sie klein und unwissend und dumm waren, den Kain verspottet, weil er so hieß, so hieß wie kein Mensch sonst, so zeigten jetzt die, die gleich ihm heranwuchsen und die schon mehr wußten, als ihnen gut war, mit Fingern auf ihn, nicht weil er den Namen Kain trug, sondern weil sie wußten, woher er den Namen hatte. Aber hatte er, Stephan Fausch, das nicht gewollt? Das Unrecht, das ihm angetan worden, hatte er festnageln wollen, ganz recht, und festgenagelt sollte es bleiben!

In Fausch hob der Widerstreit zweier Gewalten an. Da war der Eigensinn, der wilde Wille, dem er zeitlebens nie Ketten angelegt, und daneben etwas andres, das ganz neu war, etwas wie Mitleid mit

dem Buben oder — das mochte, weiß wer, erraten, was auf einmal wider den Eigensinn aufstand. Die zwei Gewalten rangen gleichsam miteinander Brust an Brust, keine wich, gleich stark standen sie gegeneinander auf. Fauschs dunkle Stirn rötete sich, er bog sich im Stuhl vor und zurück, und die Pfeife erlosch ihm. Das, was in ihm vorging, machte ihm grimmig zu schaffen. Den schweren und schwerfälligen Mann hatte noch nie ein inneres Wühlen auch äußerlich so sonderbar unruhig gemacht. Die Lampenflamme schwelte schon und drohte zu erlöschen, und das Hantieren der Katharina in der Küche hatte geraume Weile schon aufgehört, als er sich erhob. Er löschte das rauchende Licht, aber er ging nicht in seine neben der Stube liegende Kammer. Er zog die Schuhe aus wie immer, trug sie in die Küche, und in den Flur zurückkommend, stand er still und lauschte. Es rührte sich nichts im Hause. Da stieg er barfuß über die Dachbodentreppe hinauf, merkte nicht, daß die Tür an der Kammer der Katharina noch offen stand, und schlich so geräuschlos, als er es vermochte, vor die kleine Stube des Knaben. Da lauschte er wieder. Dann drückte er auf die Klinke, öffnete die Tür und blickte hinein.

Die Katharina trat drüben halb angezogen auf ihre Schwelle. Sie hatte ihn gehört, wie er sich heraufgetastet hatte. Jetzt sah sie ihn deutlich im Rahmen von Kains Tür stehen. Eine leise graue Helle war in der Kammer. Das Herz klopfte ihr. Was wollte er, der Meister? Er würde doch nicht — trug er dem Buben etwas nach wegen des Streites, den er gehabt?

Fausch spähte nach dem Bette des Knaben. Dann atmete er tief auf. Jener schlief. Er, Fausch, hatte gemeint — er flenne noch, der Kain. Darum war er gekommen. Jetzt zog er die Tür behutsam wieder zu.

Die Katharina trat unwillkürlich in ihre Kammer zurück und verbarg sich. Sie hörte Fausch vorübergehen und, mit Bedacht seine Schritte dämpfend, wieder die Treppe hinuntersteigen. Er ging in die Wohnstube, und nachher vernahm sie deutlich, wie er sich in die Nebenkammer begab. Das Herzklopfen, das ihr den Atem hatte nehmen wollen, ließ nach. Aber sie lag lange wach, wundernd, was er hatte wollen, der Schmied. —

Die Katharina konnte noch lange wundern. Fausch verriet durch kein Wort, was er an jenem Abend bei dem Knaben gesucht hatte. Er zeigte auch in seinem ganzen Gebaren keinerlei Veränderung, war verschlossen und mürrisch wie immer und schien anfänglich vergessen zu haben, daß er dem Buben halb und halb seinen Schutz gegen die Spottlust der Waltheimer zugesagt hatte. Dennoch stritten die zwei Mächte noch immer in ihm, und keine wurde Meister, weil immer beide gleich stark waren. Eines Tages aber, und bald nachher zum zweiten- und drittenmal, erlebten die Waltheimer die Ueberraschung, daß Stephan Fausch, der Schmied, am hellichten Werktag und mitten in der Arbeitszeit in der Hauptstraße des Dorfes auftauchte, im Schurzfell, barhaupt, rußig und dunkel wie immer, daß jedes sah, wie er gleich vom Amboß hergelaufen war. Er machte ein unfreundliches Gesicht, so daß

den ihm Begegnenden die Lust verging, ihn anzureden. Es war um die Vormittagszeit, da zu Waltheim die Schule ausging. Er schritt an dem großen, mitten im Dorf auf einem freien Platz gelegenen Schulhaus vorüber, als ob sein Weg ihn weiter führte, aber in einer Seitengasse oder hinter einem Hause in der Nähe blieb er stehen und wartete, die nackten Arme übereinander geschlagen.

Was er tue, fragte ihn ein Bekannter.

„Warten, wenn es dich wundert," gab er zurück.

Als dann aus dem Schulhause jäh der Strom der Kinder hervorbrach, spähte er nach Kain und folgte ihm, als er ihn entdeckt hatte, mit dem Blicke eine Weile, bis er ihn aus dem Dorfe hinaus und nach dem Walde schreiten sah, der die Schmiede vom Dorf trennte. Dann trat er wohl in eine der Schenken, an denen Waltheim, wie jedes Dorf, nicht arm ist, nahm einen Frühschoppen, stand auch hier nicht Rede, was ihn hergebracht hatte, und trollte sich wieder heim, mürrisch, wie er gekommen war.

„Er lauert seinem Buben auf," redeten die Waltheimer und meinten das Richtige herausgeklügelt zu haben. „Er scheint einen Verdacht auf ihn zu haben, auf den Bub, irgendeinen. Gerade gut wird der es auch nicht haben daheim bei dem hartborstigen Kerl, dem Fausch."

Als der Schmied zum drittenmal Wache stand, merkten die Waltheimer, daß sie unrecht gehabt hatten. Diesmal war er unbeachtet ins Dorf gekommen, irgendwo außen herum, und hatte sich in einen schmalen Häuserzwischenraum, der keine Gasse war, gerade gegenüber dem Schulhause aufgestellt.

Als es elf Uhr geschlagen hatte, brach wie immer im Schulhause der große Lärm los, die Tür flog auf und die Kinder fuhren heraus. Die Kleinsten und Wildesten kamen zuerst. Die Aelteren, zu denen Kain gehörte, traten gemütlicher und langsamer, mit einer Art Würde aus dem Hause, Mädchen und Buben. Kain Fausch kam wie immer allein. Daran, daß er immer einzeln und wie von den andern gemieden ging, hätte der Schmied schon lange merken können, daß etwas zwischen den Kindern nicht richtig war. Heute war jener einer der ersten unter den größeren Schülern, die ins Freie traten. Langsam schritt er auf den freien Platz heraus, schlank und sauber, seine Bücher trug er längst nicht mehr in der Strohtasche, sondern unterm Arm. Der Kopf saß ihm leicht in den Nacken zurückgebogen, frei, vielleicht hob er ihn unwillkürlich höher, seit er wußte, daß Uebelwollen hier im Dorf ihm nachgaffte. Aus dem sich zerteilenden Haufen der kleineren Kinder folgten ihm einige mit den Blicken. Dicht vor dem Schmied standen zwei kleine Knirpse. Sie mochten seit kurzem erst in die Schule gehen. „Weißt, wie der dort heißt?" fragte der eine, der noch kaum erst deutlich zu sprechen vermochte, den Kameraden geheimnisvoll, und nach Kinderart wichtig tuend. Dann nannten sie den Namen „Kain" und kicherten und sahen dem langsam davongehenden Schmiedsbuben nach, wußten dabei nicht, was der Name bedeutete, lachten nur über seine Sonderbarkeit. Inzwischen waren auch Kains Kameraden auf den Platz getreten, große, starke Burschen. Sie hielten die Köpfe zusammengesteckt, als ob sie einen

Streich planten. Zwei traten vor und sahen hinter Kain her, der jetzt die Dorfgasse hinunterschritt.

„Da läuft er schon wieder," schrie der eine von diesen, der Sternwirtsbub, ein fünfzehnjähriger, grobgliedriger und großgewachsener Bengel, zu den andern zurück.

„Alleweil läuft er davon, der Feigling," tönte es von denen. Da schrie der vom Sternwirt, der Dölfi, die Straße hinab: „Kain." Er gab dem Namen einen schrillen, häßlichen Klang.

„Laß ihn doch," meinte einer der Hintenstehenden.

„Bah, wegen dem," prahlte der Dölfi, „einem Unehrlichen, wie der ist!" Und zum zweitenmal schrie er spottend und schrill: „Kain!" Plötzlich sah er die andern vor etwas zurückweichen, das vor seinen Augen wie ein großer schwarzer Schatten war. Er hatte nicht Zeit zu erkennen, was es war; denn es packte ihn einer vor der Brust an den Kleidern und hob ihn schwer, wie er war, hoch und schüttelte ihn in der Luft, daß Hemd und Weste und Rock zerrissen. Dann ließ der Mensch ihn nieder, packte ihn am Kragen, hielt ihn mit der einen Hand wie in einer Klammer und hieb ihn, den langen, großen Burschen, wie man die kleinen Kinder haut, hieb, daß die Leute zusammenliefen ob seines Geschreies und zwei, drei Stimmen riefen: „Laßt ihn, Fausch! Wollt Ihr ihn totschlagen?" Einige Männer fielen dem Schmied in den Arm. Der ließ den Dölfi endlich los und schüttelte die Hände der Abwehrenden ab. Sein dunkles Gesicht sah grau aus. An der furchigen Stirn war eine seildick geschwollene Ader zu sehen.

„So," sagte er aufschnaufend, „wenn es wieder einmal einen gelüstet, so braucht er ihn nur zu höhnen, den Bub;" sprach's, warf die Fäuste in die Taschen und ging mit vorgebeugtem Kopf wie ein ziehender Stier davon. „Gleichviel, ob halb oder ganz erwachsen," knurrte er noch zurück.

Von denen, die ihm nachsahen, und den andern, die den vor Schmerz und Wut am Boden sich wälzenden Dölfi umstanden, gelüstete es keinen just, ihm unter die Fäuste zu geraten.

Nach diesem Tage hatten die Waltheimer wieder zu lästern.

„Seinen Buben will er nicht ausgespottet haben, der Schmied. Warum hat er ihm denn den Namen gegeben?"

Der Sternwirt tat, als ob er den Schmied verklagen wollte; am Ende, als er merkte, daß sein eigner Bengel nicht ohne Schuld an den empfangenen Schlägen war, unterließ er es. Aber die Waltheimer klatschten weiter, taten es nur leise und vorsichtig; denn es waren wenige unter ihnen, die Stephan Fausch nicht fürchteten. Auch diejenigen, die den Schmiedbuben neckten oder verspotteten oder über ihn sprachen, wie die Leute immer über etwas zu reden haben müssen, wurden vorsichtig, spotteten und redeten heimlich aber um so mehr. Denn Kain Fausch konnte seinen Namen nicht ablegen und den Makel seiner Geburt nicht abwaschen. Der Knabe wurde stiller und verschlossener. Er klagte daheim nicht wieder, aber wenn einer ein scharfes Auge hatte, so konnte er sehen, daß etwas auf ihm lastete. Er erkannte allmählich, daß die Leute eine Art

Recht, zu höhnen, hatten. Das machte ihn erst recht feinhörig und ließ ihn merken, wie mit Blicken, Worten und Gebärden da und dort man sich mit ihm beschäftigte, wenn er sich sehen ließ. Das gab ihm einen frühen Ernst und eine Art Scheu vor den Menschen. Aber er war innerlich gesund und stark. Vielleicht hatte daran die Katharina ein Verdienst, die ihn in seinem Aeußern immer so sauber und fein gehalten und ihm damit, ohne es zu merken, auch eine Art innere Reinheit und Vornehmheit anerzogen hatte. Er verfiel daher, indem er sich selber einsam machte, nicht, wie es nahegelegen hätte, auf Zerstreuungen übler oder doch leichtfertiger Art, um sich dafür zu entschädigen, daß er vor den Menschen nicht voll galt, sondern lernte die Arbeit liebhaben, zunächst die, die er hinter seinen Schulbüchern suchte, dann aber auch diejenige, die er in des Vaters Werkstatt fand. Stephan Fausch zog ihn in seinen Mußestunden zur Mitarbeit heran, und Kain fand Gefallen an der Tätigkeit, die ihn körperlich ermüdete, wie an der andern, die seinen Geist beschäftigte, und empfand den Uebergang von der einen zur andern als Erholung, nicht als Anstrengung. Eigen blieb ihm nur, daß er die Spuren der Schmiedearbeit nicht länger an sich duldete als er in der Werkstatt sich aufhielt. Er kleidete sich nachher um, wusch und pflegte sich, so daß ihm immer noch auch in seinem Aeußern jene eigne Heiterkeit verblieb, die in so großem Gegensatz zu der rußigen und dunkeln Erscheinung seines Vaters stand. Diesem schien gerade diese Eigenheit des Knaben zu gefallen, und ohne daß er es wußte,

wuchs seine Anteilnahme an Kain, wuchs vielleicht aus dem Bewußtsein heraus, daß er dem schuldlosen Menschen eine Schmach angetan, die dieser kaum je werde abzuschütteln vermögen. Als aber Stephan Fausch eines Tages inne ward, daß in ihm selber sich etwas für Kain zu regen begann, was er seit dem Tage nicht mehr empfunden hatte, da er noch um der Maria willen stundenweit gelaufen, lachte er mitten in der Arbeit, während der ihm der Gedanke kam, rauh auf. Er lachte sich selber aus: „Narr, das ist ja nicht möglich. Kein Blut von dir ist in dem Buben. Ins Nest gelegt haben sie dir den!" Er zeigte an diesem Tage Kain gegenüber eine größere Unduldsamkeit und Mürrischheit wie gewöhnlich; manchmal stand es wie Haß in seinem Gesicht, wenn er ihn ansah. Aber der Haß war nicht echt. Er redete sich zu: „Wider die Natur geht es, daß du an dem Buben Gefallen hast! Aus dem Hause hättest ihn geben sollen, das Schandenkind!" Dann jedoch kam die andre Gewalt wieder dagegen auf, die Gedanken: „Was kann der Bub dafür! Gebrandmarkt hast ihn, und er hat es nicht verdient!" Und das Wohlgefallen an Kain war da, mochte er es sich ausreden, soviel er wollte. Der innere Widerstreit, den Stephan Fausch mit sich herumtrug, wurde mächtiger.

Die Zeit ging und kam darob. Ein Jahr reihte sich zu andern und wieder eines reihte sich an dieses. Daß Kain vor den Leuten noch immer nicht Ruhe hatte, erkannte Fausch so gut wie einer. Jener hatte jetzt die Sekundarschule zu Waltheim hinter sich und stand in des Vaters Lehre. So war er der

Hetz- und Spottlust der Schulkameraden entrückt, aber der Schmied sah doch, wie ihm die Schmach anhing. Er bemerkte die Blicke, die manche Kunden der Schmiede einander zuwarfen, wenn Kain in der Nähe oder von ihm die Rede war, sah die Blicke, die dem Buben folgten, wenn er mit ihm je da oder dort sich zeigte, sah, wie die Leute sich anstießen, und hörte das Gerede hier: „Kain heißt er, ist das nicht ein närrischer Name für einen Menschen?“ und das Gerede dort: „Weißt, warum er Kain heißt, der Bub?“ Sie hing ihm an, die Schmach, sah Stephan Fausch, und es nutzte ihm nicht, daß er jetzt zu ihm stand, daß er drohte oder zuschlug, wenn er einen den Buben lästern hörte. Das tausendzüngige Gezücht, die Lästersucht schlug er nicht tot. Allmählich, allmählich — Jahre hatte es dazu gebraucht — begann aber dem Schmied selber weh zu tun, was dem Buben Leids geschah. Sein Blick ruhte häufiger und häufiger auf der Gestalt und dem Gesicht Kains, und neue Gedanken kamen ihm dabei: Sah er nicht der Maria ähnlich, wie sie damals gewesen war, damals, als er noch stundenweit um ihretwillen gelaufen war? Herrgott, hatte er an dem Mädchen gehangen! Leibhaftig wie die Maria war er, der — der Kain!

Stephan verriet nichts von dem, was in ihm war. In seiner rauhen Art änderte sich nichts, sie war ihm zur zweiten Natur geworden. Aber es erwachte etwas in dem seltsamen und verschlossenen Menschen, was wie eine Flamme war, und es war die Liebe zu seinem toten Weibe, die Liebe, wie er sie für die Maria gehabt hatte, als er noch um sie

ward. Aber die Liebe galt nicht der Toten, sondern — mochte er es selber nicht wissen — er begann sein Weib in dem Buben zu lieben, dem Schandzeichen in seinem Hause, dem Kain.

Sechstes Kapitel

Vor der Türe der Schmiede hielt das Gefährt Moritz Hallheimers, des Händlers. Noch immer ließ er es sich nicht nehmen, zu halten, wenn er des Weges fuhr, und noch immer hielt er große Stücke auf Stephan Fausch, weil er ein tüchtiger Arbeiter und ein wunderlicher Mensch war. Das Gefährt und das Pferd davor wie Hallheimer selber trugen die Spuren einer weiten Reise. Der Händler hatte Fausch gegrüßt, der mit Kain arbeitend in der Werkstatt stand, lehnte am rußigen Türpfosten und folgte mit den Augen den Bewegungen der beiden Schmiede. Fauschs Arbeiten war wie das schwere Niederschlagen eines Gewichts, das Kains wie das Schnellen einer Feder. Zwischen das Hämmern hinein ging ihre Unterhaltung, und manchmal mußten sie fast schreien, damit die Stimme das Klingen des Metalls übertöne.

„Ein Geschäft wüßte ich für Euch, Fausch," sagte Hallheimer jetzt.

„So?" entgegnete dieser trocken und schien kaum hinzuhören.

Der Händler lachte. „Freilich, Ihr seid hier angewachsen, und es ist Euch wohl. Ihr denkt nicht ans Weggehen. Ihr schlagt Eure Sparbatzen redlich heraus."

Fausch gab keinen Bescheid. Er hämmerte auf den Radreif, den er in Arbeit hatte. Nur als der Händler vom Weggehen gesprochen, hatte er einen Augenblick wie horchend und sich besinnend den Hammer ruhen lassen.

„Aber ein gutes Geschäft ist es doch," fuhr der redselige Hallheimer fort und strich sich über den dünnen Spitzbart. „Wohl ein besserer Platz noch als Eurer hier."

Da hörte Fausch auf zu arbeiten. „Wo ist denn das?" fragte er langsam.

„Der Schmied auf dem Welschberg-Hospiz ist gestorben," berichtete der Händler. „Dem Hospizwirt dient der Gesell nicht, den der Schmied zurückgelassen hat. Er will die Werkstatt neu verpachten. Sein Geld macht einer da oben."

Fausch hörte die Rede nicht zu Ende. Er glühte den Reif und schlug ihn, daß die Funken spritzten. Aber seine Gedanken arbeiteten härter als sein Hammer. Dabei sah er wohl, wie der Händler sich von ihm ab- und dem Buben zuwendete und mit diesem ein Gespräch anknüpfte. Er sah auch den Ausdruck in Hallheimers Gesicht, während er mit Kain sprach. Es war immer derselbe Ausdruck in den Zügen der Leute, wenn sie den jungen Menschen sahen: Staunen über seine äußere Erscheinung und eine mehr oder weniger gut versteckte Neugierde. Manchmal mischte sich Schadenfreude mit dieser. Fauschs Blick hatte sich für das Wesen der Leute geschärft, und er wußte, daß auch Kain es durchschaute. Während der Händler zu ihm sprach, stieg in des letzteren Gesicht, das noch so glatt und rein

war wie das des Knaben gewesen, jetzt und jetzt plötzlich heiß das Blut. Er schämte sich. Und so war es immer; unter dem Gaffen der Leute faßte ihn immer dieselbe peinvolle Scham.

Hallheimer endete jetzt die Unterhaltung. „Ja — behüt Euch Gott, Fausch,“ sagte er, „wieder weiter will ich.“

„Ade!“ grüßte der Schmied. Aber als der andre sich seinem Gefährt zugewendet hatte, trat Fausch schwerfällig und gemächlich aus der Werkstatt und winkte ihm. Des Händlers Pferd hatte sich schon in Bewegung gesetzt. Hallheimer zog die Zügel straff. Da kam Fausch zu ihm herüber und warf die schwarzen Arme über die Wagenleiter.

„Ich hätte Lust zu der Schmiede da oben,“ sagte er.

In Hallheimer erwachte der Geschäftsmann. Ein Leben fuhr in ihn, daß er mit Mund und Armen und Beinen zugleich redete. „Ihr seid nicht aufs Hierbleiben versessen? Ein Geschäft macht Ihr, wahrhaftig ein Glück macht Ihr, Fausch.“

Wort gab Wort. Eine lange Weile blieben sie im Gespräch beisammen. Als Hallheimer sich verabschiedete, sagte er: „Ich schreibe dem Hospizwirt, schreibe ihm gleich, verlaßt Euch darauf. Die Antwort bringe ich Euch dieser Tage.“

„Gut,“ sagte Stephan Fausch. Sein Gesicht verriet nicht, was er dachte. Als er nachher in die Werkstatt zurückging, blieb er auch Kain gegenüber wortkarg. Es war leicht zu sehen, wie Gedanken ihn ganz gefangenhielten.

Von seinen Plänen erfuhren Kain und Katharina erst, als Hallheimer wieder und wieder dagewesen war, erfuhren davon an dem Abend, an dem Fausch dem Händler den Pachtvertrag für die Schmiede auf dem Welschberg unterschrieb. Da kam er nach Dunkelwerden von Waltheim zurück, wohin er mit Hallheimer zusammen gefahren war, um das Geschäft abzuschließen. Er traf Kain bei der Katharina in der Küche. Frisch gewaschen, in sauberen Kleidern, mit nackten Füßen und aufgekrempelten Aermeln saß er auf dem Block, auf dem die Magd das Holz klein zu hacken pflegte, und sah zu, wie diese Kartoffeln schälte. Er war dem alten ausgemergelten Weibe anhänglich, das ihn gehätschelt und gehütet hatte, als niemand sich um ihn kümmerte. Eine kleine Lampe hing an der Diele, das Herdfeuer brannte hell und warf seinen wechselnden Schein über seine Gestalt und seinen blonden Kopf. Die Unterhaltung zwischen beiden stockte, Kain sang mit seiner tiefen, schönen Stimme leise vor sich hin. Als er innehielt, sagte die Katharina: „Sing doch!" Ueber dem Brodeln einer Wasserpfanne überhörten sie Fauschs Schritt. Da trat er zu ihnen. Er hatte Rock und Schmiedkappe an, grüßte und kam an den Tisch, an dem die Magd saß. „So," sagte er, „nächsten Monat ziehen wir fort."

Die beiden schauten ihn an und wußten nichts zu sagen. Schon, daß er zu ihnen kam und ihnen ein Wort gönnte, war ihnen fast neu.

„Wieso fort?" fragte Kain. Er stand sich eigen zu Fausch. Seit er den Makel kannte, der an ihm selber haftete, war eine Art Unsicherheit und Ver-

lorenheit an ihm, die ihn dem Vater gegenüber zu blindem Gehorsam und schweigender Geduld führte. Ohne ein Wort hatte er sich gefügt, als Fausch ihn in seinen eignen Beruf einführte. Wortlos sah er auch den Wandel mit an, der in Stephans Wesen vorging, und daß dieser allmählich mehr und mehr ihn gegen die Mißachtung, die ihm überall wurde, in Schutz zu nehmen begann; aber er empfand die Freundschaft des Vaters als etwas Unverdientes schmerzhafter als früher dessen Schroffheit. In dem Gesicht, das er jetzt zu Fausch erhob, stand deshalb ein gequälter Ausdruck; er ahnte, was diesen zum Wegzug veranlaßte.

„Es ist mir verleidet hier," sagte Fausch.

Kain stieg von seinem Klotz. An denselben gelehnt stand er aufrecht und sah den Vater an. „Tut Ihr — Ihr tut das — wegen mir?" sagte er.

Fausch wandte sich der Tür zu, als ob ihm nicht daranliege, müßiges Gerede anzuhören; dann drehte er den Kopf und sah über die Achsel zurück nach seinem Buben. „Wegen dir?" sagte er. „Warum wegen dir? Ich habe immer im Sinn gehabt, einmal südwärts zu gehen später."

Damit ging er.

Die Katharina staunte ihm mit über ihre Schüssel gefalteten Händen nach. Sie hatte immer eine Art Furcht vor ihm gehabt, zu andern Zeiten ob seines Starrsinnes ihn beinahe gehaßt. Als er sich des Buben mehr anzunehmen begann, wußte sie nicht, was sie daraus machen sollte, fühlte sich aber zufriedener in seinem Hause als vorher. Heute klopfte ihr das Herz ob dem, was er gesagt hatte. Es

war etwas an ihm, als unterdrückte er gewalttätig seine eigne starrsinnige Natur einem andern zuliebe, und wie an diesem Starrsinn etwas Furchtmachendes gewesen, so war jetzt an der Kraft, mit der er ihn zum erstenmal brach, etwas fast Großes. Die Katharina fühlte ihren Atem rascher gehen; eine andächtige Scheu überkam sie. Stephan Fausch war schuld daran.

Indessen saß Kain wieder auf seinem Block und staunte ins Herdfeuer, die Hände um ein Knie gelegt. „Er geht doch wegen mir,“ sagte er vor sich hinsinnend.

„Ja,“ gab sie zurück.

Nachher blieb es eine ganze Weile still. Sie hatten jedes mit seinen Gedanken zu tun. In Kain aber begann es zu wallen. Er überlegte jetzt, daß er weit fortgehen werde von dem Ort, an dem ihn alles kannte und mit Fingern auf ihn wies. Ein Gefühl der Befreiung drängte sich ihm mächtig auf. Er bog den Oberkörper zurück, daß die Arme sich spannten. Die junge, gesunde Kraft, die in ihm war, gärte in diesem Augenblick, daß er sich ihrer wie nie vorher bewußt wurde. Diese Empfindung verdrängte das Mißbehagen darüber, daß der Vater ihm ein Opfer bringe. Eine doppelte Freude an Leben und Arbeit kam ihn an. Dankbarkeit gegen den Vater regte sich freier in ihm und wuchs sich zu einem Entschluß aus: „Arbeiten wirst du für ihn, Herrgott, fest wirst arbeiten.“

Einmal überkam ihn noch ein Grübeln. „Ich hätte auch allein fort können von hier,“ sagte er aus seinen Gedanken heraus. Daraufhin antwortete

die Katharina nach einigem Sinnen: „Es ist mir, er ließe dich jetzt nicht allein fort."

Nach abermals einer Weile kam sie mit dem Satze nach: „Er will dich um sich haben."

So tauschten sie in sparsamen Worten ihre Gedanken aus, bis Fausch von der Wohnstube her nach dem Abendbrot rief.

Kain ging an diesem Abend singend zu Bett. Fausch hörte lange noch seine schöne Stimme, nicht laut, fast wie eine weit über Land läutende Glocke herabklingen, und es tönte sonderbar in dem Hause, das sonst abends still war, weil die Freude nicht viel Raum darin hatte. —

Fünf Wochen später an einem frühen und hellen Morgen stand vor der Schmiede ein mit vier Pferden bespannter Wagen, mit dem Hausrat und dem Werkzeug Stephan Fauschs bepackt, zur Abfahrt bereit. Hallheimer, der die Nacht in der Schmiede geblieben, war da, um die Schlüssel zu empfangen. Er wollte die Waldschmiede für Fausch verkaufen. Nun stand seit vielen Jahren zum erstenmal die schwarze Werkstattür geschlossen, die Läden lagen vor den trüben Fenstern, das Haus sah schon tot und dunkel aus. Hallheimer stand in der Straße und sprach mit den zwei Fuhrknechten, die beim Umzug halfen. Dann kamen Fausch, Katharina und Kain oben an der Treppe in die Tür. Die frühe Sonne traf auf die breite Steinplatte, in die die Treppe oben ausmündete und auf die Kain und die Magd herausgetreten waren. Die Helle drang auch in den dunkeln, unfreundlichen Flur, dessen Tür Fausch noch offen hielt. Der plumpe Mensch mit dem

zerfurchten und brandfarbenen Gesicht stand im vollen Lichtschein, und es war, als ob die störrische und dunkle Gestalt sich schwer von dem schwarzen und unfreundlichen Hause, zu dem sie so lange gehört hatte, löse.

Von einem Worte des Schmiedes zurückgehalten, waren auch Kain und Katharina, den Rücken der Straße zugewendet, stehengeblieben. Hallheimer, der nach ihnen hinaufblickte, sah, daß etwas Wichtiges sie warten ließ; denn sie standen einen Augenblick vorgeneigt, als ob ihnen von dem Schmied etwas gesagt werde, was sie schwer begriffen.

„Du!“ hatte Stephan Fausch Kain angerufen, als er die Schwelle überschritten hatte. Er mochte sich die Worte bis zu allerletzt aufgespart haben, weil sie nicht leicht waren, und nach dem „du“ wollten die andern lange nicht kommen. Er schien jedes mit Mühe in sich abzubrechen und aus sich herauszuholen. Endlich sagte er: „Wenn wir jetzt anderswo hingehen — deinen Namen kannst da lassen. Ich — Franz kannst du dich rufen lassen — künftig — so hat mein Vater geheißen — der ist ein rechter Mann gewesen.“

Als er das so geizig und mühsam sich abgequält hatte, wartete er keine Antwort ab, drehte sich auf der Schwelle und schloß die Haustür. Das lange nicht gebrauchte Schloß kreischte unter dem Druck seiner harten Finger. Weil er sich unwillkürlich dabei anstrengte, wußten die beiden andern nicht, daß das Blut, das ihm dunkel in die Stirn stieg, nicht nur ein Zeichen äußerlichen Kraftaufwandes war, daß er vielmehr zugleich mit dem widerspenstigen

Schloß auch in sich etwas zwang, das schwer wich wie eine eingerostete Falle. Dem Bub den Namen abzunehmen und damit durchzustreichen, was er, Fausch selbst, einst für alle Zeit fest hinzusetzen gemeint hatte, war — war nicht leicht! Mit vorgeneigter Stirn stieg er jetzt über die Treppe hinab.

Einer der Fuhrknechte raunte dem andern zu: „Jetzt kommt er, der Hartschädel.“ Sie hatten ihn während des Aufladens erfahren; alle Arbeit mußte nach seinem Willen gehen.

Die Katharina wackelte im Niedersteigen lustig mit dem Kopf. Das Erstaunen über das, was Fausch gesagt hatte, überwältigte sie so, daß ihr ganz dumm zumute war, und das Kopfwiegen war der mechanische Ausdruck ihrer großen Zufriedenheit. Kain schaute geradeaus in den hellen Tag, und seine Augen leuchteten. Es war ihm, als ginge er in ein neues Leben hinein.

Unten ließen sie die alte Magd auf dem Wagen auf einer Kiste Platz nehmen. Da saß das brüchige Weibsbild gebückt und mager auf ihrem Sitz. Sie trug ein sauberes dunkles Gewand und ein schwarzes Kopftuch, das weißrote vielfaltige Gesicht und das über der Stirn glattgescheitelte, rötlichgraue dünne Haar schauten daraus hervor. Das Gesicht war fast kindhaft schmal. Die farblosen Augen, die weder Wimpern noch Brauen hatten, blickten auf den Schmied und seinen Buben nieder, und als Fausch zu ihr aufsah, lachte sie ihn an. Die alte Katharina hatte aber lange nicht mehr gelacht.

Fausch sprach noch ein paar Worte mit dem Händler, dem er die Schlüssel der Schmiede übergab,

dann murrte er ein „Vorwärts", und der Wagen fuhr ab. Kain und der Schmied schritten hinter demselben. Hallheimer blickte ihnen nach und besann sich. Hatte er nicht recht gehört oder hatte der Schmied nicht eben seinen Bub „Franz" genannt? Hatte der Alte sich bekehrt? Wollte er dem armen Menschen das Schandzeichen abnehmen?

Der Wagen rollte auf knarrenden Rädern gemächlich über die Straße hin, in den Waldstreifen hinein und aus demselben wieder hinaus, Waltheim zu. Die Sonne schwamm höher an den blauen Himmel hinauf. Die Fuhrknechte, der Schmied und Kain, der Bub, warfen ihre Kittel auf den Wagen. Ihre Schatten und der des Gefährts liefen, scharf begrenzt, mit drolligen Bewegungen ihnen zur Seite. Der Tag war sehr still, die Sonne allein herrschte und warf ein so volles Licht auf die weiße, ruhige und lange Landstraße und die weiten ebenen Matten zu ihren beiden Seiten, daß die Menschen in dem großen hellen Lichte wie Spielzeug sich ausnahmen. Jetzt gelangte der kleine Zug ins Dorf, das durch die Straße in zwei Hälften geteilt war, so daß sie am Eingang schon die Stelle zu sehen vermochten, wo sie es jenseits wieder verlassen würden. Auch hier war die Straße, da es noch früh am Tage war, wenig begangen. Aber an den Fenstern und Haustüren zur Rechten und Linken regte es sich. Das Rollen des Wagens weckte die Waltheimer Gaffer. Einer winkte oder rief den andern heran. Der Zug Fauschs konnte Spießruten laufen. Er und Kain gingen mit gesenkten Köpfen, der Schmied, weil es seine mürrische Art war, der Bub scheu, weil er

wußte, daß jetzt noch einmal alle Augen und Zungen seinetwegen Arbeit hatten. Wenn von da und dort her den beiden, die kaum zur Seite schauten, ein Gruß kam: „Ade, Schmied!“ „Gute Reise, Fausch!“ murrte dieser ein: „Ja — ja“ oder ein Wort, das keiner verstand; nur selten trat er zu einem seiner Kunden oder sonstigen Bekannten, gab ihm die Hand und sagte wohl ein „Jetzt gehen wir“ oder etwas Aehnliches, wandte sich gleich und ließ die stehen, die gern noch nach dem und jenem gefragt hatten. So kamen sie ans Ende des Dorfes und daraus hinaus wieder auf die freie, gerade Straße. Kain atmete auf. Wie das Geräusch des Ortes hinter ihnen still wurde, so mußte auch das Gerede zu Waltheim sich geben, wenn sie ihn nicht mehr sahen.

Dann ging ihre Reise weiter. Zwei Tage lang zogen sie durch ebenes Land, rasteten da und dort in bescheidenen Wirtshäusern für die Mahlzeiten und für die Nacht, und die Ketten hoher Berge, die ihnen den Ausblick nach Süden wehrten, rückten näher und näher. Stephan Fausch und Kain schritten immer an der gleichen Stelle hinter dem Wagen her. Sie sprachen nicht viel. Aber wo sie Leuten begegneten oder durch Dörfer kamen, folgten ihnen neugierige und erstaunte Blicke: denn es war, als gingen Nacht und Tag in leibhaftiger Gestalt nebeneinander durchs Land. Fauschs Kleider waren dunkel und grob, er trug nie andre. Schwer und weit hingen sie um seine plumpe Gestalt, die Hände, die aus den Aermeln sahen, waren geschwärzt, und zu ihnen paßte der große Kopf, der auf den breiten Schultern wie zum Stoß vorgeneigt saß; das dichte krause Haar war

tiefschwarz, die Haut des Gesichts wie von fremder, heißer Sonne verbrannt. Neben ihm schien Kain fast klein von Wuchs, obwohl er über Mittelgröße ragte. Das Ebenmaß seiner Glieder trat seltsam zutage. Er hatte einen freien, kräftigen Schritt. Sein bartloses Gesicht aber erschien fast wie das einer zarten, schönen Frau neben dem braunen des Vaters. Er trug sauberes Gewand von hellem Stoff, und sein blondes Haar, das wie dasjenige Fauschs kein Hut deckte, schimmerte in der Sonne.

„Den Kerl sieh an," sagten, wo sie durchzogen, die Leute von Fausch; dann stießen sie einander an: „Den hübschen Burschen sieh, den neben ihm."

Am dritten Tage schlossen sich dunkle tannenbewachsene Berge im Halbkreis um ihre Straße. Tiefer und tiefer führte diese zwischen die hohen Wände hinein. Bald wurden die letzteren schroffer, wuchsen zu turmhaft aufsteigendem wildem Felswerk, von dessen höchster Höhe der Schnee leuchtete. Dann hob die Straße zu steigen an, wand sich an diesem, dann an jenem Berge hinauf, immer höher hinauf in ein wildes Tal, dessen Dörfer wie angeklebt an steilen Lehnen hingen und nicht mehr freundliche weiße oder gelbe blumengeschmückte Häuser hatten wie die Talorte, sondern sturmbraune Hütten und arme, schindelbedachte Kirchtürme. Die Fuhrknechte bekamen Arbeit; denn die Pferde hatten schwer zu ziehen. Sie fluchten viel, aber da und dort, wo die Straße zu steil wurde, legten Fausch und der Bub die festen Schultern an den Wagen und schoben von hinten den Pferden zur Hilfe. Die Katharina saß immer auf ihrer Kiste, nickte dann und wann, oft

und oft ließ sie den Blick auf Kains Gesicht haften; der war immer ihre Augenweide gewesen.

Die Sonne wollte ihnen wohl. Sie ging immer und immer mit ihnen. Aber der Himmel ob ihnen wurde enger, so schwer und hoch daran hinaufgebaut standen die Berge. Endlich blieben sogar die dunkeln Tannen hinter ihnen zurück, dann die letzten Dörfer. Zu beiden Seiten ihrer Straße lagen jetzt grüne, baumlose Alpweiden, mächtig sich wölbende Lehnen, und aus diesen stieg eine Welt weißen, strahlenden Gebirgs; Gletscher, Zinnen und Warten. Manchmal kam der Schnee schon dicht an ihren Weg heran. Kain, der während der Talreise, wenn die Straße leuteleer war, oft vor sich hingesungen hatte, war verstummt. Er machte nur große verstaunte Augen, und manchmal blieb er stehen und atmete tief auf; denn die Luft war da oben von seltsamer Reinheit und Kraft. Und zu seinem Staunen verhielt auch der Vater den Schritt, sah die Welt ans Steinen und Alpgrund und Schnee an, und einmal sagte er mit tiefer, dumpfer Stimme zu ihm: „Ist es nicht schön, du?"

Nun wurde ihr Weg immer öder, steile Geröllhalden lösten die Alpen ab; manchmal schien es, als höre die Straße, von einem Steintor verschlossen, plötzlich auf. Aber wie seit einem Tage schon ihnen Wagen, Fußgänger und Säumer in großer Zahl begegnet waren, trafen sie auch hier ihnen entgegenkommende Leute, Gefährte und Tiere. Auf einmal taten sich die grauen Felsen voneinander, und sie gelangten auf eine ausgedehnte Hochebene. Die Straße führte zwischen zwei kleinen, stillen und

düsteren Seen hindurch, drei starken und unfreundlichen Gebäuden zu. Das war das Hospiz auf dem Welschberge.

Siebentes Kapitel

Stephan Fausch stand wieder am Amboß wie in seiner Schmiede zu Waltheim, und seine Werkstätte war schwärzer und düsterer noch als die in der Waldschmiede. Sie hatte ein einziges blindes Fenster, aber eine mächtige Tür. Der Oberbau des aus großen Granitblöcken gemauerten Hauses, in dem sie sich befand, ragte weit über diese Tür hinaus und ruhte auf hölzernen Säulen, so daß eine Art gedeckter Vorhalle entstanden war. Die Sonne fand nie Einlaß in den finsteren Raum, aber Stephan Fausch zürnte das nicht. Er selbst hätte kaum in eine freundlichere Werkstätte gepaßt.

Das große Gebäude war das älteste der Hospizbauten. Hier hatten einst die Mönche gehaust, die viele Jahre hindurch die Paßherberge gehalten. Jetzt wuchs der Verkehr auf der Welschbergstraße von Jahr zu Jahr. Im zehnten Jahre schon betrieb der Hospizwirt Simmen das neue Gasthaus, das der alten Herberge gegenüberstand, und war in dieser Zeit ein hablicher Mann geworden.

Stephan Fausch, dessen Hammerschläge in die große Stille eines wolkenlosen Morgens, des zweiten, seit sie das Hospiz erreicht hatten, klangen, war derselbe, der er immer gewesen war. Er trug das steife, zerfetzte Schurzfell, das rußige Hemd, und neuer Kohlenstaub saß ihm schon im wirrlockigen Haar.

„Herrgott!" lachte der dicke Simmen, der, an einer der Holzsäulen lehnend, in die Werkstatt schaute, „auf die Schönheit hat er nicht gesehen, der Hallheimer, als er uns Euch herschickte."

„Ihr habt vergessen, es in den Vertrag zu setzen, daß einer schön sein muß, wenn er Eure Schmiede will," sagte Fausch; aber er lachte hinterher auch — ein seltenes, heiteres Lachen — und trat zu Simmen heraus. Irgendwie hatten sie Gefallen aneinander, vielleicht erkannte jeder am andern, daß er schwere Arbeit gewohnt war und zum Leben brauchte.

Simmen war in Wort, Gebärde und Gestalt ein Bauer wie Fausch, weniger knorrig, behäbiger, aber stark und breitschultrig. Er hatte ein feistes rotes Gesicht, das ein grauweißer Bart umrahmte, war nicht so groß wie der Schmied, aber ein stattlich gewachsener Mensch, schleppte ein Bäuchlein, hatte schwere Arme, aber bei der Arbeit war er schnell wie ein Schlanker und Junger. Sein Gesicht hatte einen klugen Ausdruck, und seine Rede war herrisch und laut; es war ihm anzumerken, daß er auf diesem Berge wie ein kleiner König saß, dessen Stimme allein in seinem Reiche gilt.

Auf dem mit zerfahrenen und zertretenen Steinplatten belegten Hofe zwischen den beiden Gebäuden wurde es lebendig. Säumer und Reisende, die über Nacht im Hospiz geherbergt hatten, schickten sich zum Aufbruch an. Ein Knecht führte zwei Pferde dem Schmied an die Werkstatt; der ergriff in seiner kurzen, eigenmächtigen Art des einen Halfter und band es fest, fragte nicht, was für Arbeit zu tun sei, warf nur einen Blick auf das eine Tier und das andre

und ging ans Beschlagen des ersten. Der Knecht war gewohnt, mit Hand anlegen zu müssen, allein Fausch schien seine Hilfsbereitwilligkeit nicht zu sehen, meisterte das Pferd allein, und jeder seiner Griffe war rasch und von eigentümlicher Sicherheit. Simmen sah den Knecht und dieser den Wirt an; dann lachten beide. „Der kann, was er kann," sagte der letztere. Dann wollte er sich entfernen. Aber Kain kam mit einem Eimer Milch von einem der kleinen Ställe, die verstreut in den Hospizmatten standen, gegen die Werkstatt geschritten, und als er ihn erblickte, blieb Simmen, ihn betrachtend, stehen.

Der Morgen war warm, denn es war Sommer, und das Licht der Sonne quoll dort schon in die Matten hinab, von woher der Bursche kam. Er ging barfuß, tat es den Alpknechten nach, war es auch als Kind gewohnt gewesen. Seine zertragene Hose war bis über die Knöchel aufgekrempelt, ebenso waren die Hemdärmel bis fast zum Ellbogen zurückgelegt. So kam er mit leichten, wiegenden Schritten daher, nur mit Hemd und Hose angetan. Alles an ihm war von einer morgendlichen Frische und Freie.

„Sapperment, sapperment!" sagte Simmen.

Fausch ließ sich in seiner Arbeit nicht stören. Nur einmal sah er flüchtig, fast heimlich nach dem sich nähernden Burschen hin.

„Einen stattlichen Buben habt Ihr, Fausch," fuhr Simmen fort.

Der Schmied murrte etwas. Während er Nagel an Nagel in das Eisen des Pferdes trieb, ahnte keiner, daß sein Atem rascher ging und daß Simmens Worte eine unbändige und wie zum erstenmal befreite

Freude in ihm geweckt hatten. So — mit einem stürmischen Klopfen in sich — war er in den Tagen zur Maria gegangen, da er sich mit ihr versprochen hatte.

Jetzt kam Kain und grüßte im Vorübergehen: „Tag!"

„Tag!" gab Simmen den Gruß zurück und wandte sich an Fausch: „Wie heißt er, der Bub?"

Da sah der andre mit störrischem Gesicht auf und gab so langsam Antwort, als müßte er sich erst besinnen, und dann noch, als würge er an den Worten: „Franz heißt er, der Bub." In diesem Augenblick hatte der Starrsinn wieder Gewalt über ihn, und als Kain, der die Milch ins Haus gestellt, eben jetzt zurückkam, zuckte ihm die Faust, daß er ihn packe, ihn dem Wirt vor die Augen stelle und sage: ‚Kain heißt er. Ich habe es wollen und will's, daß er den Namen haben soll.' Der innere Streit war noch nicht zu Ende in Stephan Fausch.

Jetzt rief eine Stimme vom Gasthause her nach dem Wirt, eben als Fausch seine Arbeit beendete. Simmen machte Miene hinüberzugehen, aber das Mädchen, das ihn gerufen, trat vor das Gasthaus, sah sich nach ihm um und kam neugierig herüber; dann winkte er sie völlig heran.

„Da könnt Ihr meine sehen, Schmied," sagte er, „die einzige und ein später Bluſt. Es war schon, als sollte das Haus ganz leer bleiben." Er legte den Arm um die Schulter des fünfzehnjährigen Mädchens, das sich genähert hatte, und schob es zu Fausch hin.

Der Knecht führte jetzt die beiden Pferde hinweg.

Dann näherte sich Kain und hieß Fausch zum Morgenbrot kommen.

Das Mädchen legte die feste braune Hand in die des Schmiedes. „Tag!“ grüßte es.

„Da ist noch einer, Vinzenze,“ sagte der Wirt und wies auf Kain, und das Kind, das nicht scheu war, lachte und gab auch dem Buben die Hand.

„Franz heißt er,“ sagte der Vater.

„Tag, Franz,“ sagte die Vinzenze.

„Wie eine Negerin bist eine neben dem Buben,“ lachte Simmen dann und stellte das Mädchen dicht neben Kain. Ihr Kopf, der krauses, in Zöpfen um die Stirn gelegtes tiefschwarzes Haar hatte, reichte ihm bis an die Achsel. Sie war braun im Gesicht, hatte schwarze glänzende Augen und schöne Züge von welschem Typ. Als sie über des Vaters Worte lachte, blitzten ihre weißen Zähne und das Weiß in ihren Augen, das scharf und eigen zwischen dem Hautbraun und dem Schwarz der Pupillen hervorleuchtete.

„Eine Welsche ist sie,“ sagte Simmen, „der Frau schlägt sie nach.“

Es war seltsam, wie Kains fast frauenhafte und doch wieder starke und helle Schönheit sich zwischen den drei Menschen nur noch mehr hervorhob.

Als Vinzenze, das Mädchen, gleich darauf mit Simmen hinwegschritt, sah sie sich mehrmals nach dem Burschen um; sie hatte noch keinen gesehen wie den.

Stephan Fausch hantierte noch in und bei der Werkstatt, und Kain stand dabei. Seine Augen waren von Sorglosigkeit und Freude groß, die Brust

dehnte sich ihm. Einmal begann er zu singen. Dann mahnte er den Vater wieder: „Kommt jetzt, die Milch wartet."

Als sie sich anschickten, durch die offene Tür, die neben der Werkstatt sich befand, ins Haus zu treten, sah er sich noch einmal mit einem weiten Blick um. „Schön ist es hier," sagte er. Und Stephan Fausch tat wie er, nur sprach er nicht; seine Worte waren zu kostbar. Dann traten sie zusammen ins Haus.

Von diesem Morgen an lebten sie sich ein und hatten keine Mühe, es zu tun. Fausch fand reichlich Arbeit. Auf dem Hospiz war ein fast unaufhörliches Kommen und Gehen von Reisenden zu Fuß und zu Wagen, von Säumerkarawanen und von Händlern. Ihrer viele bedurften für Tier oder Wagen die Hilfe des Schmieds. Befremdlicherweise zog lange kein Bekannter die Straße. Selbst Hallheimer blieb aus, und als sowohl Simmen wie Fausch sich zu wundern begannen, warum er nicht kam, meldete ein Brief dem Schmied, daß eine schwere Krankheit den Händler zu Hause halte, so daß nicht nur seine Welschlandreisen hatten unterbleiben müssen, sondern auch die Waltheimer Schmiede noch unverkauft geblieben war, da er sich der Sache nicht hatte annehmen können. Weil aber kein bekanntes Gesicht sie an die Waltheimer Zeit erinnerte, verwischte sich bei Fausch wie bei seinem Buben unmerklich die Erinnerung an das, was sie von dort fortgetrieben hatte. Kain hörte kein Spottwort und kein heimliches Zischeln. Daher fiel die Scheu, die ihm angehaftet hatte, völlig von ihm ab; er ging frei, mit erhobenem Kopfe herum, und auf seinen Lippen

war immer irgendein Lied. Aber auch Fausch hatte so friedliche Tage, wie sie vielleicht nie in seinem Leben gewesen waren. Er war froh darüber, daß hier niemand war, der um seines Buben eigentlichen Namen und Herkommen wußte, gestand sich das freilich nicht, sondern sprach noch immer den neuen Namen Kains nur stockend aus und mußte ihn jedesmal sich gleichsam abringen. Es war aber die wundervolle Schönheit des Hochgebirges, die außerdem beide den Wechsel, dem sie sich unterworfen, als einen glücklichen empfinden ließ. „Ich habe das immer einmal sehen wollen," sagte der wortkarge Schmied. Er und Kain konnten am frühen Morgen, ehe noch im Osten das graue Tagen anhob, am strahlenden Mittag, am Abend, wenn Berge und Himmel in Feuer standen, und in der Nacht, deren Schweigen kein Laut brach und die voller Sterne war, vors Haus treten, in die Matten hinabschlendern oder auf irgendeinen Block sich niederlassen und die Schönheit, in der sie wohnten, bestaunen. Dabei sprachen sie nicht, aber ihr Atem ging in großen Wogen, und sie hatten eine Freudigkeit in sich, die diese beiden unverwöhnten Menschen fast wunschlos machte.

Kain half tagsüber in des Vaters Werkstatt; als dieser aber, weil Simmen, der Wirt, ihn dazu verpflichtete, einen Gesellen einstellte, wurde Kain freier und bekam nicht nur mehr Muße, der nicht mehr starken Katharina an die Hand zu gehen, sondern wurde auch von Simmen für allerlei Dienste herangezogen. Er war anstellig, flink und im Verkehr mit den Leuten von sicherem, fast feinem Wesen,

um das wiederum die Katharina Verdienst hatte, die, so schwach und zittrig ihre Hand allmählich wurde, diese doch noch über ihm behielt. Im Hospizgasthaus war zu dieser Sommerzeit ein erstaunliches Leben. Die Gäste strömten ihm so zahlreich zu, daß die vier großen, zu ebener Erde liegenden Wirtsstuben sie manchmal nicht mehr zu fassen vermochten. Da ereignete es sich oft und, als sie im Gasthaus seine Verwendbarkeit kannten, täglich, daß die junge Vinzenze in die Schmiedewerkstatt gelaufen kam: „Du sollst helfen, komm, Franz.“

In kurzer Zeit stand dann der Bursche, vom Werkstattstaub rein und im sauberen Gewand, drüben in der Herberge, und es brauchte ihn hier keiner lang zu weisen. Bald ging er wie die Mägde, der Wirt, seine Frau und die schlanke Vinzenze zwischen den Gasttischen bedienend hin und her. Es war eine Freude, ihn und die Wirtsleute hantieren zu sehen; es lief ihnen alles eigen von der Hand. Die Wirtin war eine hochgewachsene, selbst ihren Mann noch um einen Kopf überragende Frau, bleich, mit scharf ausgeprägten Zügen, schwarzen Brauen und schwarzem Haar. Sie hatte ein herbes, entschlossenes Wesen, und wenn sie in der Stube der Knechte und gewöhnlichen Leute, der Händler und Handwerksburschen, wo es oft laut und nicht immer friedlich zuging, waltete, bedurfte sie keiner männlichen Unterstützung, um Ordnung unter dem lauten Volk zu halten. Simmen selbst war trotz seiner fast unbeholfenen Gestalt gelenkig und rasch und langte überall selbst zu, wenn die Mägde nicht Arme genug hatten, die Speisen und Getränke

aufzutragen. Vinzenze und Kain aber wanden sich zwischen den dicht die Stuben füllenden Gästen mit besonders flinken Bewegungen hindurch, waren bald da, bald dort und hatten vor Arbeit und Lust an der Arbeit heiße Wangen und fröhlich blitzende Augen. Es zeigte sich bald, daß in der eigentlichen Speisestube, wo das Herrenvolk saß und dahin Simmen, der für den Rang seiner Gäste ein scharfes Auge hatte, die vornehmsten Reisenden geleitete, diese eine besondere Freude an den zwei jungen Menschen empfanden, und Simmen hieß sie allmählich dieser Stube ganz ihre Dienste zuwenden. Viele Augen hingen an ihnen. Sie bekamen viel freundliches Zunicken zu sehen und gute Worte zu hören, und weil beides ihnen gemeinsam zufiel, entstand, ihnen unbewußt, zwischen ihnen eine Zusammengehörigkeit, die sich nicht nur auf ihre Arbeit in der Gästestube beschränkte. Sie begannen nach getanem Tagewerk plaudernd beisammenzustehen, dann lief die Vinzenze einmal mit zur Katharina hinüber, an die sie sich anfreundete. Ein paar Tage später brachte ihr Kain ein Buch, das ihm aus seiner eignen Schulzeit geblieben. Als er aber sah, daß sie im Lesen wenig Uebung und darum an dem, was sie las, nicht die rechte Freude hatte, hieß er sie am Abend desselben Tages, der ein Sonntag war, in die Matte hinter der ehemaligen Mönchsherberge kommen, setzte sich dort mit ihr unter einen der vielen Felsblöcke und las ihr vor. Das gefiel ihr so ausnehmend, daß sie ihm nicht Ruhe ließ, bis er ihr Geschichte um Geschichte gelesen und die Dunkelheit ihm verwehrte, die Buchstaben länger zu

erkennen. Da sah sie, die sonst Ungestüme und wenig Ernsthafte, sinnend vor sich hin und sagte aufatmend: „Du liesest schön.“

Und das war wahr: Kains Stimme hatte einen tiefen und vollen Klang, der wie beim Singen so auch beim Lesen zur Geltung kam.

So aber wuchs ihre Freundschaft täglich, und es war auch kaum erstaunlich, da sie auf dem hohen Berge die beiden jüngsten und einzig Jungen waren.

Als der Sommer dem Herbst wich, wurde der Verkehr auf der Bergstraße stiller, obwohl er nie, auch im tiefen Winter nicht, aufhörte, und Kain und das Mädchen hatten ihre Stunden, in denen sie den andern entbehrlich waren oder sich entbehrlich dünkten. Sie begannen miteinander die Berge zu durchstreifen. Vinzenze, die als Kind mit den Ziegenknechten überall herumgeklettert war und Bescheid wußte, machte die Führerin. Hand in Hand, singend und sorglos stiegen sie am herrgottsfrühen Morgen eine grüne Lehne hinan oder durch Schutt und Geröll bis an den nahen Schnee, oder wanderten in ein dunkles Nebental hinüber, wo ein dritter See ganz von schroffen Wänden umschlossen lag, kaum ein paar Menschen in der Welt bekannt. Auf diesem See hatte Simmen ein Boot liegen, ein altes schmuckloses Fahrzeug mit einem einzigen Ruder. Als Kain einmal von Vinzenze hingeführt worden war, ließ es ihm nicht Ruhe, meinte er nie in seinem Leben etwas so Schönes wie dieses Wasser und die grenzenlose Ruhe, die über ihm war, gefunden zu haben, und er streifte immer wieder hin-

über, wenn seine Mußezeit ausreichte. Das Mädchen begleitete ihn.

Eines Sonntagabends fanden beide wieder den Weg dahin. Vinzenze feierte an diesem Sonntag ihren sechzehnten Geburtstag.

Am Nordeingang zur Paßhöhe bogen sie von der Hauptstraße ab auf ein holpriges, steinübersätes Sträßlein, das zur einen Seite einen Wildbach, zur andern eine hochaufragende Felswand hatte und sich in das dunkle Schwarzseetal verlor wie eine in den Steinen sich verkriechende Schlange. Bald standen sie an dem plumpen unbemalten Boot, dessen rostige Kette um einen am Ufer liegenden Block gelegt war. Kain stieg ein, nahm das Ruder und drängte die Spitze des Fahrzeugs ans Land, damit Vinzenze es leichter zu besteigen vermöge. Mit einem flinken Sprung schwang sie sich hinein und ließ sich auf dem losen Sitzbrett nieder, das von Bord zu Bord gelegt war. Kain stand im Hinterteil und tauchte sein altes, verwettertes Ruder langsam und leise ein. Unmerklich entfernten sie sich vom Ufer. Das Wasser war schwarz und so glatt und still, als dringe kein Atem eines Windes in das verschlossene Tal. Des Ufers dunkle Wände fielen schroff in den See ab, nur da und dort lag eine sanftere Lehne am Berg, aber auch sie war öde und von Trümmern besät, und nirgends war ein Ausgang, ausgenommen an der Stelle, von wo Kain und Vinzenze gekommen waren. Nun lag aber hoch über dem nachtfarbenen und nachtstillen See ein Stück Himmel, gleich groß und gleich still wie er, und gab ihm seine Schönheit. Es ruhte auf den zackigen dunkeln Bergen, die ihren

Fuß in den See tauchten, und alle Wechsel von Licht und Schatten und Farbe, die am Himmel waren, waren auch im See.

Der Abend war klar, um seiner tiefen Ruhe willen herrlich, wie er schlimmem Wetter manchmal vorangeht, wenn der Sturm noch tief und lang Atem holt und nur die Wolken Leben haben. Die Wolken kamen lautlos und feierlich im Westen hinter den schwarzen Felsen heraufgestiegen, jetzt eine braune, schwere, die sich dehnte und wand, lang sich streckte, bis sie wie eine Brücke von einem Himmelssaum zum andern reichte und dann sich wieder ballte und im Osten hinabzog, wie sie jenseits gekommen — jetzt eine dünne weiße, die wie Rauch vorüberhuschte, und jetzt eine noch zartere, die wie Spinnweb im Blau stand und mitten im Himmel plötzlich in nichts zerrann, als ob die Himmelstiefe sich für sie aufgetan hätte.

Kains Boot trieb über das Wasser, und das Spiel der Wolken, das am Himmel war, war rings um ihr Fahrzeug auch im See.

„Sieh, die Wolken,“ sagte Vinzenze und wies in die Flut.

Als sie vom Ufer abgestoßen waren, hatte noch ein Schein von Sonne über dem See gelegen. Nun war er erloschen, und der Schatten brachte in das Schwarzseetal immer etwas Nächtiges und Düsteres. Aber auf einmal begannen die am Himmel segelnden Wolken zu glimmen. Die weißen wurden zu Fetzen fliegenden Feuers, und die dunkeln durchleuchtete ein geheimnisvolles Licht, und sie trugen purpurne Säume. Von dem Rot der Wolken leuch-

teten aber auch die steilen und öden Ufer und der See. Es war fast, als ziehe ein unsichtbarer Zug von Fackelträgern irgendwo über einen der Berge oder eine der Trümmerwüsten hinan und wärfe, wie sie Schritt um Schritt fürbaß wallten, jede schwankende Fackel ihren Schein in das einsame Tal.

„So schön ist es noch nie gewesen," sagte die Vinzenze, sagte es leise vor Staunen und andächtiger Freude. „Du brennst, Franz," fügte sie mit einem Lächeln hinzu, das, wie ihre Stimme, fast andächtig war.

Das Glühen ergoß sich über ihr Boot und ihre beiden Gestalten. Kain hatte den Kittel abgelegt und stand in dunkler Hose und weißem Hemde. Seine Gestalt bog sich vor und zurück in einer großen Anmut der Bewegungen, während er das Ruder führte, und die Vinzenze kam, als sie ihn länger und länger anschaute, etwas wie Bangen an, so daß sie mit stockender Stimme sagte: „Du — bist ein schöner Mensch — Franz Fausch."

„Wollen wir nicht singen?" fragte Kain.

Vinzenze antwortete nicht, aber als er selbstvergessen zu singen anhob, stimmte sie mit ein.

Sie sangen oft zusammen, wenn sie irgendwo herumkletterten, immer aber war ihnen bisher ihr Gesang wie die ermunternde Musik zu ihren Schritten gewesen, und sie hatten kaum groß auf das geachtet, was sie sangen. Jetzt stimmte Kain Lied um Lied an, und die grenzenlose Stille, die sie umgab, trug ihnen ihre Stimmen gleichsam wieder zu, daß sie sich daran freuten. Vom Vaterland sangen sie jetzt, dann eines der weichen welschen Lieder, wie die

Vinzenze sie konnte und den Kain gelehrt hatte, und jetzt das heimatliche, sehnsüchtige: „Herz, mis Herz, warum so trurig!"

Kain ruderte ganz sacht. Seine Stimme war wie eine Glocke, die aus dem See herauftönte und die der Vinzenze wie ein Glöcklein, das auf dem Berge läutete, und die beiden fanden sich, und es war, als zögen sie nebeneinander her über den schweigsamen See hin, fern und immer ferner, sich verlierend in die Trümmerhalden.

So waren Kain und das Mädchen beinahe an das jenseitige, völlig wüste und verlorene Ufer gekommen. Jener schwang das Ruder ins Boot und ließ sich nieder. „Da bleiben wir ein wenig," sagte er, und sie saßen zufrieden und sprachen von dem und jenem, sahen zwischenhinein in den See, tauchten auch die Hände in das eiskalte Wasser und blickten dann wieder nach den Wolken. Weil deren Ziehen vom Platze der Vinzenze sich besser verfolgte, stand Kain auf und setzte sich ohne Wesens neben sie. Dann begannen sie die vielgestalteten Wolken zu deuten, lachten einander aus, neckten einander, wenn das eine in einem Wolkengebilde nicht zu erkennen vermochte, was das andre zu sehen meinte, und ereiferten sich, wenn beide deutlich dasselbe sahen. Da kam ein eigentümliches Gebilde geschwommen, das aus zwei Wolken bestand, einer schlanken hellen und einer kleinen dunkleren, die aber wie durch einen Arm zusammenhingen. Sie schwammen herauf, jetzt näher beisammen, jetzt sich fast trennend, so daß es schien, als müßte der Arm, der sie einte, zerreißen, aber immer hielt er fest und zogen sie, einander ver-

bunden, über den Himmel hin. Zuerst wußten sie nicht, was sie daraus machen sollten. Dann sagte die Vinzenze: „Du, das sind wir beide.“

Sie lachten, und zum erstenmal konnten sie irgendwie einander nicht ansehen, sondern blickten fast verlegen in die Weite. Dabei empfanden sie aber eines des andern Nähe als etwas unendlich Gutes und Wohltuendes. Kain fuhr mit seiner Hand spielend über die Linke des Mädchens, die auf dem Sitzbrett lag, und sie duldete es und sah still vor sich nieder. Sie würden wohl noch lange so gesessen haben, wenn nicht Vinzenzens Blick nach dem Taleingang gestreift wäre, wo etwas ihn plötzlich fesselte. Sie sah schärfer hinüber. „Ist das nicht —? Dein Vater steht da drüben, du,“ sagte sie zu ihrem Gefährten. Der stand auf und erkannte Fausch, wie er dicht am See stand und nach ihnen herüberschaute. Er winkte ihnen nicht, aber es sah doch aus, als wartete er auf sie.

„Wir wollen heim,“ sagte Kain und griff zum Ruder. Sie fuhren auch jetzt nicht rasch. So wuchs die schnell über den Schwarzsee hereinbrechende Dunkelheit um sie. Der rote Schein war erloschen. Der See lag glänzend wie schwarzes Glas, und die Uferfelsen schienen zu wachsen.

Stephan Fausch stand noch immer und wartete. Seine Gestalt erschien in dem unsicheren Licht gleich den Felsen größer geworden. Als die Jungen sich dem Ufer näherten, grüßte er nicht, wandte sich, die Hände in den Taschen, ab und murrte, als sie ihm den „Guten Abend“ boten: „Wo seid ihr denn immer, ihr?“

Er ging in schwarzem, sonntäglichem Gewand;

aber sein Gesicht hatte nichts vom Sonntag. Auf seiner Stirn stand der Zorn.

Sie stiegen kleinlaut ans Ufer, sahen ihn an, ob er mitkomme, dann machten sich alle drei auf den Heimweg. Die Nacht kam fast völlig über sie, ehe sie das Hospiz erreichten. Dabei sprachen sie keine zehn Worte; nur Fausch murrte einmal nach der Seite hin, wo Kain ging: „Man sieht dich bald den ganzen Tag nicht mehr, dich."

Die Vinzenze zürnte heimlich. Was das ein Stieriger war, der Schmied, ein Unfreundlicher!

Kain wußte nicht, was er aus dem Vater machen sollte. Paßte dem etwas nicht? Was kam ihn auf einmal an? Er wußte nicht, daß Stephan Fauschs Blicke ihn immer suchten, wenn er nicht da war. Er konnte nicht wissen, daß jener nach ihm hungerte, vielleicht ohne es selbst zu wissen, und daß die Unruhe und derselbe seltsame und wilde Hunger, den der verschlossene Mann unter einem rauhen und übellaunigen Wesen verbarg, ihn heute hinter ihnen her und an den See getrieben.

Achtes Kapitel

Fauschs Uebellaunigkeit an jenem Abend hinderte nicht, daß Kain und Vinzenze nach wie vor einander Gesellschaft leisteten. Sie waren zu jung und zu leichtsinnig, um nach andern groß zu fragen, und Kain ahnte nicht, was der Vater in sich verbarg. Ihre Tage wurden nur schöner und friedlicher, als die Jahreszeit sich abermals wendete und der Herbst

in den Winter verging. Dieser drängte die Bewohner des Hospizes auf ein paar enge Stuben zusammen. Die Scharen der Reisenden wurden kleiner. Es zog alltäglich nur noch eine regelmäßige Post nach jeder Richtung über den Berg. Die Säumerzüge blieben nicht aus; aber der Arbeit in der Schmiede wurde doch weniger. Der Geselle war entlassen. Fausch stand wieder allein in der Werkstatt. Alles lag tief verschneit, die Hochebene war eine einzige glatte weiße Fläche. Die Blöcke waren versunken und die Seen lagen begraben. Die Berge in der Runde hatten ihre Düsterkeit verloren, sie waren jetzt für das Tal wie Wände aus Alabaster, und wenn die Sonne leuchtete, strahlte die weiße Welt. Wo die Straße, die wie eine einzige Furche in einem bleichen Acker war, sich, nach Norden und Süden laufend, teilte, stand das Hospiz. Die grauen Mauern waren mit Schnee beworfen, und die Gebäude sahen sich an wie eine Insel, die in einer großen Flut zu versinken droht. Aeußerlich lag eine Art Hilflosigkeit über den paar Häusern auf dem einsamen Berge. Inwendig aber waren sie fest und warm, und das tat not; denn die Winterstürme kamen und rasten über das Schneefeld, und die kalten dichten Nebel kamen und brachten mitten am Tag die Nacht. Dann stockte der Verkehr auf der Welschbergstraße, tage-, wochenlang, und kam doch ein waghalsiger Mensch oder eine mutige Schar aus dem Tal heraufgestiegen, so bekreuzten sie sich, wenn sie das Hospiz noch erreichten, und keuchten: „Das war Gott versucht: ein Weg auf Leben und Tod war das."

Den von Waltheim Ausgezogenen verging der erste Winter in derselben Zufriedenheit wie die Herbsttage, und dieselbe Zufriedenheit nahmen sie in den Frühling hinüber, der die Lawinen von den Lehnen warf. Als die Gefahr der Schneestürze geringer war, begann es auf der Straße wieder lebendig zu werden, und einer der ersten, der kam, war Hallheimer, der Händler. Es war ihm zweierlei anzusehen, als er kam, einmal, daß die Krankheit arg mit ihm umgesprungen war, denn er war noch dürrer und sein dünner Bart schien noch spitzer geworden; zum zweiten, daß er auf diese Reise auf den Welschberg neugierig gewesen. Den Schmied grüßte er zuerst, da er mit seinem Wagen gleich vor die Stallungen hingefahren war, wollte wissen, wie es ihm gefiele, und brachte Nachricht von der Waltheimer Schmiede, für die er einen Käufer in Aussicht hatte. Fausch stand an seiner Werkbank und ließ die Worte über sich ergehen, murrte auch dann und wann einen Bescheid und ließ durchblicken, daß der Tausch ihn nicht reue. Dann trieb es den Händler ins Gasthaus hinüber. Simmen, dem er ein guter und, weil er immer Neues brachte, wohlgelittener Gast war, begrüßte ihn mit Hallo, und Hallheimer hatte bald das Gespräch, wo er es haben wollte. „Wie geht es mit dem Schmied?" fragte er.

„Ein eigner Kauz ist er," sagte Simmen. „Aber arbeiten kann er!"

Hallheimer ereiferte sich, daß seine kleinen Augen funkelten. „Es steckt etwas in dem Menschen," meinte er. „So knorrig und knurrig er nach außen

ist, wie der ewige Werktag, er hat einen andern Menschen in sich, einen sonntagsfeinen, Ihr müßt es glauben oder nicht. Für alles Schöne hat er Verstand. Ruppig kann er wohl sein, stachlig und zum Dreinhauen störrisch. Beispielsweise wie er dem Buben fürs Leben einen Denkzettel angehängt hat!"

„Wieso?" sagte Simmens arglos. „Seinem Buben, dem Franz?"

Der Händler horchte auf. „Franz? — Franz nennt er ihn jetzt — den Buben?" fragte er.

Der Wirt hieß ihn erklären, was dabei sei.

Da erzählte Hallheimer Kains Geschichte, die seines Lebens und die seines Namens.

„So — so," sagte Simmens, „ein Unehrlicher ist er, der Bub?" und die Sache schien ihn zu beschäftigen.

Hallheimer blieb die Nacht im Gasthaus, und, wie aufgezogen, konnte er von dem Schmied nicht stille werden, horchte bei dem und jenem im Haus, was sie sagten zu Stephan Fausch, und erzählte der Simmenin und der Magd, die ihm das Abendessen brachten, und den Knechten, bei denen er nachher in der unteren Stube saß, die Geschichte, daß und warum Fauschs Bub Kain hieß. Er dachte sich nichts Böses dabei, wußte doch dort, von woher er kam, jeder, was er hier erzählte. Er berichtete es auch nur immer wieder im Eifer des Gesprächs und um denen, die zuhörten, zu beweisen, was für ein trotz seiner Ungeschlachtheit merkwürdiger Mensch Stephan Fausch sei.

Es war ein Zufall, daß weder Kain noch Fausch an diesem Abend nach dem Gasthaus kamen; aber

die Vinzenze hörte die Geschichte und saß nachher in einer Ecke der Stube, versonnenen Blicks und mit heißem Gesicht.

Am andern Morgen war Hallheimer schon südwärts gefahren, als Kain aus der Milchhütte heraufkam und drei am Hause beschäftigten Knechte aus dem Hospiz in die Hände lief. Es fiel ihm auf, daß sie mit den Blicken nicht von ihm loskamen, dabei dies und jenes Wort einander hinwarfen und nachher lachten, als lachten sie über ihn. Er grüßte sie, hielt an und sagte ein: „Schon fleißig, so früh?"

Sie sahen einander mit dummen Gesichtern an. Einer aber, ein Frecher, der hinter sich am Boden schon in dieser Frühstunde die Branntweinflasche stehen hatte, sagte: „Du — einen schönen Namen hast eigentlich du!"

Dann lachten sie wieder und lauter.

„Namen? —" stotterte Kain. Er wußte im Augenblicke nicht, was sie meinten; aber plötzlich schoß ihm das Blut zu Gesicht. Den langen Weg von Waltheim bis hier herauf hatte die Nachricht von seiner Schande getan! Er wußte kein Wort mehr zu sagen, nicht einmal ansehen konnte er die drei. Mit gesenktem Kopf schlich er fort.

Eine Weile darauf stand er in der Werkstatt, wo Fausch neuen Hufeisenvorrat für den Sommer schmiedete. Dieser hatte ihn nicht kommen hören, entdeckte ihn, sich umwendend, zufällig, wie er, den Kopf auf der Brust und die Arme schlaff herabhängend, in einer Ecke stand. „Was ist denn?" fragte er.

Da blickte Kain auf. Sein Gesicht zuckte. „Jetzt wissen sie hier — alles wissen sie," sagte er langsam.

Fausch ließ den Hammer los. „Was wissen sie?" fragte er.

„Den — meinen Namen."

Der Jähzorn sprang den Schmied an. „Ich will gerne sehen, wer dich anders heißt als Franz hier!"

„Ich will gehen, Vater," sagte Kain, „in die Welt — da ins Welsche hinab oder — will ich gehen."

„Narrheit!" fuhr Fausch auf. „Mach dich an die Arbeit! Tritt mir den Balg da!"

Der Bub gehorchte ohne Widerrede. „Am Abend können wir es besprechen," sagte er nur noch. Dann tat er, was der Vater ihn geheißen. Sein Entschluß, fortzugehen, stand fest. Aber es schien ihm ein schweres Ding. Er würgte ein Schluchzen hinunter, das ihn ankommen wollte. Der Schmied arbeitete, als warteten hundert Pferde vor der Tür auf die Eisen, die er schmiedete. Plötzlich richtete er sich auf, legte das Werkzeug weg und wies Kain weitere Arbeit an. Er selbst ging hinaus, ohne zu sagen, wohin. Draußen wendete er sich dem Gasthaus zu und trank, was er hie und da tat, in der Knechtstube ein Glas. Dabei gewahrte er, was er erwartet hatte: sie schauten ihn mit andern Blicken an als gestern. Simmen, auf den er traf, fragte, warum der Bub nicht herüberkomme. Dann fügte er mit halb spöttischem, halb zornigem Blick hinzu: „Allerlei erfahren habe ich von Euch und dem — dem Franz. Gerade glimpflich seid Ihr nicht umgegangen mit dem seinerzeit."

Fausch wollte fragen, woher er das wisse, dann

fiel ihm Hallheimer von selber ein und wie es ein Wunder war, daß die auf dem Welschberg nicht schon früher Kains Namen und Geschichte erfahren. Er gab dem Wirt nicht Bescheid, sah verstockt in sein Glas, trank es in einem Zug leer, murrte etwas, was Simmen nicht verstand, und trollte sich. Eine Weile später trat er wieder in die Werkstatt, wo Kain noch immer beschäftigt war. Er grüßte nicht, ging planlos einmal auf und nieder, den Blick auf die Werkbänke gerichtet, wie wenn er etwas suchte. Dann sagte er ungeduldig, als ob er ihn schon einmal fortgeschickt hätte, zu Kain: „Geh jetzt, du!“

„Wohin?“

„Kannst nicht das Holz aufschichten, das sie gestern abgeladen haben?“ murrte er. Da wandte sich Kain und ging hinaus.

Stephan Fausch stand einen Augenblick und sah auf die Hintertür, durch die der Bub hinausgetreten war; dann setzte er sich auf den Amboß, legte die Ellbogen auf die Knie und starrte mit vorgebeugtem Kopf auf den Boden. Eine dürftige, durch den breiten Werkstatteingang quellende Helle traf ihn und hob ihn und seinen Sitz sonderbar aus der Düsterkeit des übrigen Raumes heraus. Er saß so ohne Bewegung da und war von den ungefügen Schuhen bis zum schwarzen wolligen Scheitel eine so düstere Gestalt, daß nicht leicht zu sehen war, wo das Eisen seines Sitzes aufhörte und der lebendige Mensch anfing und ob nicht das Ganze eine eiserne Statue war. Auch hätte ihm keiner angesehen, daß es in ihm wühlte und arbeitete und stritt.

Aber Stephan Fausch sann. Da war es gekommen, die lange Straße von Waltheim herauf in den Berg, das Lästern, dem sie hatten ausweichen wollen. Geradeso gut wie hierher konnte dieses Maulen und Klatschen ihm durch die ganze Welt nachreisen, dem Kain. Da war kein Ausweichen! Daß er das sein ganzes Leben lang hinter sich her hat, daran bist du schuld, Stephan Fausch! Aber haha, recht ist es, ganz recht! Dich haben sie auch nicht gefragt, ob du es gern hast, als dir die Maria — haha! So soll er es auch haben, der Sündenbub, den Sündernamen! Muß ihn haben!

Es war der alte Kampf zwischen Trotz, Starrsinn und dem andern, dem Mitleid mit dem Buben, der in Fausch wieder anhob. Nur war der Kampf noch nie so schlimm gewesen. Das rang miteinander und riß den starken Menschen hin und her wie ein Rohr, ob er auch außen noch so still saß. Es kamen auch andre Gedanken. Fort wollte er, der Bub! Allein! Auseinander mußten sie! Ja, ja, freilich, allein kam er eher unbemerkt durch die Welt. Ja, freilich! Aber auseinander!

Fausch zuckte zusammen. Den Buben nicht mehr um sich haben, nicht mehr sehen den — in dem — die Maria noch immer Leben hatte! — Es litt ihn nicht mehr auf seinem Sitz. Er stand auf und schritt hin und her. Hergeben — den — den Bub! — Der Gedanke weckte wieder den seltsamen Hunger nach Kain in ihm. Es trieb ihn an die Tür, damit er ihn sehe.

Der Bub schichtete drüben neben der Stalltür schwere Holzscheite aufeinander, von denen ein wirrer

Haufe am Boden lag. Emsig und ohne Umsehen tat er seine Arbeit.

In diesem Augenblick kam vom Gasthaus her die Vinzenze gegangen. Der Schmied trat unwillkürlich hinter die Türwand, daß sie ihn nicht bemerke. Von dorther spähte er noch immer nach Kain hinüber.

Die Vinzenze näherte sich zögernd, sah sich um, ob niemand in der Nähe sei, dann trat sie hinter den in seine Arbeit vertieften Burschen, ehe er ihr Kommen bemerkt hatte.

„Den ganzen Morgen bist nicht gekommen,“ sagte die Vinzenze zu Kain. Den Gruß hatte sie vergessen. Sie war sonst keine zum Kopfhängen und keine, die sich viel Gedanken machte. Jetzt sah sie still und ernst darein.

„Du?“ sagte Kain, nach ihr sich umwendend. Dann wußte er nicht fortzufahren, nahm Scheit um Scheit und legte sie auf die Schicht.

„Ich weiß schon, warum,“ sagte die Vinzenze. An die Holzschicht gelehnt, sah Kain sie an. Nach einer kleinen Pause sprach sie weiter. „Sie haben es erzählt, was du für einen Namen hast. Jetzt — darum kommst nicht mehr, gelt?“

„Ich gehe fort — weit fort gehe ich jetzt dann,“ sagte Kain, und als er es sagte, schien es ihm ganz unmöglich, daß es wahr sein könnte.

Die Vinzenze sann nach. Dann trat sie näher zu ihm. „Wenn du gehst, gehe ich mit,“ sagte sie.

Er konnte nicht lachen über das, was sie sagte, obwohl es so unglaubhaft war. Weil er kein Wort fand, legte er die Hand auf die sich auf die Holzschicht stützende ihre und streichelte sie.

Da kam Simmen aus der Gasthaustür, hatte einen roten Kopf und rief die Vinzenze scheltend an: „Steckst schon wieder bei dem Schmiedbuben, du?“ Es war das erstemal, daß er etwas gegen die Freundschaft der beiden einwendete.

Das Mädchen wandte sich um. Ihr schmales, braunes Gesicht hatte einen zornigen Ausdruck. „Ich werde es ihm sagen, dem Vater,“ sprach sie zu Kain im Hinweggehen. Der wußte kaum, was sie meinte. Aber sie ging langsam auf Simmen zu.

„Er will fort, der Franz,“ sagte sie, als sie nahe bei ihm war.

„So soll er,“ gab der andre übellaunig zurück.

„Dann gehe ich mit ihm,“ sagte die Vinzenze.

Da schoß Simmen das Blut von neuem zu Kopf. Kain hörte, wie er laut schmähend hinter der Vinzenze her ins Haus ging. Seine polternde Stimme drang noch lange herüber. Kain hielt ein Scheit in der Hand und lauschte.

Drüben in der Werkstatt ging Fausch von der Tür hinweg und durch die Hinterpforte hinaus. Er hatte zur Arbeit nicht mehr Ruhe.

Neuntes Kapitel

Simmen, der Wirt, bestellte Fausch in seine kleine Schreibstube, die neben einem der Gastsäle lag. Es war ein enger Raum, ein mit Büchern und Papieren besäter Tisch stand darin, ein Stuhl vor diesem; an dem Tisch schrieb Simmen die Rechnungen für die Gäste. Jetzt brannte eine kleine

Petroleumlampe an der Diele, die Helle genug an alle vier Wände und über die beiden Männer warf.

Es war am Abend des Tages, an dem der Wirt sein Mädchen Kains halber gescholten hatte.

Simmen machte ein schwer verdrossenes Gesicht.

Fausch war gekommen, wie er ging und stand, im Schurzfell, rußig, vornübergebeugt, als müßte die Stirn durch eine Wand. In seinem Kopfe schien es noch immer zu arbeiten, und manchmal war es, als sei er so mit seinen eignen Gedanken beschäftigt, daß er kaum auf das achthatte, was der Wirt von ihm wollte.

„Ihr müßt mir den Buben forttun," begann Simmen in erregtem Ton. „Das — mein Mädchen, hat sich die Augen an ihm überschaut, jawohl, so früh, die! Eingesperrt ist sie oben jetzt, bis sie zahmer wird — aber — Ihr müßt ihn forttun, den Bub, und bald."

Aus Simmens sich überstürzender Rede war der Zorn zu hören. Es mochte hart hergegangen sein zwischen der Vinzenze und ihm.

Fausch blickte vor sich nieder. Eine Antwort gab er nicht. Seine Gedanken ließen ihn nicht los.

Simmen meinte, daß er seine Worte überdenke. „Es wird eineweg gut sein, wenn er in die Welt hinauskommt, Eurer," redete er Fausch weiter zu. „Es ist immer nützlich für junges Volk."

„Richtig," murrte der Schmied; er schien zu erwachen. „Ich will sehen," setzte er bei, und als Simmen ihm Ratschläge gab, wohin er seinen Buben senden könnte, und sich anerbot, etwas für diesen zu tun, gab er noch ein „Ja, ja" hinzu. Der

Wirt konnte das für Zustimmung nehmen, wenn er wollte. Nachdem er so die wenigen Worte vor Simmen hingebröckelt hatte, trat Fausch ein paarmal, als ob ihm der Boden heiß sei, von einem Fuß auf den andern, und plötzlich ging er in derselben Haltung hinaus, in der er gekommen, mit plumpen, fast tappenden Schritten, als liefe er blindlings hinter seinen Gedanken her.

Einsilbiger als je saß er nachher mit Kain und der Katharina drüben beim Abendbrot. Nur als der Bub wieder und ernstlich vom Fortgehen zu reden anhob, fuhr er ihn barsch an: „Kannst nicht schweigen, bis gefragt wirst, du?"

Kain fürchtete sich nicht. Er heftete die hellen Augen auf ihn. „So gut als möglich will ich mir selber durchhelfen," fuhr er, von seinen Plänen sprechend, fort.

Fausch antwortete nicht mehr.

„So — muß ich gehen, ohne daß Ihr zusagt," schloß Kain in festem Ton. „Am Morgen — früh — will ich — —"

Die Katharina, die kaum recht wußte, was geschehen war, kam herüber und hielt ihn mit ihren zitternden Fingern am Aermel fest: „Bub — Bub!" mahnte sie.

Aber Fausch bot ein merkwürdiges Bild. Er zitterte am ganzen schweren Leibe, als ob ihn die Wut schüttle: „Kannst nicht warten?" stieß er zwischen den Zähnen hervor. „Kannst nicht warten, bis sich einer ausbesonnen hat für dich?"

Kain erschrak bei seinem Anblick und lenkte ein. „Wann wollt Ihr mich dann gehen lassen?" fragte er.

„Wirst schon sehen," sagte Fausch in demselben mühsamen Ton.

Kain und Katharina blickten einander unwillkürlich an; sie hatten ihn noch nie so gesehen. Er saß ganz mit dem Oberkörper über den Tisch geworfen; zuweilen taten sich seine schwarzbraunen, hornharten Fäuste auf und schlossen sich krampfhaft wieder, als zerdrücke er etwas in der Faust.

„Seid Ihr krank?" stammelte Kain. Da nahm der andre sich zusammen. „Narrheit!" knurrte er, und dann: „Du gehst nicht fort, bis ich es überdacht habe für dich."

Es war etwas an den Worten, was Kain nicht widersprechen ließ. „So will ich warten," sagte er. Im Flur wandte er sich nachher zur Katharina, die mit ihm hinausging. „Was ist mit ihm, mit dem Vater?" fragte er.

Die alte Katharina war still und nachdenklich. „Den kann einer nicht leicht erraten, deinen, den Meister," sagte sie.

Stephan Fausch aber hatte darauf eine Nacht ohne Schlaf und eine lange drangvolle Nacht. Seine Schlafstube lag über der Schmiede, war öde wie das ganze Mönchshaus; ein hartes Bett, ein Stuhl und ein Tisch standen darin. Auf dem Bett saß Fausch und hatte das Fenster offen, von dem aus er die Seen und das ganze Hochtal übersah.

Unten am Tisch, als Kain wieder vom Fortgehen gesprochen hatte, war dem Schmied ein Gedanke gekommen. ‚Wenn der Bub aus deinem Leben hinausgehen will, kannst du, Stephan Fausch, nicht geradeso gut aus dem seinen hinausgehen?'

Er wußte, daß ihre gemeinsame Geschichte es war, die den Stoff zu allem Lästern abgab. Er wußte aber ebensogut, daß er, Stephan, der schon in seinem Aeußern und seinem Wesen etwas Außergewöhnliches trug und am Gang dieser Geschichte den Hauptanteil hatte, die Leute am meisten an diese erinnerte. Kain war jung, frisch, ein Mensch wie andre. Er lebte der Gegenwart und galt der Gegenwart, so daß die Welt, so wie er war, wohl Freude an ihm haben konnte und darum wenig nach seiner Vergangenheit fragen würde, wenn nicht einer da war, der aus dieser Vergangenheit stammte und damit fester verknüpft war als Kain. Er, Stephan, war das Haupthindernis, daß Kains Geschichte nicht zur Ruhe kam. Wenn er sich von ihm schied, so würden sie den Bub inskünftig als den, der er war, nicht mehr als den, der er gewesen, beurteilen!

Diese Gedanken hatte Fausch mit sich in seine Stube hinaufgenommen, und sie ließen ihn nicht los. Während er auf seinem Bett saß, stritt er mit diesen Gedanken.

Fausch war bisher seines Wegs gegangen und hatte sich um keinen Menschen gekümmert. Und wenn eine Wand gewesen war, so war er mit der Stirn durch die Wand gefahren, und wenn etwas im Weg gelegen hatte, so hatte er mit dem schweren Schuh danach geschlagen, daß es zur Seite flog. Jetzt sollte er einmal nachgeben, eingestehen, daß — daß er in seinem Eigensinn unrecht gehabt hatte. Wenn er dem Buben zulieb fortging, bat er diesen gleichsam um Verzeihung für das, was er ihm an-

getan hatte, er, Stephan Fausch, der nichts abzubitten hatte!

Der Gedanke schien ihm so widersinnig, daß er laut auflachte und nicht sitzenbleiben konnte vor Zorn. Er packte den Stuhl an der Lehne und setzte ihn zum Fenster hin, ließ sich dort nieder und sah in die Nacht hinaus.

Diese Nacht war sehr still und sehr klar. Der Himmel hatte nicht viele Sterne, aber er war wie von einem inwendigen Licht geheimnisvoll hell, und die Sterne, die er trug, waren groß und ruhig, einer besonders, der dicht über einem dunkeln Berge stand und in gerader Linie über sich einen kleineren Trabanten hatte. Der Stern hatte ein blaues, mondscheinartiges Licht, das weit über den Berg hinabzündete. Der große, feierlich stille Wall des Gebirges, der rings um die Paßhöhe gebaut war, erschien nach oben und wo er vom Himmel abstand, so scharf umrissen, daß jede Spitze sich zählen ließ; auf dem Passe selbst war noch ein leises Licht, so daß ein Stück Straße in der Dunkelheit bloßlag und eine Seefläche aus der Nacht heraufglänzte.

Zu Anfang sah Fausch die nächtige Landschaft nicht, der Zorn hielt ihm gleichsam die Hand vor die Augen. Aber allmählich fesselte ihn der machtvolle Glanz der zwei Sterne, des großen und des kleinen, und dann die dunkle Klarheit der Berge und dann die grauschimmernde Straße und der seltsame Schein auf dem See. Je mehr aber das große stille Bild der Nacht Macht über seine Seele gewann, um so mehr drängte es den Zorn zurück und schuf in des sonderbaren Menschen Innern eine

Stille und Klarheit ähnlich derjenigen, die über dem Lande lag. Dabei rief irgend etwas in ihm die Erinnerung wach, wie in dieser gleichen Landschaft letztlich Kain, der Bub, und die Vinzenze viel herumgestreift waren. Das Bild der zwei jungen schmucken Menschen hatte sich wohl in den Rahmen dieses schönen Landes gefügt. Er sah sie noch, sah sie so deutlich, daß ihm war, als erblickte er die beiden leibhaftig, Hand in Hand, jetzt drüben am See, jetzt auf jener fernen Lehne. Vielleicht aus der Erinnerung an jenen Abend heraus, an dem er sie am Schwarzsee gesucht und gesehen hatte, wuchs in ihm ihr Bild, wie sie, schlank und jedes in seiner äußeren Erscheinung eine eigne Schönheit tragend, nebeneinander hinschritten, sich scharf und deutlich aus. Er sah sie und freute sich an ihnen, wie an der schönen Nacht und — —

Allmählich kam das ihm zurück, um dessentwillen er noch wach saß: Kain wollte fort! Er war da oben froh und zufrieden gewesen! Jetzt sollte er hinaus!

Fausch reckte sich. ‚Der geht nicht fort, der Bub, das sage ich!' Als ihm das durch den Kopf fuhr, hätte er es beinahe laut hingesprochen.

Jetzt drängte sich ein andrer Gedanke hinzu: ‚Wenn er dableiben soll, mußt du dich arg ducken, Stephan Fausch, mußt dein halbes Leben zurücknehmen und sagen, es tut mir leid, daß es falsch war!' Er atmete schwer, als hebe er ein ganz großes, Menschenkräfte fast erdrückendes Gewicht. Dann sah er wieder Vinzenze und Kain nebeneinander wandern.

‚Und — und — fort mußt von dem Bub,' stieg

es jetzt in ihm auf. ‚Und — brauchst dir nichts vorzulügen — er fehlt dir überall, wenn er einmal nicht da ist. Seit — seit die Maria dir wegen des andern — hast keine Freude in deinem Leben gehabt wie ihn — so leicht ist es nicht, von ihm fortzugehen für — ganz, du brauchst dir nichts weiszumachen, Stephan Fausch!‘

Der Schmied stand auf und legte die Hände auf das Gesimse seines Fensters. Er lehnte sich eine ganze Weile weit hinaus. Der Nachtwind fuhr ihm kalt über den Kopf. Aber es war, als habe er mit dem Aufstehen die letzte große Anstrengung gemacht. Er strich sich mit der unförmigen Hand über Stirne und Haar, rieb sich mit einem Finger ins Auge, als ob er eben erwacht sei, und war über das Letzte Herr geworden. Mit der seltsamen, sonntägigen Freude an den beiden, die er wandern sah in der schönen Nacht, mit der seltsamen Freude an allem Schönen, die er in sich trug, überwand er das andre Uebermächtige, das der Grundzug seines Charakters war. Er war lange gegangen, Jahre hindurch, und war ein Streit gewesen wie auf Leben und Tod, aber Stephan Fausch hatte — vielleicht nur auf Tage, auf Stunden vielleicht nur, aber er hatte den Starrsinn in sich erwürgt.

Was Fausch während des Restes der Nacht besann und sich zurechtlegte, während er in der Kammer hin und her schritt, das erfuhr am Morgen Simmen, der Wirt, und konnten die andern später erraten, wenn sie wollten.

Am Morgen, nicht früh, denn es lag keine

Hast in Fauschs Art, suchte er den Wirt auf. „Kann ich noch ein Wort mit Euch reden?“ fragte er.

Schon der Umstand, daß der Wortkarge ungerufen kam, setzte den andern in Erstaunen. Er tat ihm willig die Tür zur kleinen Schreibstube auf, setzte sich wieder an seinen Tisch, und Fausch stand am gleichen Fleck wie am Abend vorher. Es war alles ganz wie gestern in der engen Stube, nur die Lampe brannte nicht. Ein graues Licht, von einer öden Trümmerhalde zurück- und in das eine Fenster geworfen, erhellte das Zimmer.

„Habt Ihr etwas gegen den Bub, wie er sonst ist?“ begann Fausch ohne Einleitung.

Nun hatte Simmen eine gute und lange Nacht über seinen gestrigen Aerger geschlafen, und am Morgen hatte schon seine stillere und trotz ihrer Herbheit versöhnliche Frau zwischen ihm und der trotzigen Vinzenze zu vermitteln gewußt, so daß sein Zorn sich gelegt hatte. Er hörte Fauschs Frage ruhig an, setzte sich in seinem Stuhle bequem zurecht und erwiderte: „Was soll ich haben gegen ihn? Im Gegenteil, er ist anstellig, ganz wohl zu brauchen und ein verdammt hübscher Mensch, nur fort müßt Ihr ihn tun, Fausch — das kann mir nicht passen, was hat gehen wollen zwischen meinem Mädchen und ihm, das — — —“

Er sagte das alles ruhig hin, zuweilen mit einer Handbewegung ein Wort noch mehr erklärend. Als er stockte, setzte Fausch zum Sprechen an. Simmen verstand das erste Wort nicht, das er sagte, denn jener stieß es nur so mühsam aus sich heraus, und

erst allmählich wurde seine Rede deutlicher und zusammenhängender.

„Ich — ich — möchte Euch bitten," begann er — „behaltet ihn da, den Bub. Gezeichnet habe ich ihn mit — mit dem Namen, daß alles mit Fingern auf ihn zeigt. Un—unrecht habe ich ihm getan! Darum schickt ihn nicht weg. Ich — —"

Fausch mußte einen Augenblick innehalten. Auf seiner braunen Stirn stand der Schweiß. Er wischte sich mit der Hand unbeholfen darüber.

„Ja, ja," sprach Simmen dazwischen, „das ist schon recht, was Ihr sagt, aber — — hier kann er doch nicht bleiben, wo er jeden Tag mit der Vinzenze — —"

Fausch kam näher und unterbrach den andern. Immer in der schwerfälligen und abgebrochenen Weise fuhr er fort: „Ihr habt selbst gesagt, daß er recht ist, der Bub. Er darf sich sehen lassen — meine ich."

Nun lachte Simmen: „Nur nicht für meine — für die Vinzenze! Die kann Auswahl haben später einmal — Schmied — sage ich Euch, im Welschen unten sowohl wie auf unsrer Seite." Sein Lachen ging in ein Lächeln über. Es hatte ihm wohlgetan, den eignen Geldsack zu rühmen, indem er von den Aussichten seines Mädchens sprach.

Der Schmied blickte fast ängstlich um sich. Es war seltsam, den störrischen Menschen unbeholfen und verlegen dastehen zu sehen. Er legte eine Hand auf den Arm des Wirtes, und sie zitterte. „Ich will Euch den Bub abtreten," sagte er. „Wenn ich ganz weggehe aus seiner Nähe, wird es bald aus-

gestrichen sein, was er gewesen ist, wie wir gestanden haben zusammen. Glaubt es mir, Simmen. Und Ihr könnt ihn ziehen, wie Ihr wollt, nachher. Und kein Mensch wird nachher mehr fragen, wie er geheißen hat, oder woher er gekommen ist — und fällt er nicht aus, wie Ihr meint — könnt Ihr ihn immer wegschicken — könnt — —"

Er stockte. Dann streckte er die Hand aus, weil er die Worte nicht fand, und sein Gesicht war flammend rot. Es fiel ihm ein, daß er wie ein Bettler sei. Simmen sah schweigend zu Boden. Er war ein vernünftiger Mann, und er sah, was den andern die Worte kosteten, erkannte ihn kaum wieder. Und der Bub war ein Rechter, einer, an dem sich Gefallen haben ließ — und — Simmen konnte es nicht hindern, daß das Gesicht der Vinzenze ihm vor die Augen trat. Des Mädchens Wesen war nicht danach, als ob der Schmiedbub ihm nur für ein zeitweilig Spielzeug recht wäre.

„Es wird Euch nicht reuen," stieß Fausch heraus.

Da entgegnete der andre nachdenklich: „So mag es denn sein. Anstellen will ich ihn, den Franz, und — allein bleibt er hier — wie ich es gesagt habe! Was werden soll, wird die Zeit zeigen — nicht daß er meint — daß er das Mädchen bekommt — der! — Aber er soll mir recht sein soweit!"

Das letztere sagte Simmen sich selber zur Genugtuung und hängte damit seiner Nachgiebigkeit ein Mäntelein um.

„Gut!" sagte Fausch, kein Wort weiter, keines mehr als sein mußte. Die Art, wie er sie jetzt sparte,

zeigte, wie schwer er die andern ausgegeben hatte. Seine Unbeholfenheit verwandelte sich langsam wieder in Mürrischheit. Einmal, als er schon auf der Schwelle stand, war es, als fiele ihm noch etwas ein. Er drehte sich halb nach Simmen um, aber es reute ihn. Die Stirn voran, schwerfällig stampfte er hinaus. „Ade!" sagte er.

Simmen sah lange nach der Tür, durch die er hinausgegangen war. Erst jetzt drang das Bewußtsein voll auf ihn ein, eine wie bittere Stunde der Schmied gehabt haben mochte. Er sah ihn noch drüben stehen, Satz für Satz aus sich heraufholen, als täte er eine fürchterlich harte Arbeit, dann wieder stocken und gleichsam nach Worten tasten, die er nicht fand.

Mit Gewalt riß er seine Gedanken endlich von Fauschs Erscheinung los und sann über die Angelegenheit nach, die diesen hergeführt hatte. Es war ihm keineswegs lieb, daß Fausch die Schmiede wieder verließ, es hatte noch kein Arbeiter wie er darin gesessen, aber er stimmte jenem bei: Solange er und sein Bub beisammen waren, kam ihre gemeinsame Geschichte nicht zur Ruhe. So mußte der Schmied gehen, ganz recht, mußte er. Wenn der Bub — der Franz allein da war — Simmen klopfte mit der Hand auf seinen Tisch halb ärgerlich, halb in sich hineinlachend — — — So ganz unmöglich war das eigentlich nicht, daß sie zusammenkämen, der Bursche und die Vinzenze! Der Wirt dachte an die Art, wie der Franz sich in der Fremdenstube umgetan, wie die Gäste ein Wesen aus ihm machten, und er, Simmen, hatte keinen

engen Sinn: ein ernsthafter und arbeitsamer Mann war ihm lieber als ein reicher oder vornehmer, von dem man nicht wußte, ob er das erstere auch war. — So schien es ihm nicht unmöglich, das mit der Vinzenze und dem Bub. Aber — Simmen pochte wieder wie ungeduldig auf den Tisch — — mundgerecht war ihm die Sache noch nicht.

Zehntes Kapitel

Als Hallheimer, der Händler, aus dem Welschen zurückkehrte, bekam er auf dem Welschberg etwas zu hören, was ihn erstaunte: Die Schmiede zu Waltheim sollte er nicht verkaufen, Stephan Fausch würde nächster Tage schon wieder auf sein altes Eigentum hinabziehen.

Was es gegeben habe, fragte der Händler.

Eine Antwort bekam er nicht. Der Schmied sagte nur das grobe Wort: „Das geht Euch am Ende nichts an, Euch, was ich tue.“ So hatte Hallheimer eine neue Nuß an ihm zu knacken, dessen Art und Leben ihn schon oft beschäftigt hatten. Simmen, der Wirt, aber, den er nachher um den Grund von Fauschs Fortgehen fragte, machte ebenfalls Ausflüchte.

Stephan Fausch lebte indes die Tage dahin, wie er sie immer gelebt hatte; hier und da nagelte er eine Kiste Habseligkeiten zu und machte so seine Habe allmählich wieder reisebereit. Kain und die Katharina gingen mit einer Art Scheu, fast auf den Zehen, um ihn herum. Es war etwas an

Fausch, was sie nicht recht begriffen, und was sie beide unwillkürlich klein und demütig machte. Sein Wesen hatte sich doch in nichts geändert; er sparte die Worte wie immer, und was er sagte, klang mürrisch. Selbst an dem Morgen war das nicht anders gewesen, als er Kain in die Werkstatt gerufen und ihm mitgeteilt hatte, daß er wieder nach Waltheim ziehe. Kain hatte hoch aufgehorcht, dann widersprochen und, vom Vater rauh angelassen, endlich geschwiegen, um sich alles zu überlegen. Jetzt, nach Tagen, sann er noch daran herum. Bald überwog in ihm die Freude, bald der Zweifel, Freude, weil er, Kain, auf dem Hospiz bleiben sollte, Zweifel, weil er den plötzlichen Entschluß des Vaters, fortzugehen, nicht verstand. Eines war ihm klar: Wenn er selbst vom Vater losgelöst war, so mußte die Schande eher still werden, schlief es wohl allmählich ein, daß jener ihn einst mit dem Sündennamen gerufen. Allein hatte er, Kain, wohl den Mut, da oben zu bleiben, sich noch eine Weile von ein paar Knechten oder Mägden ausspotten zu lassen, bis — bis die Spötter müde waren. Aber der Vater? Was ging mit dem sonderbaren Mann vor? War es nicht fast gewiß, daß er ihm, Kain, ein Opfer brachte, indem er ging? Reute ihn das, was er ihm einmal angetan? Und hatte er gar — manchmal aus kleinen Dingen schien das so — hatte er für ihn, Kain, etwas wie Anhänglichkeit?

Der junge Mensch konnte das alles ruhig überdenken. Er hatte bisher für Fausch weder Liebe noch Abneigung empfunden. Der Vater hatte in seinem Leben wenig getan, um jene zu wecken, und

doch zuviel, um diese aufkommen zu lassen. Aber je mehr er jetzt an Fausch herumriet und sann, desto klarer wurde ihm, daß in dessen innerstem Wesen etwas war, was er bis jetzt weder erkannt noch begriffen hatte, etwas, das ihm zu denken gab, ihn scheu machte, als stünde jener auf einmal ganz hoch über ihm.

Indessen ging die Zeit herum. Fauschs Habseligkeiten waren eines Tages alle gepackt. Derselbe Wagen stand jetzt wieder vor der Tür, der diese Habseligkeiten vor Monaten heraufgebracht hatte. Er wurde beladen, und auf eine Kiste setzte sich Katharina, das zerfallene alte Weib. Ihre Augen wurden heute nicht trocken, denn es blieb einer hier oben zurück, auf dem sie viele Jahre als einer Art Trost geruht hatten, Kain.

Kain wohnte schon seit Tagen im Gasthaus, teilte mit einem jungen Knechte die Kammer und hatte auf der Welt nicht zu klagen. Die Zahl der Gäste hatte wieder zugenommen, es gab viel Arbeit, und Kain und Vinzenze tummelten sich wie ehemals in der Herrenstube. Beiden lief die Arbeit noch mehr als früher von der Hand, denn eine innerliche Freude machte ihnen die Gesichter hell und die Hände leicht. Die wohlgefälligen Blicke der Gäste folgten ihnen. Sah die Wirtin herein, so blieb ihr Gesicht zwar herb und ernst wie je, aber sie fand an Kain nichts auszusetzen, und schaute Simmen selbst in der Stube zum Rechten, so nickte er eins vor sich hin und ging wieder: es ließ sich nicht schlecht an mit dem Schmiedbuben, eine rechte Hilfe war der im Haus! —

Die Pferde am Wagen Stephan Fauschs zogen an, die Fuhrleute liefen nebenher. Da kam Kain mit dem Vater vom Gasthaus her, wo der noch Abschied genommen hatte. Simmen und ein paar andre Leute traten vor die Tür, um sie abfahren zu sehen.

„Bis an den Schwarzseeweg komme ich mit," sagte Kain zu Fausch, eilte hinter dem Wagen her, schwang sich hinauf und setzte sich zur Katharina. Er wie ein junger Baum, schlank und biegsam, sie morsch wie ein alter, ganz alter Ast; es gab kein verschiedeneres Paar. Stephan Fausch achtete auf niemand. In seinem schweren, dunkeln Gewand, die Schmiedmütze auf dem Kopf, ging er hinter dem Wagen her, senkte die Stirn und verfiel in die großen regelmäßigen Schritte, die zu dem knarrenden Drehen der Räder paßten. Selbst um Kain schien er sich kaum zu kümmern.

Das Wetter wollte umschlagen. Die Wolken jagten sich am Himmel und spannen sich langsam zu einer silbergrauen toten Decke zusammen. Aber die Sonne hatte hinter ihr noch Kraft genug, daß ein blendender Schein in die Landschaft fiel. Scharf hingezeichnet lag die graue Straße mit den Seen zu seiten und den düsteren Felsen im Norden, in die sie sich verbarg. Ueber die helle Straße, durch den blendenden Schein fuhr der schwere Wagen und trottete schwerfällig der Schmied.

Jetzt blieb er einige Schritte zurück.

Da legte die Katharina die zittrige Hand auf die Kains. „Ich muß es dir sagen," hob sie heimlicherweise an, dabei nach Fausch hinüberspähend, als könnte der sie hören.

„Ja?“ fragte Kain.

„Glaubst mir, daß es ihm halb ans Leben geht, ihm,“ sagte sie, auf Fausch weisend, „daß er dich nicht mehr haben wird nachher?“

„Ja — ich —“ sagte Kain, dann stockte er. Sein Blick ging nach dem Vater hinüber; die Empfindung, daß der etwas Großes für ihn tat, drängte sich ihm mächtiger auf.

„Magst mir's glauben,“ raunte die Katharina. Dann verstummten beide und ließen nur unwillkürlich die Blicke scheu auf dem nachstapfenden Schmied haften.

Die Seen kamen hinter sie zu liegen, und die Felsen rückten näher. Weit hinten vom Hospiz her kam jemand eiligen Ganges gelaufen. Es war Kain, als erkenne er die Vinzenze; aber sie bog von der Straße ab in hügeliges Mattland hinein und verschwand. So war er nicht sicher, ob er recht gesehen hatte. Er und die Katharina verfielen jetzt in ein Gespräch, das sich auf das nahe Auseinandergehen bezog. Der Kummer überkam dabei die Alte, und die Tränen liefen ihr reichlich die Rinnen ihres Faltengesichts hinab. Kain gab sich Mühe, sie zu trösten, und Mitleid und Anhänglichkeit machten ihn so eifrig, daß er übersah, wie sie am Schwarzsee vorüberfuhren und die Straße sich talwärts zu winden begann. Als er wieder auf die Gegend achtete, waren sie schon ein Stück abwärts gefahren, und er hieß hastig die Fuhrknechte halten, damit er absteige. Dabei sah er sich nach Fausch um, der nirgends zu sehen war.

„Er ist nicht nachgekommen, der Vater,“ sagte

er zur Katharina. „Auf ihn warten könntet Ihr hier,“ fügte er hinzu und schloß: „Ich muß jetzt. Ich treffe ihn auf der Straße, den Vater.“ Dann gab er der Alten die Hand.

„Wir werden einander schon nicht mehr sehen,“ klagte sie.

„Leb gesund,“ sprach er zu ihr. „Du wirst froh sein, wenn du da unten wieder im alten bist!“

Dann sprang er ab. Rasch stieg er bergan und sah sich nicht mehr nach dem Wagen um, der in der Straße hielt. Eine Unruhe trieb ihn unwillkürlich vorwärts. Es war sonderbar, daß der Vater nicht nachkam.

Als er sich dem Eingang zur Paßhöhe näherte, sah er den Schmied am Rand der Straße stehen. Er lehnte sich an einen Felsblock, über den hinweg Ausblick über die Hochebene war. Der stechende Schein, den der weiße Himmel auf die Erde warf, war noch greller geworden. Die ganze Talfläche schien nah vor das Auge gerückt. Die dunkeln Seen glänzten; ein blendender Streif, lag die Straße dazwischen. Die Berge standen zum Wall gereiht düster unter dem gleißenden Himmel und zeigten jeden Riß und jede Schrunde im Felswerk, und diese waren wie Narben an ihren verwetterten Leibern.

Als Kain herantrat, wendete sich Fausch um. „Warten sie schon unten?“ fragte er.

Eben da kam etwas zwischen den Felsen hervor, an denen er gestanden hatte. Es war die Vinzenze. Sie tat, als ob ihr Kommen selbstverständlich sei, aber das Blut stieg ihr ins Gesicht. „Ich habe Euch nicht Ade gesagt, Schmied,“ sagte sie.

Er nahm ihre Hand in die seine, und als Kain in diesem Augenblick herantrat, faßte er auch dessen Rechte und legte sie zu der der Vinzenze. Die beiden Hände hatten leicht Raum in seiner einen. Dabei lachte er. Dieses Lachen war aber etwas so Seltenes und Fremdes, daß es sein ganzes Gesicht veränderte. Es war weder lustig noch spöttisch. Es lag darin vielleicht alles, was Stephan Fausch an Freundlichkeit zu geben hatte. Der Blick seines einen Auges war dabei größer und stiller als sonst. Er glitt über Kain und Vinzenze hin. Und da er sie so mit einem Blick gleichzeitig ansah, empfanden sie, als ob er sagen wollte: ‚So — ihr — zusammen gehört ihr also, ihr zwei!‘ Dabei fuhr er mit seiner freien Hand einmal über ihre beiden, und das war vielleicht, wie das Lachen, die erste Liebe, die, seit die Maria tot war, Stephan Fausch einem andern zu fühlen gab. Es war eine sparsame, dürftige und trockene Liebe und nichts Weiches daran; nur als seine Hand die Kains berührte, geschah, was keines bemerkte, zitterten in dem schwarzen wolligen Bart die schwulstigen Lippen einmal nur ganz kurz. Es war eine unwahrscheinliche Sache und doch — vielleicht hatte Fausch einen Seufzer in sich erstickt. Dann nahm er den Blick von ihnen, und während er sich umdrehte, flog sein Auge noch einmal groß und langsam und als löste es sich schwer, über die Hochebene, bis hin ans Hospiz und über die dunkeln zerrissenen Berge und über den weißen Himmel darüber.

„So, ade!“ sagte dann Fausch zu Kain und dem Mädchen, ließ ihre Hände fallen und ging ganz

wie sonst mit gesenkter Stirn, schwerfällig, im Aeußern die Mürrischheit verratend, die er im Wesen hatte. Er sah sich nicht mehr um.

Kain und Vinzenze schauten lange hinter ihm her. Sie konnten ihn wohl beobachten. Wenn er auch auf Augenblicke in einer Windung der Straße verschwand, tiefer unten sahen sie ihn wieder auftauchen und konnten ihn bald hinter dem Wagen herschreiten sehen, dunkel und plump und groß.

Kain war ganz still. Er hatte den Hut abgenommen und hielt ihn in beiden Händen. Er wußte selber nicht, warum er das tat. Er staunte dem Vater nach, und seinethalben hatte er unwillkürlich den Hut abgenommen.

Vinzenze wandte sich jetzt zu ihm. Sie atmete rasch, als ob sie erst jetzt sich von dem vorigen schnellen Laufen erhole. „Weißt, warum ich euch nachgelaufen bin, Franz?“ fragte sie. Ihre Augen glänzten.

Kain schüttelte den Kopf.

„Es fiel mir auf einmal ein, daß er dich mit fortnehmen könnte, dein Vater.“

Die Angst, die sie hergetrieben hatte, war noch in ihren Worten und in ihrem Blick zu erkennen. Kain legte seine Hand dankbar auf die ihre; dabei schauten sie immer noch auf den Zug, der sich talzu bewegte.

„Er ist ein Sonderbarer, dein — der Schmied,“ flüsterte die Vinzenze wieder. „Ich habe mich immer halb gefürchtet vor ihm.“

Da schien Kain aus tiefen Gedanken zu erwachen. Er wandte sich, nahm das Mädchen bei

der Hand und hob an, mit ihr dem Hospiz wieder zuzugehen. Dabei schaute er mit großen Augen ins Weite. Den Hut trug er noch immer in der Hand. Plötzlich blieb er stehen. „Es ist mir," sagte er, immer mit sinnendem Blick, „daß wir ihn alle mißverstanden haben, den Vater."

Die Vinzenze wagte nicht zu erwidern, so seltsam war sein Wesen. Er schritt schweigend neben ihr hin, und an diesem Abend und noch oft nachher war er mit den Gedanken mehr bei dem Vater, der gegangen war und nicht wiederkam, als bei Vinzenze, an die er sein Herz gehängt hatte, und von der er bald wußte, daß Simmen sie ihm nicht verweigern werde.

Wie Sepp und Pepp den Himmel finden

1899

Der Pepp ist noch, der Sepp ist bald wieder ein Kind; der Pepp hat die ersten, der Sepp wohl die letzten Hosen an. Dieser ist der älteste in der Sigristenbehausung, jener der jüngste; zwischen ihnen stehen der Joseph und der Josi.

Der Sepp ist der Urgroßvater, der Joseph der Großvater, der Josi der Vater und der Pepp der Bub. Vom ältesten und vom jüngsten dieser vier ist es kaum zu glauben, daß sie noch am Leben sind; denn der Sepp ist ein überzeitiger, an Geist und Körper verschrumpfter Mann, und der Pepp, der mit großen blauen Augen aus einem undenklich schmalen und farblosen Gesicht sieht, scheint an einem so dünnen Lebensfädlein zu hängen, daß seine Mutter, die eine rauhe Frau ist, zu dem und jenem äußert: „Heut oder morgen, drauf geht er doch, der Bub!"

Am Ende aber leben sie noch immer, der Achtzig- und der Fünfjährige, und die Dörfler haben lernen müssen, den Namen Joseph, der viermal in der Sigristenfamilie sich findet, auf vier Arten abzuändern. Der Alte und der Bub haben ein schweres Leben, aber sie empfinden seine Schwere kaum, denn

wie ihre Zähne sich an steinhartes, trockenes Brot gewöhnt haben, kauen und schlucken sie die zähen Widerwärtigkeiten ihres Lebens hinunter.

Der Alte ist in der Hütte seines Enkels, des Sigristen, jedem im Weg. Sein Sohn, der hochgewachsene, noch kräftige Mann, stößt ihn; der Josi, der Sigrist, stößt ihn, und dessen Frau teilt ihm erst recht ihre groben Püffe aus.

So stiehlt er sich stets, wenn das Wetter nicht allzu ungastlich ist, am frühen Morgen ins Freie und schleicht sich nur zu den Mahlzeiten scheu an den Tisch und des Nachts auf seinen mit faulem Stroh gefüllten Bettsack unter dem Hüttendach.

Pepp, der Bub, holt dagegen sich seine Püffe draußen in der Gasse. Er ist zu unscheinbar und klein, um daheim im Weg zu sein; die starken, langen Menschen stolpern wohl einmal über ihn oder schieben ihn mit einem schweren Schuh beiseite, aber zuleide tun sie ihm nicht viel. Dafür hat er in der Gasse unter den Dorfkindern sein Kreuz. Er ist ein Kind wie ein andres, will dabei sein, wenn die andern spielen, und läuft hinten nach, wenn etwas zu sehen ist. Die Stockdorfer Kinder aber haben eine hämische Freude daran, das schmale, unbäurisch feine Gesicht zucken, die bleichen Lippen sich zum Weinen teilen zu sehen und den schmerzlichen Ton zu hören, der so sonderbar aus der kleinen Brust heraufspringt.

Der Pepp hat ein seltsames Weinen, es ist nur ein kurzer Aufschrei: einen Augenblick glitzert es in seinen Augen von Tränen, aber sie verschwinden und sinken scheinbar nach innen zurück, sobald der

Schrei verstummt und zuckend und arbeitend die Züge zu ihrer Ruhe zurückkehren. Dieses Weinen zu wecken, kneift, zerrt, stößt, schlägt der Stockdorfer Nachwuchs an dem Pepp herum, so daß selbst seine Mutter manchmal aus der Hütte gefahren kommt, mit ihrer Mannesfaust nach ihm langt und ihn mit den ärgerlichen Worten ins Haus zurückschiebt: „Bleib doch drin, dummer Bub, wenn sie dir nicht Ruhe lassen."

Häufiger aber nimmt sich der Urgroßvater seiner an. In dessen schläfrig gewordenem Geist hat der Zorn noch Platz über die Quälereien, mit denen die Kinder dem kleinen Pepp das Leben sauer machen; aber es ist ein kleiner, kindischer Zorn, des Alten Wesen hat alle Männlichkeit verloren. Der Sepp fährt plötzlich mit einem quiekenden Schrei mitten unter die Dorfjugend, schließt die Augen, die wie zwei eintrocknende Teichlein in seinem Kopf stehen, und hebt an, mit den dürren Armen und knochigen Händen blindlings um sich zu schlagen.

Die Kinder hüten sich, in den Bereich seiner Hiebe zu kommen; in einem Kreis ihn umstehend, lassen sie einen Regen spottender Worte und Gelächters über den Alten ergehen, und so ist es mehr sein lächerliches Aussehen als seine Tapferkeit, das den Pepp eine Weile vor seinen Kameraden rettet. Wenn der Sepp ausgetobt hat, pflegt er, fast schwindlig geworden, die Augen aufzutun, packt dann des Urenkels Hand in die seine und läuft mit ihm hinweg. Dieses Fortlaufen bringt, wenn die spottsüchtige Jugend sie nicht verfolgt, die zwei ungleichen Menschen zumeist aus dem Dorf hinaus, und sie

streifen ziellos und planlos irgendwohin. Ihr Gehen ist mehr ein Dahindämmern; der Kleine schaut den Himmel, der Alte den Boden an, der Pepp summt, rasch zufrieden geworden, leise vor sich hin, der Alte schwankt fürbaß in seinem lässigen Gang und läßt den Kopf gleich einer Pagode hin und her pendeln.

So können sie miteinander zufrieden und ins Blaue hineinwandern, bis sie sich ebenso aufs Geratewohl irgendwo niederlassen, um auszuruhen. Und wiederum aufs Geratewohl bleiben sie mit ihren himmelan und zu Boden staunenden Blicken sitzen, bis ihr Magen, ihre Uhr, sie mahnt. Wenn der Hunger sie treibt, suchen sie den Heimweg wieder. Der kleine Pepp hat auf diesen Wanderungen nach und nach, weil seine Augen aus einer kindischen Gewohnheit heraus immer den Himmel suchen, eine neugierige Liebe für die große, unbekannte Welt, die sich blau oder grau über ihm wölbt, bekommen.

Sein Blick ist für alle möglichen Erscheinungen am Himmelsgewölbe scharf geworden, und er legt sich ihre Ursachen und Wirkungen nach seiner Weise zurecht. So fährt er manchmal jäh mit dem kleinen Arm zur Höhe: „Siehst, Aetti" — er gibt dem Urgroßvater den volksgewohnten Vaternamen — „siehst die Wolke dort, dort fährt der Herrgott spazieren." Dann staunt er andächtig einer weißen, gleitenden Wolke nach, die für ihn der Wagen ist, in dem der prächtige Himmelsvater hoch über seinem Reich, der Erde, auf diese herabblickend, vorüberfährt.

Besonders gern hat der Pepp die Sterne. Er sitzt oft bis in alle Nacht hinein auf der schmalen Holzbank am Haus und staunt die flirrenden Himmelslichter an, und der Sepp leistet ihm Gesellschaft.

„Jetzt ist wieder eins angezündet," zählt der Bub, „und jetzt wieder eins" — und er sieht mit seinem inneren Auge kleine Engel zwischen den Sternen gehen und immer neue anzünden. Eine Frage, die der Pepp häufig an den Alten an seiner Seite richtet und die ihn viel beschäftigt, ist, ob der Aetti und er selbst auch Engel würden. Der Sepp ist die Frage aus klaren Tagen noch gewöhnt, nickt und lacht dazu.

„Aber sterben muß man zuerst," pflegt der Bub dann jeweilen nachdenklich halb zu sich selbst, halb zu dem Alten zu flüstern; und das Sterben macht ihm Bedenken, es will ihm weder als etwas Fröhliches noch etwas Herbeizuwünschendes erscheinen.

*

Es ist Winter im Dorf; der Winter ist eine harte Zeit für die Bergbauern! Was wissen die Talleute davon? Die Wettergewaltigen springen mit dem Bergvolk anders um als mit den handschuhtragenden Talmenschen, im Tal wirft der Wind zum schlimmsten ein Kamin um, wirbelt der Schnee fein säuberlich um pelzvermummte Gestalten und stieben Lawinchen von den Dächern, die keinen Vogel begrüben; im Tal trägt das Wetter selbst Handschuhe. Im Gebirge rast der Sturm gleich einem entfesselten Riesen, reißt die hundertjährigen Tannen von den Felsen und rüttelt an den ewigen Burgen

Gottes, den Felswänden. Und der Schnee fällt tage- und tagelang und deckt die Hütten ein, als wäre alles Lebendige zu begraben. Die Lawinen sind die Raubtiere des Gebirgs; kein Jahr vergeht, daß sie nicht Lücken in die dünnen Menschenreihen rissen.

Dennoch ertragen sie im Gebirge den harten Winter leicht; denn die Menschen sind selbst hart, und ihr Frost muß rauh sein, daß es sie friert. Aber der Winter nimmt allen Verdienst weg, alle Arbeit muß ruhen; das schmale Geld ist bald aufgezehrt, und — der Hunger macht mürrisch.

Die Armen von Stockdorf schneiden trübe Gesichter; denn der Winter hat schon zu lange gedauert, Kasten und Truhen sind leer. In der Sigristenhütte ist nie ein recht fröhlicher Friede; jetzt in der rauhen, unwirtlichen Zeit ist erst recht Krieg darinnen. Es essen zu viele Mäuler an des Sigristen Schüssel, und wie es bei den Schafen und Ziegen, die zur Lecke drängen, geht — die Starken verdrängen die Schwachen. Die Schwachen in der Sigristenhütte sind der Sepp und der Pepp. Der Josi, der Sigrist, reckt die zähen Arme, hat ein hochrotes Gesicht und flucht: „Da kannst dich abschinden den Sommer über, und im Winter nimmt einem das unnütze Volk den Bissen vor dem Mund weg."

„Daß der Alte nicht sterben kann," brummt die Sigristin und meint den Sepp.

„Daß dein halbtoter Bub noch alleweil lebt," knurrt der Joseph, der Großvater, und meint den Pepp. Vielleicht sagt er es aus einem Zorngefühl

heraus, weil er merkt, daß die Reihe des Uebrigseins eines Tags auch an ihn kommen wird.

So haben der Sepp und der Bub keine leichte Zeit; denn bei der Mißgunst ist übel zu Gast sein. Die beiden suchen ihr armseliges bißchen Frieden im Freien, so oft es angeht. Und als eine Reihe wolkenloser Tage kommt, entlaufen sie täglich dem Unfrieden der Hütte und dem Unfrieden der Gasse und streifen Hand in Hand irgendwo bergan oder bergab; hinter ihnen lachen und spotten die Dörfler.

*

Ein glanzheller Tag liegt im Sterben. In der Sigristenhütte geht die Abendmahlzeit zu Ende. Der Sigrist und die Seinen sitzen noch um den runden Tisch mit der rohen, schmierigen Platte und haben die letzten Bissen zwischen den Zähnen. Sie sitzen so dichtgedrängt, der Sigrist, sein Weib, sein Vater und die fünf Kinder, daß es kaum zu glauben ist, wie zuzeiten der Sepp und der Pepp auch noch Raum haben, die jetzt auf der Ofenbank hocken und den andern beim Essen zusehen dürfen.

„Du hast zu Mittag zu viel gefuttert,“ hat die Sigristin den alten Sepp angefahren, als er sich hat zu Tisch setzen wollen.

Da hat sich der Alte, in sich hineinflennend, auf die Ofenbank getrollt. Auch der Pepp hat irgendwie seines Vaters Mißfallen erregt, als er kaum zweimal den Löffel voll Mais zum Mund geführt hatte. Weil ihm der Löffel aus der Hand geschlagen und die gemeinsame Schüssel weggerückt worden ist, hat er sich zu dem Aetti hingestohlen. Nun hocken

sie zusammengekauert wie Hühner bei schlechtem Wetter da; keinem reichen die Füße von der Bank zu Boden.

Plötzlich schallt von der Gasse herein dem Pepp das Jubeln und Lachen der Dorfkinder in die Ohren. Die Gasse fällt steil ab, und auf ihr tummelt sich bei Zunachten der Stockdorfer Nachwuchs auf Schlitten. Das Herz klopft dem Bub, das bißchen Freude lockt ihn aus der dumpfen Luft der Stube.

Einen Augenblick später ist er unvermerkt durch die Tür entwischt und zieht unter der Hüttentreppe den Schlitten hervor, den in einer guten Stunde der Sigrist zurechtgezimmert hat.

Der Sepp, als er den Platz auf der Bank neben sich leer sieht, fährt aus seinem halb blödsinnigen Vorsichniederstaunen auf und folgt dem Buben. Er kommt gerade recht, um draußen seinen ersten Wehschrei zu hören.

Die Dorfkinder sind an ihm; der Pepp hat anstatt seiner kleinen Freude seine große Plage gefunden. Eine Weile bleibt der Alte beiseite stehen; als aber das Necken der Kinder, zu denen auch des Sigristen übrige Jugend gestoßen ist, zu bunt wird, fährt er in seiner alten Weise dazwischen und holt den weinenden Buben heraus.

Einen Augenblick stehen die beiden in der Gasse, der Bub schluchzt und streicht mit der froströuhen kleinen Hand die Tränen weg, dann lenkt der Sepp zur Hüttenbank hinüber. „Komm zusehn," murmelt er. So klettern sie auf die Bank, auf der noch eine dünne Schneekruste klebt, und sitzen eine lange Weile still mit hängenden Beinen dort.

Der Alte in kurzer, zertragener Hose und enger, kurzärmeliger Jacke sieht aus wie ein Kind, und der Bub, der einen viel zu weiten und langärmeligen Rock seines älteren Bruders trägt, könnte just ebensowohl ein verschrumpfter Alter sein. Vor ihnen tollen die Kinder; aber als die Gasse dunkler wird, lichtet sich die Schar, und es beginnt um die zwei auf der Hüttenbank stiller zu werden.

Die Nachtkälte wächst, aber der Himmel steht voll warmleuchtender Sterne, an denen der Pepp die Augen hängen hat. Die beiden vergessen ganz das Heimgehen.

Plötzlich fährt das Kind wie aus einem Traum auf. „Sieh die Straße dort, Aetti!“ flüstert er.

„Ah,“ nickt der Alte; sein Geist schläft, und sein Leib ist nicht mehr weit vom Schlafen.

Der Bub staunt in den Himmel hinauf und hat gedankenvoll einen Finger an seinem Mund liegen. „Gelt, Aetti,“ beginnt er nach einer Weile wieder, „wenn wir da hinauf wollen, müssen wir sterben?“

Der Sepp nickt, vielleicht ist es aber auch im Schlaf geschehen.

„Aber da ist doch eine Straße,“ fährt der Bub fort, und einen Augenblick später: „Gerade in den Himmel hinein geht die Straße.“

Der Kleine ist erregt, er ergreift den dürren Arm des Alten, so daß er mit einer taumelnden Bewegung auffährt.

„Gerade in den Himmel hinein geht die Straße,“ wiederholt der Bub und weist hinauf, wo die Milchstraße von Sternen durchwoben fahlweiß sich vom nachttiefen Himmel abhebt. „Vom Winterberg

geht sie aus, siehst, gerade vom Winterberg dort," eifert der Pepp, und seine Hand zeigt auf einen dunkeln Berg, dessen höchste Tannen sich scharf gegen den Himmel zeichnen. Zwischen diese Tannen hinab leitet die Straße.

„Ja, ja," murmelt der Sepp, seine Unterlippe hängt ihm vor Staunen herab. Sein schwacher Verstand macht sich langsam zu eigen, was der Bub ihm vorplaudert.

„Dann müssen wir nicht sterben," sagt der Pepp plötzlich und mit leisem Lachen; es klingt beinahe wie ein fröhliches Vogelzirpen. „Da vom Berg kann einer gerade in den Himmel hinübersteigen."

„Ja, ja," stammelt der staunende Sepp, er reißt die fast lichtlosen Augen weit auf und murmelt noch einmal: „Ja, ja, beim Eid, das kann einer."

Der Pepp aber steht schon im Schnee neben der Bank und faßt nach des Alten Hand: „Komm, Aetti, wir gehen in den Himmel."

Der Sepp sieht sich noch einmal um, dann nimmt er, halb im Banne der Worte, die der Bub gesagt hat, halb aus alter Gewohnheit die Hand des Kindes und macht sich mit ihm auf den Weg dorfaus.

Ringsum ist es still geworden. Oben an der Gasse steht noch ein Dorfbub, der sich anschickt, seinen Schlitten heimzuziehen.

Der Pepp drängt sich an ihn. „Du, der Aetti und ich gehen in den Himmel," raunt er ihm zu. Dann trollen sich die beiden; der Bub aber lacht laut auf und geht seiner Wege.

Es dauert nicht lange, bis das Dorf hinter den zwei Himmelsuchern liegt. Sie schreiten über einen hartgefrorenen Weg talein, der dunkel vor ihnen aufragenden Bergwand zu.

Der Schnee knirscht unter ihren kurzen Schritten, aber der Weg ist hell und leicht zu finden.

Die zwei kleinen dunkeln Gestalten nehmen sich drollig aus in der gewaltigen weißen Talmulde und auf dem schimmernden Weg. Ihre kurzen Beine stampfen eifrig fürbaß, ihre kleine Hast sticht seltsam wider die große Ruhe rings um sie ab.

Eine Zeitlang sind sie gewandert; da hebt ihr Weg zu leuchten an. Weiße Schalen liegen ihnen zu Füßen, weiße Blitze huschen vor ihnen über den stillen Weg, und die Nacht wird immer heller; es ist, als drängten die Felsen der Berge hervor, und die Tannen reckten sich, und die Schneelehnen wollten sich wölben, so nahe und scharf und hell ist alles.

Hinter den zwei Himmelsuchern leuchtet hoch und groß der Mond.

„Siehst die Straße da oben, Aetti?" sagt der Pepp. Er sagt es alle Augenblicke und weist nach dem Himmel, sein Blick irrt kaum je vom Ziel ab. Der Alte blickt jedesmal hinauf, er ist jetzt wach und eifrig, der Plan hat ihn völlig eingenommen. Seine Hast ist so groß wie die des Buben.

„Kalt ist es," sagt der Pepp einmal, aber er steigt nur fleißiger weiter. Der Weg führt jetzt steil bergan, einem Wald zu, dem Winterbergwald.

„Jetzt sind wir schon da," flüstert der Bub, und sie tun die ersten Schritte den Winterberg hinan

mit einem Eifer, als wollten sie in einem Zuge bis zum Gipfel hinaufstürmen.

Eine Strecke weit haben sie noch den von Holzern zurechtgestampften Weg unter den Füßen; dann aber hört dieser plötzlich auf, und das Steigen wird mühsam. Der Schnee bricht unter ihrer Last ein, sie klimmen mühsam von Tanne zu Tanne aufwärts, und der Atem wird ihnen kurz. Aber der blauschwarze Himmel schimmert durch die verschneiten Baumkronen hernieder, und die sternendurchwobene Straße leuchtet herab und senkt sich gegen den Berg, als liefe sie mit dessen Gipfel zusammen.

„Siehst, siehst!" jubelt der kleine Pepp. Und der Alte stottert ein schläfriges „Ja, ja". Sein Eifer läßt nach; die Müdigkeit überkommt ihn.

Kurz nachher bleibt der Bub an einer ebenen Stelle am Berg stehen. „Es ist ein wenig weit, Aetti," sagt er halb ängstlich. Da sitzt der Aetti neben ihm im Schnee und nickt.

„Hast recht, absitzen können wir ein wenig," sagt der Pepp und läßt sich neben dem Gefährten nieder; er stößt ein wohliges „Ah!" aus und lehnt den Kopf an des Alten Arm. Dann hebt er die Augen wieder gen Himmel, eine hohe Tanne breitet ihre Wipfel über ihn; die dunkeln Aeste hängen unter schwerer Schneelast herab.

‚Es sieht aus, als wüchse wunderbar weiße Schafwolle auf dem Baum,' denkt der Pepp. Dabei wird auch ihm der Kopf schwer und kommt ins Nicken; aber das Verlangen nach dem Himmel hält ihn noch wach. „Aetti!"

Er legt die Hand wieder in die des Alten, der

wahrhaftig die Augen geschlossen hält und schläft. Der Bub lächelt halb über das drollige Gesicht, das der Urgroßvater schneidet; dann reißt er ein wenig mühsam die eignen Lider auf und blickt in die Tanne hinauf. Auf der weißen Wolle der Aeste brennen leise Feuerlein in wunderbar silberigem Glanz, sie sind schöner als alle Kerzen, die der Vater daheim in der Kirche anzündet. Und jetzt — dort — ei, dort reicht die Straße herab zwischen den Feuern hindurch und dem Pepp vor die Füße — die Himmelstraße!

„Aetti," sagt der Pepp. Er redet ganz leise, wie aus einem Traum heraus, und dann wieder und noch verträumter: „Jetzt sind wir da. Aetti, kommet jetzt."

Und der Pepp sieht sich und den Urgroßvater auf der Himmelstraße stehen, ganz sicher, ganz fest! Was das für ein herrliches Schreiten ist, weich und mühelos! Hei, jetzt stoffeln sie beide hinauf — hei, wie fröhlich — Hand in Hand — hinauf und hinauf — und geradeswegs in den Himmel hinein . . .

*

Die Stockdorfer suchen zwei Verlorene. Der Sigrist ist wild nach ihnen aus; sein rauhes Weib hält Jammern für nötiger: „Wenn ihnen nur nichts geschehen ist, dem alten Sepp und dem Buben!" Dorfum und -ein sind sie nicht zu finden.

Ein Dorfbub will sie zuletzt gesehen haben. Der erzählt lachend, der Pepp hätte gesagt, er und der Alte wollten in den Himmel gehen, ja, ja, in den Himmel!

Die Stockdorfer suchen und suchen; sie finden die Verlorenen nicht.

Sie sollen warten bis in den Sommer und am Winterberg holzen gehen; dort ist eine Stelle, wo zwei in den Himmel gestiegen sind und doch noch auf Erden schlafen.

Die Mutter

1905

Erstes Kapitel

Friedlich liegt das kleine Haus des Tobias Andermatt, des Kleinbauers, da, obwohl allerlei Lebensnot auch in dieses Haus schon den Unfrieden geworfen hat. Vielleicht ist es gerade der vergangene Unfriede, der am heutigen heiligen Sonntagabend seinen Frieden groß macht. Das Haus liegt am Südende des Dorfes, klein, zweistöckig, mit graubemalten Schindeln verschlagen. Blumenstöcke stehen vor den Fenstern und hängen ihren Blust auf die Hauswände nieder, schwere große Nelken und leuchtende Geranien. Vor dem Haus liegt ein Garten mit Gemüse und allerlei Blumenzier, einem Weg mittendurch vom Hauseingang zur Gartentür und einem dunkelgrünen Palisadenhag. Aus der Gartentür, die nicht mehr recht schließt und die zu schließen keiner die Mühe sich nimmt, tritt sich's hinaus auf die Straße gerade an der Stelle, wo das Holperpflaster von Steg aufhört und die Landstraße beginnt.

Auf dem Pflaster von Steg klappern die Schuhe der Dörfler. Wenn ein Fremder von einem der Hänge auf das Dorf niedersieht, kann er meinen, ein paar Mühlräder klappern zu hören, aber es

sind nur die vierfachen Sohlen der Stegler, die immer mit dem Absatz zuerst und dann mit den Fußballen auftreten. Die Maiandacht ist zu Ende, und die Stegler kommen aus der Kirche. Zu ihren Häupten wird eben das letzte Glockenläuten still; es ist, wie wenn da und dort etwas auf leisen Schwingen sich in die Höhe und Weite verlöre, so sind die Lüfte noch von dem Läuten lebendig. Ein Schein von Sonne liegt in der Straße. Die Gestalten der heimkehrenden Kirchgänger in ihren dunkeln Sonntagskleidern treten scharf aus dem Grauweiß der Gasse heraus. Waldige Berge schauen nieder auf Steg. Die Reuß rauscht in ihrem breiten, mit Geschiebe überfahrenen Bett. Aus dem Madrunertal hervor blitzt eine Ewigschneespitze.

Tobias Andermatt und die Seinen kommen straßdahergegangen, alle drei, der Tobias, die Balbina, sein Weib, und die Lene, seine Enkelin. Die Straße ist breit, aber der Tobias und die Seinen brauchen sie ganz. Das ist einmal Sitte da im Gebirge, daß, was eng zusammengehört, weit auseinander geht, als ob Zärtlichsein eine Schande wäre. Der Tobias schreitet auf der einen Straßenseite, die lange hagere Gestalt vornüber geworfen; er ist ehemals ein starker Mann gewesen und aufrecht gegangen, aber so ein Menschenbaum morscht eben, wenn siebzig Jahre daran gerüttelt haben. Sein Aeußeres ist noch knorrig, Arme und Beine und der hohe Rücken sind zäh und hart wie Arvenholz; aus dem erdbraunen Gesicht mit den grauen buschigen Brauen hängt der gelbweiße Bart in zwei langen Spitzen gegen die Brust, was den Tobias aus den übrigen Steglern hervor-

stechen läßt, die die Bärte meist kurz und rund zugeschnitten tragen.

In der Mitte der Straße, zwei Schritte hinter dem Tobias, geht die Balbina, sein großes Weib. Seit der Tobias gebückt geht, scheint die Balbina erst recht lang, die ihn schon immer um einen Kopf überragt hat. Sie hat ein schwarzes Kleid an und über den Kopf ein schwarzseidenes Tuch im Zipfel gebunden, das weit genug in den Nacken gezogen ist, daß das wachsbleiche, starke Gesicht voll hervortritt. Wer einen Blick in das Gesicht wirft, kommt mit diesem einen nicht darüber hinweg, muß gleich und wie festgeleimt schärfer hineinsehen. Um die mittelhohe Stirn legt sich glatt zurückgestrichen das weiße Haar. Weil es so weiß ist und die Stirn so wachsen, sticht das Schwarz der starken Brauen eigentümlich davon ab. Diese Brauen geben dem Gesicht den Charakter. Sie zucken selbst jetzt im Gehen manchmal jäh zusammen und geben der Balbina einen düsteren Blick, obwohl sie so friedlichen und zufriedenen Mut hat wie irgendeine. Ihre Augen sind groß und grau, liegen tief im Kopf und sind von schweren Ringen unterhängt. Die Nase ist groß, stark gebogen, ihr Mund breit, das Kinn hart; die Balbina ist ein stattliches Weib.

Die dritte in der Reihe, die auf der andern Seite der Straße geht, ist die sechzehnjährige Lene. Das ist die Feiertäglichste von den dreien, weil ihr Leben noch den Feiertag der Jugend hat. Sie trägt sich grell wie das junge Weibervolk dazuland, hat einen roten Rock an und auf dem Kopf ein rotes Band, das die schönen braunen Zöpfe, die um die Schläfen

gewunden sind, über der Stirn zusammenhält. Während die beiden andern vor sich niederblicken, läßt die Lene die hellbraunen Augen, wie die Jugend soll, klar in den Tag hinausschauen. Wenn ihr einer begegnet, lacht sie ihn an, und die Leute sehen gern in ihr frisches, pausbackiges Gesicht mit der Stumpfnase und dem kleinen Mund.

Immer die ganze Straße messend, schreiten die drei wortlos ihrem Hause zu. Am Gartenhag verlangsamt der Tobias den Schritt und läßt die Balbina zuerst durch das Törlein treten, nicht aus Höflichkeit, sondern weil das in ihrem Leben so ist, daß im Hause die Frau den Vortritt und die Herrschaft hat; deswegen ist der Tobias nach außen doch Herr geblieben.

In die saubere, helle, grauvertäfelte Wohnstube treten sie dann eins nach dem andern. Eine Postkarte liegt auf dem braunen Wachstuch des runden Tisches. Die Balbina hat schon danach ausgespäht, nimmt sie auf und liest sie ohne Brille geläufiger, als das Volk sonst liest. „Jetzt hat er die Karte doch noch gebracht, der Briefträger,“ sagt sie, nachdem sie gelesen hat.

„Kommt er?“ fragt der Tobias.

„Morgen,“ gibt die Frau nickend zurück. Dann reicht sie ihm die Karte hinüber, verzieht dabei kaum das Gesicht, nur einen Augenblick lang ist es, als gehe ein Lächeln um ihren Mund oder sei ihr die Freude blitzschnell durch die Augen geflogen.

Der Tobias ist redseliger. Er hat sich an eines der Fenster gesetzt, die Brille hervorgesucht und buchstabiert, die Karte weit von sich haltend, an ihr

herum. Dazu redet er behaglich vor sich hin: „Einen rechten Empfang soll er haben. Die Flasche muß her, die noch im Keller liegt, und Zigarren hole ich morgen noch beim Hofer drüben. Einen Braten könntest auch machen, Mutter.“

Die Balbina nickt, während sie sich in der Stube zu schaffen macht. Als sie hinausgeht, kommt der Tobias hinter sein Wochenblatt. Aber beim Lesen stört ihn die Lene.

„Ich kann mir fast nicht mehr denken, wie er aussieht, der Vetter Georg,“ sagt sie.

„Glaub's wohl,“ gibt der Tobias zurück. „Volle sechs Jahre ist er jetzt fortgewesen.“

Als die Balbina in diesem Augenblick wieder eintritt, schießt ihm ein Gedanke durch den Kopf. „Das wird hoffentlich nicht so schlimm sein, was sie einmal von ihm heimgebracht haben, vom Georg,“ sagt er zu ihr.

„Daß er allen Weibern nachläuft?“ fragt die Balbina, steht still und schaut sinnend herüber.

„Ueberhaupt ein leichtes Leben habe,“ ergänzt der Tobias.

„Eben darum ist es Zeit, daß er heimkommt,“ sagt die Frau. In den Worten liegt eine große Bestimmtheit, und die Balbina redet so, weil sie und der Tobias über die beiden Söhne, den verstorbenen, den Vater der Lene, und den nach Amerika gegangenen, den Georg, immer Meister gewesen sind und sie in strenger Zucht gehalten haben, solang sie im Hause waren, und weil sie sich auch jetzt nicht zu fürchten denkt, wenn der Georg nicht in allem wäre, wie er sein sollte.

„Geld soll er verdient haben drüben," wirft Tobias wieder hin.

„So sagen sie," gibt die Frau trocken zu.

„Selber geschrieben hat er es," erinnert sie der Tobias.

„Lang genug hat er nicht mehr geschrieben," erwidert sie darauf.

Kleine Arbeit, nachher die Mahlzeit, bringen ihre Gedanken zeitweise von dem Sohne ab. Als die Lene später in der Küche das Geschirr aufwäscht, der Tobias wieder hinter seiner Zeitung sitzt, steigt die Balbina nach der Kammer hinauf, wo der heimkehrende Sohn schlafen soll, immer geschlafen hat. Diese Kammer ist frisch gefegt; denn des Sohnes Ankunft hat schon geraume Zeit in Aussicht gestanden. Die Balbina nimmt von dem Tisch, der darin steht, die frisch gewaschenen kurzen Vorhänge und steckt sie am Fenster auf, nimmt nachher von der gleichen kleinen Wäscheschicht die rotgeblümten Bett- und Kissenbezüge und zieht sie über. Sorglich tut sie alles; immer wenn sie mit einer Arbeit fertig ist, übersieht sie sie prüfenden Blickes, ob alles recht ist, zupft an den Vorhängen, glättet das Bett. Als sie jetzt wieder vor diesem steht, kommen die Gedanken sie an. Da wird er liegen, der Georg! Und sie wundert sich, ob er noch immer der hübsche, braunhaarige Mensch sein wird mit dem hellen Gesicht, der er gewesen ist. Aber — sechs Jahre — machen wohl einen Unterschied und — ohne Schnurrbart wird er wohl nicht mehr gehen wie als fünfzehnjährig! Aber — da wird er liegen — und das Haus wird wieder so voll sein, als es noch sein

kann. Die andern, die gegangen sind, kommen nicht wieder!

Die Balbina ist in ihr Sinnen versunken unbewußt vom Bett hinweg und zum Stuhl getreten, der neben dem Tisch steht. Da läßt sie sich nieder, sieht vor sich hin und spinnt ihre Gedanken weiter. Sie kommen nicht wieder, die andern: der Anton, der älteste Sohn, den die Lawine erdrückt hat, und seine Frau, die ein Jahr später vielleicht aus Gram, vielleicht an schwacher Brust gestorben ist! Aber der Georg, dort im Bett wird er liegen! Wieder unter dem Dach, wo er geboren ist! — Geboren! —

Von dem großen Bett wandern ihre Gedanken zu dem kleinen zurück, in dem der Knabe Georg gelegen hat. Unten in ihrer eignen Schlafstube stand es. Und — er war ein schöneres Kind als der ältere Bub, ein Bild war er, der Kleine, rund, pausbackig, mit den feinen, hellen, später freilich dunkel gewordenen Härchen und den großen Augen. Wenn er so wiederkäme! Aber er war schon nicht so gegangen. Schlank aufgewachsen war er, hatte die dicken Backen verloren und — die Bravheit, mit der das kleine Kind im Bett gelegen. Einen eignen Willen hatte er gehabt, der schwer zu brechen war. Mit diesem Willen hatte er nach Jahren durchgesetzt, daß er mitdurfte, als das Amerikafieber in Steg war, und auf einmal zwanzig junge Leute miteinander übers Wasser gingen.

So geht die Zeit, so werden die Kleinen groß! Die Gedanken der Balbina kehren aber wieder und wieder zu dem kleinen Georg zurück. Sie ist kein weichherziges Weib; aber in ihr klopft es, während

sie das Bild des Knaben sieht. Nach den vielen vergangenen Jahren freut sie sich noch an diesem Bild, und aus der Freude am Kinde heraus wächst etwas, was sie auch ungeduldig auf den erwachsenen Sohn macht. Morgen kommt er, der Georg. Die Balbina freut sich. Es sähe ihr's keiner an; aber das Herz klopft ihr. Als sie jetzt aufsteht und die Kammer verläßt, ist die drängende Freude in dem zurückhaltenden Weibe so stark, daß sie unwillkürlich noch unter die Haustür tritt, über den Weg hinausschaut, auf dem er morgen kommen wird, der Sohn, als könnte sie ihn schon heute nahen sehen.

Zweites Kapitel

Die Amerikaner sind da. Die Steger haben sie schon alle zu Gesicht bekommen. Der Tobias und die Seinen, die am Dorfende wohnen, wissen noch nichts von ihnen; denn die Amerikaner sind nicht mit der Eisenbahn, sondern mit lautem Wesen auf einem Leiterwagen ins Dorf gefahren, sind dann nicht gleich jeder heimzu, wo er hingehört, sondern alle miteinander ins „Rößli", einen Einzugstrunk nehmen. Der „Tschortsch" hat es haben wollen, erzählt der erste von ihnen, der sich hinwegschleicht, weil es ihn zu Vater und Mutter treibt.

Die Amerikaner sind fünf junge, wohlangezogene, auskömmlich aussehende Burschen; es ist keinem schlecht gegangen drüben; die meisten wollen auch nur ein paar Monate dableiben und dann wieder in die Neue Welt zurück.

Im Andermatt-Hause also wissen sie noch nichts von den Ankömmlingen; aber auf der Warte sind sie da, stehen alle drei gleichsam auf den Zehen vor Ungeduld, der Tobias, die Balbina und die Lene. Der Tobias hat eigens früh sein Vieh besorgt und ist vom Gaden am Berg heimgegangen, als ob es brennte, damit er da sei, wenn der Bub eintrifft. Jetzt wissen sie nicht, wie die Zeit totschlagen, da zum Empfang alles fertig ist und es ihnen nicht der Mühe wert dünkt, noch irgendeine Arbeit anzufangen, ehe der Georg kommt.

Es geht gegen Zunachten, als der Erwartete drüben aus den zwei Häuserreihen von Steg auftaucht. Die Lene steht draußen am Gartentor und sieht ihn kommen, hätte ihn nicht gekannt, weiß aber aus seinem sonntäglichen Aeußern und aus den Grüßen, die er auf seinem Wege da und dorthin nickt und ruft, daß er es sein muß. Sie wie der Blitz ins Haus: „Er kommt! Er kommt!“ Die beiden Alten erheben sich in der Stube von ihren Sitzen, eilen nicht, zeigen nur in den vorgeneigten Köpfen, daß die Gedanken dem Sohn schneller entgegenspringen als die Beine. Miteinander treten sie unter die Haustür. Sie kommen aber noch früh genug. Der Georg ist an einem Hause der Nachbarschaft hängen geblieben, steht dort bei einer Frau und einem Mädchen, hält des letzteren Hand und tätschelt sie, hat auch, als er sieht, wie sie daheim auf ihn warten, keine übertriebene Eile, sondern ruft nur ein „Tag!“ herüber, lacht und scharwenzt noch eins und macht sich dann erst näher. Jetzt aber können sie ihn betrachten, wie er daherkommt. Er

geht in feineren Kleidern, als sie es dazuland gewohnt sind, trägt einen Ueberzieher über dem Arm, einen Stock mit silbernem Griff in Händen und hat einen schwarzen Filzhut auf. Groß ist er geworden! Die beiden Alten suchen mit hungrigen Blicken in Gesicht und Wesen des Nahenden nach bekannten Zügen und haben, ohne daß eins vom andern etwas weiß, dasselbe Empfinden: Etwas Fremdes ist in seinen Bewegungen, obwohl seine Gliedmaßen geworden sind, wie die eines Bergbauern werden müssen, schwer, sehnig und zäh. Der Balbina fällt auf, daß Georgs ihr als braun im Gedächtnis gebliebenes Haar einen seltsamen kupferrötlichen Schimmer hat. Dem Tobias sticht etwas an seinem Gesicht in die Augen, von dem er zuerst nicht weiß, was es ist. Das Gesicht ist voller geworden. Es hat herausstehende Backenknochen, einen breiten Mund, über dem ein gepflegter, dunkler, ebenso wie das Haar ins Kupferfarbene stechender Schnurrbart steht, und glänzende braune Augen. Im Augenblick, da der Georg dem Vater die breite Hand reicht, weiß dieser auch, was ihn an des Sohnes Antlitz befremdet. Die Augendeckel fallen ein wenig über die Augen herab, dadurch hat Georgs Blick etwas Müdes oder mehr — etwas wie: uff, mir ist die Welt langweilig. Und Tobias wundert sich sekundenlang über den Blick, der in den Bergen nie vorkommt, wundert sich, woher der Bub ihn hat. Auch die Sprache berührt die Alten fremd. Es ist, als ob der Georg nicht mehr recht Deutsch könnte; was er redet, ist ein Gemisch von Amerikanisch, Schriftdeutsch und Dialekt. Weil Tobias und Balbina aber aus Erfahrung wissen, daß die

Steger, die einmal „drüben" gewesen sind, immer so kauderwelschen, wenn sie heimkommen, so gewöhnen sie sich gleich daran, und dann — jäh, im Sprung kommt die Freude ihnen zurück, daß sie den Sohn wieder haben, und wirft alles Befremden über den Haufen. Sie schütteln ihm die Hände, der Tobias tätschelt ihn auf die Schulter, die Balbina schiebt ihn mit einem „Gott willkommen daheim!" in Flur und Stube. Nur die Lene sieht ihn immer wieder mit großen Augen von der Seite an.

Georg ist in die Stube getreten, hat Ueberzieher und Hut an den Nagel gehängt und läßt sich auf den ersten besten Stuhl nieder.

„Setz dich zum Tisch," sagt sein Vater, „wirst wohl Hunger haben."

„Ich mag eigentlich nicht," erwidert er in einem faulen Ton und sich dehnend. Als aber die Mutter dampfendes Essen aufträgt, macht er sich hinzu, und bald sitzen alle vier eifrig darüber. Georg ist gesprächig, erzählt von Fremde und Heimfahrt und läßt sich gefallen, daß ihm die Alten inzwischen mit dem Besten, was sie an Speise und Trank im Hause haben, Ehre antun.

Das Essen geht vorüber, die Lene trägt die zinnernen Teller ab. Die Gläser behalten Eltern und Sohn vor sich. Ueber ihnen brennt die Lampe an der Diele. Sie aber sitzen mit breit auf den Tisch gestützten Armen, so daß jedes seinen schweren Schatten auf die Platte wirft. Georg hat seinen Rock ausgezogen. Die Aermel seines rotgestrichelten Hemdes treten grell aus der dunkeln Weste und umspannen fest seine starken Arme. Als er einmal

an diesen hinabsieht, muß ihm selbst ihr Muskelbau auffallen; denn er sagt gleich nachher: „Ja, gewachsen bin ich und Stahl ist mir in die Glieder geronnen. Jetzt nähme ich es auf mit Euch, Vater, wenn Ihr mich noch prügeln wolltet.“

Bei diesen mit einem lauten Auflachen gesprochenen Worten, die wohl ein Scherz sein sollen, läßt er den rechten Arm lang über den Tisch fallen und krümmt den Mittelfinger der Hand gleich einem Haken. „Hakt einmal ein, Ihr,“ fordert er den Alten auf.

Der Tobias weiß nicht recht, wie er die Rede nehmen soll, ist aber zu guter Laune, als daß er nicht einen Spaß verstünde, ist auch immer noch ein wenig stolz auf frühere Kraft. So fährt sein Arm langsam dem des Sohnes entgegen und sein Finger hakt an dem des andern ein. Dann beginnen sie zu ziehen. Die Muskeln ihrer Arme spannen sich, schwellen an, die Schultern zucken, das Blut steigt ihnen zu Gesicht. Eine Weile tut keine der zwei Fäuste den kleinsten Ruck. Dann beginnt des Tobias Arm zu zittern, Georg zieht. Schwerfällig wie ein gewichtiger Stein weicht des Alten graue Hand um ein kleines Stück, noch um eins. Mit einer langsamen rohen Wucht überwindet die Kraft des Jungen die des Vaters. In der Stube ist es still. Die Balbina hat sich auf ihren Stuhl zurückgesetzt, schon als Georg das sonderbare Wort, daß er sich nicht mehr prügeln ließe, gesprochen hat. Sie spricht nicht, sieht keinen der Männer an, blickt mit vorgeneigtem Kopf vor sich nieder, als ob sie sänne, und ihr wachsbleiches Gesicht ist sonderbar starr. Die Lene aber ist hereingetreten und von der Kraft-

probe der zwei Männer so in Spannung versetzt, daß sie sich nicht von der Stelle bewegt. Jetzt keucht der Tobias; dann gibt er nach. Georg reißt, da der Widerstand plötzlich aufhört, des Vaters Arm weit gegen sich. „Haha,“ lacht er auf. „Seht Ihr jetzt?“

Tobias ist bleich. „Man ist eben nicht mehr jung,“ sagt er mit engem Atem. Mit der freien, von der Anstrengung unsicher gewordenen Hand streicht er sich in leiser Verlegenheit durch den gelbweißen langen Bart. Jetzt erst blickt die Balbina wieder auf den Sohn. Sie betrachtet ihn still, scharf, wie mit einem leisen Verdacht, aber auch wie mit einer versteckten Drohung: ‚Wirst denn nicht meinen, daß man sich fürchtet!‘

„Mit manchem habe ich es aufgenommen, drüben in Amerika,“ sagt Georg, in behaglicher Breite sich wieder zurechtsetzend. Sein Sieg scheint ihm wohlgetan zu haben. Ein liebenswürdigerer Mensch als der, den er mit sich hereingebracht hat, kommt an ihm zum Vorschein. Er nimmt das Glas und stößt mit dem Vater an. „Auf frohes Beisammensein,“ sagt er, wischt dem Tobias mit dem guten Wort eine unangenehme Empfindung hinweg und streckt auch der Mutter plaudernd das Glas hin, bis sie zögernd mit dem ihren dawiderklingt. Wort gibt dann Wort. Als Georg nichts mehr zu erzählen weiß, fangen die Alten an. Von Glück und Mißgeschick, von dem großen Unglück, dem Tod des Anton, von dem Wegsterben von Lenes Mutter! Daß es still im Hause gewesen sei, sagt die Balbina, und daß dem Vater manchmal die Arbeit sauer werde. Wie sie auf den Vater, ihren Mann,

zu reden kommt, dreht sie sich halb nach dem Tobias, der sich eben gemächlich die Pfeife neu stopft, um. Ihr Gesicht verändert sich nicht; es kommt kein Ausdruck irgendeiner Zärtlichkeit hinein. „Der Vater ist immer der gleiche geblieben," erzählt sie. Er hätte allerlei werden können. Gemeindepräsident haben sie ihn machen wollen, auch in den Landrat hätten sie ihn geschickt, aber er hat nicht wollen. „Er will kein Aufhebens von sich machen, wie er immer gewesen ist." Das ist eine eigne Rede, klingt wie Heimzahlung auf Georgs Gebaren von vorhin, es ist, als nähme sie gleichsam dem Sohne mit eigner Hand den Hut vom Kopf: Zieh ihn ab vor dem achtenswerten Menschen da, deinem Vater!

Georg hat nur halb hingehorcht. Er nickt zu dem, was die Mutter gesagt hat; aber indessen hält er den Kopf in die hohle Rechte gestützt und blinzelt nach der Lene hinüber, die zu Tobias getreten ist.

„Ich gehe mich legen," sagt das Mädchen zum Großvater.

„Gut' Nacht," nickt Tobias.

Die Lene grüßt wieder: „Gut' Nacht beisammen." Mit ihrem neugierigen Blick streift sie dabei nochmals das Gesicht des Georg und wundert sich, wie der sie mit seinen glänzigen Augen anleuchtet, wird rot unter seinem Blick und geht.

„Ausschlafen kann sie wenigstens," sagt Georg, als sie die Stube verläßt, wie in leichtem Aerger. Sein Blick ist ihr gefolgt, an ihr haften geblieben und über jede Biegung ihres jungen Leibes geglitten. Selbst von der Tür, durch die sie hinausgegangen ist, löst er sich nur langsam.

„Das lange Aufbleiben ist nichts für sie," sagt die Balbina. Dabei begegnet sie Georgs Augen. Und wieder heftet sie den Blick scharf auf ihn. Als Georg seine Redseligkeit wieder findet und zu erzählen anfängt, daß sie in Amerika nichts vom Frühschlafengehen hielten, preßt sie die Lippen fest zusammen und gibt ihm auf seine Frage nur durch ein Kopfnicken Bescheid.

End' aller Ende geht ihr Abend stiller, als sie gemeint haben, vorüber.

„Was hältst von ihm?" sagt Tobias zu seinem Weibe, als sie in ihre Schlafkammer getreten sind.

„Hoffentlich läßt er sich gut an," gibt sie in einer spröden und trockenen Art zurück. Aber der Tobias gibt sich zufrieden damit. Wortkarg ist die Balbina immer.. Er denkt sich nichts andres dabei, als seine Frau nachher noch einmal hinausgeht und lange nicht wiederkommt; mag ihr doch eingefallen sein, daß irgendeine Arbeit noch zu tun sei.

Aber die Balbina arbeitet nicht. Ohne recht zu wissen, was sie will, ist sie in die Wohnstube zurückgegangen und dann in den Flur und dann vor die Haustüre hinaus, wo das Mondlicht still über dem Garten, der grauen Straße, dem Dorf und den Bergen liegt. Die starken Hände auf dem Rücken, tut sie ein paar Schritte in den Garten hinaus, wendet sich und blickt an dem Fenster hinauf, hinter dem oben in seiner Kammer der Georg schläft. Schlafen muß er schon, denn die Kammer hat kein Licht mehr, nur der Mond wirft auch in diese Scheibe seinen Schein, daß es in dem alten Glase wie eine weißblaue Flamme brennt. Lang

und aufrecht steht die Balbina da. Sie sieht den Sohn vor sich, als ob sie wirklich durchs Fenster oben auf ihn schaute. Alle ihre Gedanken beschäftigen sich mit ihm. So hat sie ihn sich gedacht! So ist er ehemals gewesen! So ist er jetzt! Jede Bewegung und jede Miene sind ihr gegenwärtig. Und sie wägt ab: Es ist nicht alles, wie sie gehofft hat! Dann stellt sie sich vor, wie er nun schläft, die erste Nacht wieder unterm alten Dach! Da wallt in ihr etwas wie ein steigendes Wasser auf. Die Begriffe verwirren sich ihr und die Zeit kommt ihr abermals zurück, da der kleine Georg unter diesem Dach geschlafen! Sie rührt sich kaum, die Hände auf dem Rücken, steht sie da. Der Georg ist der einzige, der ihr geblieben ist, ist der Stein, auf dem das Haus in die Zukunft hinein stehen soll! Wieder wallt es mächtig in ihr auf. Der Gedanke, daß der Sohn nicht ist, wie sie gehofft, geht unter in dem andern, daß er da ist, der, der einmal in diesem gleichen Hause in der Wiege lag, ein kleiner, bewußtloser Mensch, unschuldig, hoffnungsvoll! Sie freut sich, freut sich, den wieder zu haben, der oben hinterm Fenster schläft! Es mag ja alles recht kommen mit ihm!

Als die Frau nach einer Weile in die Kammer zurückgeht, ist nichts geblieben als diese Freude. Still und zufrieden legt sie sich in ihr Bett und still und zufrieden steht sie am andern Tag wieder auf und beginnt diesen Tag mit der neuen Hoffnung in sich, die sie gestern spät noch auf den heimgekehrten Sohn gebaut hat.

Drittes Kapitel

Georg Andermatt ist wieder und ist noch immer da. Wenn ein Mensch sieht, wie im Grunde doch alle Last und Arbeit, die sein Vater, der Tobias, zu tragen hat, noch immer auf dieses letztern Schultern allein liegt, so kann er sich wundern, daß er wirklich da ist, der Georg, und wenn derselbe Mensch sehen sollte, wie wenig Miene Georg macht, auf den eignen jungen Rücken zu nehmen, was der Vater trägt, so kann er sich abermals wundern, daß der, der sich doch offenbar nur als Gast des Hauses ansieht, noch immer da bleibt. Es ist ja wahr, zweimal hat Georg der Mutter schon Holz klein gemacht, jeweilen einen vollen Nachmittag sich zu diesem Zwecke an den Sägebock vors Haus gestellt, zwei-, dreimal ist er auch schon für den Vater hirten gegangen, sonst aber läuft er merkwürdig viel in seinem Sonntagsstaat herum, hat immer noch den und jenen Bekannten oder Verwandten landauf oder -ab nicht gesehen und muß ihn einmal besuchen. Tobias und Balbina haben dem bisher zugesehen, in der ersten Zeit begreiflich gefunden, daß der Sohn das Wiederdaheimsein in Ruhe genießen will, dann sich zu wundern angefangen, wie er durch seine Tage noch immer so hinbummeln mag; jetzt fangen sie schon an, die alten Köpfe zu heben wie zornig witternd, ob das sich nicht bald ändert mit dem Bub. Die Balbina läßt ihrem Mann gegenüber das erste Wort fallen, das ihrer Unzufriedenheit Ausdruck gibt. „So kann das

nicht weitergehen! Entschließen soll er sich, was er will, dableiben und in unsre Arbeit hineinstehen oder nach Amerika zurückfahren, wo er seine gelassen hat."

Der Tobias mag nur des Anstoßes bedurft haben. Am folgenden Morgen beim Frühbrot, zu dem Georg wieder in Feiertagskleidern sich niederläßt, hebt der Alte, die Arme breit über den Tisch gestützt und Brot in seine Geißmilch brockend, an: „Wo willst du heute wieder hin, du?"

„Zum Vetter in Oberalpen will ich hinauf," gibt Georg laut, fast herausfordernd zurück. Der Alten beginnende Unzufriedenheit ist ihm nicht entgangen, er hat sie bisher aus Blicken und Gebärden entnehmen können und kann sie jetzt aus des Vaters Worten klingen hören.

„So kann das jetzt nicht weitergehen, meine ich, mit — mit dem Nichtstun," fährt Tobias fort.

Georg lehnte sich in den Stuhl zurück, die eine Hand auf den Tisch geworfen, die andre in die Tasche gesteckt. Sein Gesicht glänzt, als ob ihm eine Art Verlegenheit den Schweiß aus der Haut triebe. Aber der Zorn steigt in ihm auf. „So?" sagt er gedehnt und patzig. „Es ist mein Geld, soviel ich weiß, was ich verbrauche."

Damit hat er recht. Er muß in Amerika viel verdient haben; denn er hat immer eignes Geld, obwohl er offenbar nicht sparsam damit umgeht.

Die Balbina hat bisher schweigend dagesessen. Jetzt streicht sie mit der Rechten die Brosamen vom Tisch in die hohle Linke und schüttet sie in ihre leere Tasse aus. Dazu sagt sie in ihrer langsamen wohl-

überdachten Art: „Mag es sein, wie es will, Zeit ist es, daß du wieder ans Arbeiten denkst. Es tut keinem gut, so lange herumzufaulenzen.“

Ihre ernste, vernünftige und ruhige Rede reizt Georg mehr als die Worte des Vaters. Er steht mit einem Ruck auf, haut den Stuhl an den Tisch und wirft das kurze, grobe Wort hin: „Bah, blaset mir doch.“ Dann verläßt er mit drei großen Schritten die Stube.

Die Zurückgebliebenen, zu denen auch die Lene gehört, sprechen eine Weile nicht. Tobias beendet seine Mahlzeit, die Balbina räumt schweigend ihre und des Sohnes Tasse hinweg; das Mädchen, die Lene, sitzt still und weiß in ihrer Bankecke, dann findet die Balbina zuerst wieder das Wort. „Eine schöne Art nimmt er an,“ sagt sie mit knapper, verhaltener Stimme.

„Laß nur, laß nur,“ murrt Tobias drohend zurück, denkt daran, wie er immer Meister gewesen ist im Haus, und ist entschlossen, auch den Georg zu meistern.

Die Lene ist so bleich, daß sogar die Lippen ohne Farbe sind. Es ist verwunderlich, wie weder Tobias noch Balbina das merken. Das Mädchen hat eine fremde, frierende Angst in sich, als hinge plötzlich eine Gefahr über dem Hause. Vor dem Georg hat die Lene Angst. Zärtlich tut er ihr immer. Vorgestern nacht im dunkeln Flur hat er sie angepackt, hat sie küssen wollen. Sie schämt sich, mag ihn doch nicht, der dann erst noch des Vaters Bruder ist. Und nun ist ihr immer, als müßte sie das gleich hier am Tisch vor Großvater und Großmutter sagen.

Aber sie bringt kein Wort heraus; Scham und Angst lassen sie nicht reden.

Die Alten sind mit ihrer Unterhaltung zu Ende und nehmen ihr Tagewerk wieder auf. Da macht sich auch die Lene wieder an die Arbeit. Aber das Herz klopft ihr. Es wird Streit geben am Abend, wenn der Georg zurückkommt.

Am Abend ist Georg zum Nachtessen nicht da. Erst eine geraume Weile später tritt er mit lautem, aber gutmütig-zufriedenem Wesen ins Haus. Er scheint sich vergnügt, auch ein Glas mehr, als ihm gut ist, getrunken zu haben.

„Willst noch essen?" fragt seine Mutter, als er den Hut an den Nagel hängt.

„Nein," gibt er mit einer Art Herzlichkeit zurück, „sie haben mir genug zugesteckt da oben in Oberalpen."

Erst als er sich setzen will, vielleicht um zu erzählen, wie er den Tag verbracht habe, scheint ihm aufzufallen, daß irgend etwas in der Stube nicht richtig ist. Er schweigt, streicht den schönen rotbraunen Schnurrbart und lacht ein hämisches Lächeln.

Der Tobias sitzt und macht sich an seiner Pfeife zu schaffen. Er stochert darin herum, als hinge das Leben von ihrem Brennen ab und sieht nicht auf den Sohn. Die Lene liest in einem Buche, hebt manchmal die klaren Augen und blickt verstohlen nach Georg hinüber. Die Balbina näht an einem Kittel ihres Mannes. Eine Stille fällt lastend in die Stube. Die Balbina bricht sie. Auf sie fällt das volle Licht der an der Diele hängenden Lampe. Ihr elfenbeinfarbenes Gesicht mit dem weißen Scheitel und den kohlschwarzen Brauen ist

ruhig und fest. Ganz ruhig sagt sie auch das Wort hin: „Du kannst in deine Kammer gehen, Lene." Aus dem Ton aber kann der Georg merken, daß die Alten ihm etwas zu sagen haben.

Das Mädchen steht gehorsam auf und entfernt sich. Als die Tür hinter ihr ins Schloß fällt, steht Tobias auf, legt die Pfeife auf den Tisch und stellt sich vor Georg hin. Er ist hemdärmelig, die schweren Hände läßt er an den Seiten herabhängen. Trotzdem sein Oberkörper vornüberlastet, reicht sein grauer Kopf fast bis zur Decke. „Du hast uns heute mittag wohl groben Bescheid gegeben, mein Guter," sagt er.

Georg lacht. Es ist das gleiche hämische Lachen wie vorhin, und er stützt die Ellbogen auf die Knie, neigt den Oberkörper weit vor und sieht von unten herauf den Vater mit einem spöttischen Blick an, in seinem Gebaren liegt eine gewollte Mißachtung. Die Balbina beobachtet ihn scharf. Er ist immer schwer zu ziehen, manchmal leichtsinnig gewesen, nie aber so auflüpfisch wie jetzt. In Amerika mag er die Manier geholt haben.

Georgs Benehmen bringt den Tobias aus dem Gleichgewicht. Er hebt die rechte, braune Hand und fuchtelt mit dem Zeigefinger dem Sohn vor den Augen herum. „So reden wir zwei nicht miteinander, Bursche! Entweder — oder — entweder geh, wo du hergekommen bist, oder verbring hier deinen Tag, wie ein anständiger Mensch soll."

„Geht mir mit dem Finger da weg, Vater," murrt der Junge. Das Blut wallt ihm am Hals. Sein Ton ist drohend.

„So weit sind wir noch nicht, du — du — und dein Vater, daß der sich vor dir fürchten muß," schimpft Tobias, immer erregter. Er ist totenbleich, sein langer Zweispitzenbart zittert. Noch immer fuchtelt er mit der Hand.

Da schlägt Georg diese mit der Faust zur Seite, und der Bauer verliert sich. „Du, du!" schreit er und hebt die Hände. Er hat kein andres Gefühl, als daß er den Sohn züchtigen muß, wie er ihn als Bube gezüchtigt, wenn er es verdient hat. Aber Georg steht plötzlich auf und packt ihn. Der eine Griff genügt, um zu zeigen, wer Meister werden muß. Tobias freilich würde es nicht gemerkt haben, seine zähen Arme spannen sich zum Widerstand; aber die Balbina hat es gesehen, daß der Sohn den Vater mit zwei, drei Schlägen am Boden haben kann, wenn er will. Keiner von beiden weiß, wie es kommt, daß sie zwischen ihnen steht. „Lasset einander los, ihr," sagt sie mit tonloser, fast zischender Stimme. Aber sie haben beide verstanden, und es ist, als ob sie jeden mit einem Hammer vor die Stirn geschlagen. Vorgebeugt, noch streitgierig, aber schon wie erschreckend vor dem, was hat geschehen wollen, stehen sie da.

„So lang ich lebe," sagte Balbina, „soll es im Dorf nicht heißen, daß geprügelt wird unter unserm Dach wie bei Hudelpack." Dann nimmt sie den Tobias bei beiden hageren Schultern und schiebt ihn beiseite. Es bedarf keiner großen Anstrengung, ihn ins Nebenzimmer zu führen. Willig geht er, den Kopf vornüberhängend. Georg kann hören, wie er nebenan Licht anzündet und sich schwer in einen

Stuhl fallen läßt. Als die Balbina zurückkommt, steht der Sohn eben im Begriff, den Hut wieder zu nehmen und wegzugehen. Sie zieht die Nebenkammertür hinter sich ins Schloß und sagt: „Es wäre noch etwas zu reden, meine ich.“ Sie mag eine Handbewegung gemacht haben, die ihn auffordert, sich zu Tisch zu setzen, vielleicht aber tut Georg unwillkürlich, was sie zu erwarten scheint. „Macht's kurz,“ sagt er, sich niederlassend.

Die Mutter kommt durch die ganze Breite der Stube langsam auf ihn zu. Sie schaut ihn gerade an. Er weiß nicht, warum er über das Unbehagen nicht Herr wird, das ihn unter dem Blick ankommt.

„Dazu hättest nicht heimzukommen brauchen,“ sagt sie dann in schwerem Ton.

„Zum Teufel, laßt mir meinen Weg und kümmert Euch um den Euern,“ begehrte der Junge auf. „Ich bin kein Kind mehr und weiß, was ich tue.“

Die Balbina sieht ihn an, immer an. Sie prüft jeden Zug seines Gesichtes und liest eine ganze Geschichte daraus. Es ist ein andres Gesicht, als sie hierzulande haben. Ein Durst nach allerlei Lebensfreuden liegt darin, etwas, was sich nicht mit der Schlichtheit und Ehrbarkeit im Hause und Tal vereint, etwas — —

Sie rührt kein Glied, aber es schreit etwas in ihr. Sie streckt innerlich die Arme nach dem Sohn, von dem sie fühlt, daß er ihr immer mehr verloren geht: Du, ich will dich nicht hergeben, dich! Aber das ist alles nur inwendig. Aeußerlich steht sie ruhig da, die Hände unter die rauhe Schürze gelegt. Ihre Stimme allein zittert ein

wenig, als sie zu reden fortfährt: „Du bist nicht, wie du sein solltest! Du gefällst mir nicht, Bub! Es steht schlecht um einen, der nicht mehr arbeiten mag.“

„Hört auf mit dem Predigen!“ begehrt Georg auf. „Es könnte einer meinen, was ich verbrochen hätte!“ Er erhebt sich und macht sich nach der Tür, aber er achtet doch mehr auf sie als auf den Vater und dreht sich noch einmal um, als sie weiterspricht.

„Um uns Schande zu machen, hast nicht zu kommen brauchen und brauchst nicht zu bleiben,“ sagt die Balbina. „Geh doch! In Amerika drüben kannst eher tun, wie du willst.“

„Schon gehen werde ich, wenn es mir paßt,“ mault er zurück, stößt einen Stuhl, der ihm gar nicht im Weg ist, wie zum Trotz mit dem Fuß beiseite und tritt aus der Tür.

Die Balbina folgt ihm, unschlüssig, ob sie noch reden, ob sie ihn zurückrufen soll, immer die Hände unter der Schürze, den langen Oberkörper leicht vorgeneigt, so daß in ihre Haltung etwas Spähendes kommt. Georg entfernt sich, ohne sich umzuschauen, durch den Garten, auf der Straße, dorfeinwärts. Er lüpft die Schultern im Davongehen, jetzt und jetzt, als schüttle er die Mahnungen ab, die auf ihn eingeregnet sind.

Die Augen der Balbina begleiten ihn, jede seiner Bewegungen messend, bis er verschwindet. Und während sie ihm nachsieht, wächst das in ihr stärker, was vorhin in der Stube sich in ihr geregt hat: Du dort, Bub, nicht hergeben will ich dich! Mein

bist! Mächtig wächst dieses Gefühl des Rechtes auf den Sohn in ihr und gipfelt in einem andern Empfinden: Eigen wäre es doch, wenn ich nicht noch Herr würde über dich, du dort, meiner! Auch noch ein Wort mitreden will ich, wenn du mir schlecht werden willst!

Viertes Kapitel

Es ist keine Mauer so dick, daß sie den Klatsch nicht durchließe. Wer es aus dem Andermatthause getragen hat, ist schwer zu sagen, aber zu Steg wissen sie doch, daß der Tobias und die Balbina mit dem heimgekehrten Sohn in Unfrieden leben. Begreiflicherweise! sagen die Steger. Wie sollen die rechtschaffenen Leute mit so einem in Frieden leben! Mit so einem! Wie das Gerede vom Streit hinausgegangen, so kommt das andre Gerede ins Haus zurück: Schon in Amerika soll er es bunt getrieben haben, der Georg! Hinter allen Weibern ist er immer her! Nichts gegolten hat er bei den Kameraden. Und das letztere muß wahr sein; denn es ist auffallend, wie die andern Amerikaner seit dem Tag, da sie nach Steg gekommen und Georg ihnen im „Rößli“ den Einzugstrunk gezahlt hat, nichts mehr von ihm wissen wollen, wie Georg sich auch nicht mehr um sie kümmert.

Der Klatsch, der so in Steg einmal angehoben hat, gedeiht weiter, und die Dörfler haben scharfe Augen, wenn sie den Mantel sittlicher Entrüstung umwerfen. Da ist bald von der, bald von jener

die Rede, bei der Georg zu Licht geht. Von einer jungen Witfrau besonders klatschen sie, die eine Schenke hält und närrisch nach dem Burschen sei. Der verstünde es um die Weiber, fügen sie hinzu. Ein paar Tage später raunt es durch das Dorf: Jetzt hat er mit der armen Aschwanden-Therese angebunden, dem blutjungen Mädchen, der Georg Andermatt! Weiß der Himmel, wozu er die Waise bringt, schlecht, wie er ist.

Was in den Gassen und Häusern raunt, geht auch alles heim ins Andermatthaus. Kein großer Lärm wächst daraus, wie es bei rohen Leuten möchte. Tobias und sein Weib sind im Grunde zu stille Menschen, als daß sie täglich und täglich hätten aufbrausen und schmähen mögen. Sie würgen die Sorge und den Zorn in sich hinein, und jedes tut dies nach seiner Art. Tobias ist seit dem Tage, da er die körperliche Ueberlegenheit des Sohnes gefühlt hat, sonderbar niedergedrückt; es ist nicht Furcht, was ihn dem Georg ausweichen heißt, wo er kann, es ist mehr eine Art fürchterlicher Scham über die Ohnmacht, in die er gedrängt ist, er, der als Vater Gewalt über den andern haben sollte. Diese Scham nagt sichtlich an ihm, die Balbina weiß es. Er ißt nicht wie sonst, kommt spät von der Arbeit, geht früh fort, nur damit er aus dem Hause ist, und legt sich so früh am Abend wie nie zuvor, damit — damit er nicht mit dem Georg zusammen zu sitzen braucht. Die Balbina trägt es anders, zeigt dem Bub die feste Stirn und hat eine immer knappere Art gegen ihn. Wenn er nicht rechtzeitig bei Tisch ist, findet er ihn abgeräumt, und wenn er

einmal einen Wunsch äußert oder ein Wort zum Gang des Tagewerks der andern sagt, hebt die Mutter das Gesicht und sieht ihn an. „Wer bei uns reden will, muß sich besser halten." Sie sagt das ganz ruhig, wie im Vorbeigehen, aber es ist etwas eigentümlich Drohendes darin, wie es in dem weit entfernten Murren eines hinter Bergen brauenden Gewitters liegt. Anfangs wirft er mit rohen Worten um sich. Vor dem Vater und der Lene ins Gesicht schimpft er noch immer über die Behandlung, die er auszustehen habe. Wenn die Mutter da ist, nimmt sein Zorn etwas Gedämpftes und Verbissenes an, traut sich nicht recht hervor, weiß Gott, warum. Vielleicht hat er eine unklare Ahnung von dem, was in der Frau vorgeht, wie es in ihr ringt und brodelt, ohne daß das bleiche Gesicht oder der Blick das kleinste verraten. Vielleicht hat er eine dumpfe Empfindung, wie die Liebe zu ihm und die Hoffnung auf ihn in der Mutter gleichsam in jeder Nacht mit tausend zähen Fasern anwachsen, um zu ihrer Höllenqual an jedem neuen Tage wieder zu zerreißen.

Es muß aber doch sein, daß das Gesicht der Balbina nach und nach einen Ausdruck annimmt, der andern Leuten auffällt; denn die Steger sehen ihr auf der Straße nach, wundern sich, wissen nicht, was sie an ihr gesehen haben, und raunen sich nur zu: „Man sieht ihr an, der Balbina, daß sie ihr Kreuz hat." Wenn sie in ihrem Werktagsrock im Dorf irgendeine Besorgung tut, wenn sie im Garten arbeitet oder wenn sie in ihrem schwarzen Gewand, das Spitzentuch über den Kopf gelegt, nach oder

aus der Kirche geht, betrachten sie die Steger. Besonders auf dem Kirchgang. Die Balbina geht in diesen Tagen ein bißchen vorn ein, aber sie ist immer noch lang. Das vergriffene Gebetbuch liegt ihr fest im linken Arm. Ihr gelbes Gesicht mit seiner starken Nase scheint aus ihrem Tuch fast wie ein bleiches Mönchsgesicht aus schwarzer Kutte. Wenn sie gegrüßt wird, grüßt sie wieder, zur Rechten, zur Linken, ruhig, laut, „Tag!", oder fügt wohl auch den Namen des zu Grüßenden hinzu: „Tag — Babesepp." Aber mit einer hohen Achtung sprechen sie von ihr im Dorf. „Eine wackere Frau ist sie immer gewesen," reden sie, erzählen auch, wie sie in der Jugend schwer gearbeitet, mit ihrem Vater, dem Säumer, in Wetter und Sturm über Berg gezogen und wegen ihres Mutes bekannt gewesen sei, sagen nachher von Anton, ihrem verstorbenen Sohn, daß er ihr Ebenbild gewesen, und wundern sich darauf wieder, daß der jüngere, der Georg, so aus der Art habe schlagen können. „Amerika und Auswandern ist nicht für alle gut," hört man wohl auch einen sagen.

Indessen lebt Georg seinen Tag weiter. Der Tobias vernimmt, daß er eine ganze Summe Geld auf der Ersparniskasse liegen hat und sich dort zuweilen holt, was er braucht. Einmal tritt der Alte auch heiterer als sonst zu der Balbina in die Küche. „Vom Fortgehen spricht er, der Georg," erzählt er. Er hat es im Dorf gehört. Und unwillkürlich fließen ihnen zwei Seufzer der Erleichterung in einen zusammen.

„Es ist eine schöne Sache, wenn man sich auf

die Zeit freuen muß, wo man das einzige Kind verliert," sagt die Balbina darauf bitter.

Dann und von da an warten die beiden, daß Georg sein Wort wahr mache und wieder verreise, streifen mit heimlichen Blicken sein bleiches Gesicht, ob er immer noch nicht sagen wird: Dann gehe ich. Mit ihnen wartet die Lene. Es merkt es keiner groß; aber das noch fast in den Kinderschuhen steckende Mädchen wartet ängstlicher als alle andern, traut sich nur nichts zu sagen, weil ihre Unschuld es nicht faßt, daß der Georg, des verstorbenen Vaters Bruder, ein schlechter Mensch sein soll. Und doch fürchtet sie sich, fürchtet sich so, daß ihr das Herz bis zum Halse klopft, wenn sie nachts in ihre Kammer geht, die auf dem gleichen Boden mit der Georgs liegt, und nachher, kaum daß sie eingetreten, die Tür zweifach verriegelt. Ihre Furcht wächst mit jedem Tage, macht sie zittern und frieren. Und als die Furcht am größten ist, läßt es sie nicht länger. Nicht der Großmutter oder dem Großvater kann sie es sagen, aber — die Lene hat einen Freund, noch keinen wie die erwachsenen Mädchen oder auch welche ihres Alters, die sich küssen lassen und vom Heiraten reden, nur den Indergand-Peter, den Nachbarsbuben, den sie seit ihren ersten Schuljahren kennt und der ihr wie ein Bruder ist. Der Peter pflegt seit geraumer Zeit auf einen Sonntag oder einen Feierabend herüberzukommen, sich in die Andermattstube oder auch nur auf die Bank draußen neben die Haustür zu setzen und eins zu sprechen. Er ist ein ordentlicher und stiller achtzehnjähriger Mensch; die Balbina sieht es ganz gern, daß

er kommt. Was sich früh knüpft, hält fest, meint sie, und die Versorgung, die der junge Indergand der Lene bieten kann, ist das Beste, was sie erwarten darf.

An einem Abend, kurz nach Dunkelwerden, ist der Peter wieder einmal da, der sonst letztlich — vielleicht Georgs wegen — hat auf sich warten lassen. Er hat mit dem Tobias und der Balbina vom Wetter, Land- und Hausarbeit und dergleichen Alltäglichkeiten gesprochen und meint jetzt, ein so schöner Abend sei, besser sitze sich's auf der Bank am Hause als in der dumpfen Stube.

„Für die Jungen wohl," sagt die Balbina.

So stehen Peter und Lene auf und machen sich vors Haus auf die schöne Bank.

Georg ist außer Dorf. Vielleicht hat der Peter das gewußt und ist darum gekommen.

Es ist, wie er gesagt hat, eine wundervolle Nacht. Der Himmel baut sich in weiter schwarzer Wölbung über dem von schönen Tannen bestandenen Felliberg, auf den die Bank blickt, auf. Die machtvolle Gliederung des Berges tritt schwer und stark unter dem glatten Bogen des Himmels hervor. In diesem aber steht ein so leuchtendweißer, mächtiger Mond, daß in einer weiten Runde wie von ihm verdrängt keine Sterne sichtbar sind. Eine unendliche Reinheit liegt über der mit haarscharfen Rändern vom Himmel abstechenden Mondscheibe, und dieselbe Reinheit und Stille liegt auch in dem Glanze, den er über Steg und den Garten des Andermatthauses gießt. Der Glanz liegt auf dem grauen Schindeldach, auf den zwei Gesichtern des Peter und der Lene, insbesondere aber auf einer

Anzahl langstengliger Lilien, die in der Mitte des Gartens zwischen den Gemüsebeeten stehen. Diese Lilien leuchten wie aus sich selber. Es ist wundersam, wie die hohen Blumen schimmern, wie milchweißes Glas, als enthielten die Stengel weiße, lange, ruhige Flammen, von denen der Kelch bis in jede feine Blattspitze glühte.

Diese Lilien haben die zwei Menschen, den Peter und die Lene, eine ganze Weile still gemacht.

„Jesses, schau doch die Blumen," sagt endlich die Lene und weist mit der Hand hinüber.

„Ja," antwortet der Peter.

„Du, so etwas Schönes habe ich noch nie gesehen," sagt das Mädchen ganz atemlos.

Sie passen dabei beide in die helle und reine Nacht. Viel frische Jugend ist an ihnen, und ihre Gesichter, in die der Mond hineinzündet, sind jedes in seiner Art hübsch, das des Peter braun, stark, noch bartlos, mit einem Paar blaugrauer Augen unter schwarzen Brauen, das der Lene rund und voll mit dem schönen und reichen Kranz der Zöpfe um die glatte weiße Stirn und dem hellen Blick. Sie halten die Hände auf die Bank gestemmt und schlenkern in gedankenloser Behaglichkeit mit den Beinen.

„Ist er fort, der Amerikaner?" wirft der Peter da plötzlich hin.

„Ja," antwortet leise die Lene. Und nun geschieht es, daß ihre Hand, die neben der Peters ruht, sich jäh auf diese legt und ihre schlanke Gestalt sich gegen ihn neigt. „Wenn er nur nicht wiederkäme," sagt sie mit zitternder Stimme.

„Wer?“

„Der Vetter.“

Peter dreht den Kopf nach dem Mädchen um. Die Bewegung, die auf einmal an ihrer Gestalt ist, macht ihn aufmerksam. Ihr Gesicht hat alle Farbe verloren.

„Das ist ein Schlechter, der Vetter,“ stößt sie heraus. „Furcht müssen sie haben vor ihm, der Großvater und die Großmutter und — ich —“

Ihre Erregung ist so groß, daß sie ihr einen Augenblick die Rede verschlägt. Dann endet sie: „Ich weiß bald nicht mehr wohin vor ihm.“

„Wieso?“ fragt Peter. Langsam werden seine braunen Backen rot. Er hat selbst noch so viel unbewußte Unschuld in sich, daß das, was des Mädchens Worte und Angst ihm verraten, ihm das Blut ins Gesicht treibt. Dann hebt ein versteckter guter Zorn in seinen Augen zu brennen an.

„Er läßt mir nicht Ruhe. Zweimal schon hat er des Nachts in meine Kammer wollen,“ stammelt die Lene.

„Der — der —“ sagt Peter. Er findet das Schimpfwort nicht, das scharf genug ist, ihm den Georg zu zeichnen. Darauf macht er der Lene Vorwürfe, warum sie nicht rede, den Alten nichts sage.

„Weil — weil — sie nicht aufkommen gegen ihn,“ gibt sie zurück, „und weil sie schon genug Kummer haben.“

Das letzte Wort bringt sie kaum mehr heraus; denn auf der Straße sind Schritte laut geworden und die Nacht ist so hell, daß sie schon von weitem den Georg erkennen, wie er, auf seinen Hakenstock

gestützt, daherkommt, von auswärts her. Wo er gewesen ist, wissen sie nicht; beide fahren unwillkürlich von ihrem Sitz auf; aber wie sie den Nahenden, so hat der sie erblickt, und damit es nicht aussieht, als hätten sie etwas zu verbergen, lassen sie sich wie auf Verabredung wieder dort nieder, wo sie gesessen haben.

Georg pfeift laut vor sich hin und schwingt ein paarmal den Stock im Näherkommen. Als er die Gartentür aufstößt, läßt er ein anzügliches Husten hören. Lässig schlendert er näher. Das Mondlicht zeigt ihnen, wie schlank und eichen seine Gestalt ist. Sein Schnurrbart hat in der Beleuchtung einen eigentümlichen Schimmer, sein Gesicht ist bleich, um so dunkler und doch wieder wie flackernd ist sein Blick.

„Hm!“ hustet er noch einmal. Dann bleibt er ein kurzes Stück vor den beiden stehen.

„So — so — das gefällt euch da, euch, hm?“ fährt er fort. Nicht in den Worten, im Ton der Stimme und im Herabziehen des einen Mundwinkels liegt etwas Freches und Verächtliches.

„Ja, du hast es hinter den Ohren,“ fügt er im gleichen Ton und für Lene gemeint hinzu.

Da steht Peter auf.

„Laß uns in Ruhe, du,“ sagt er, fürchtet sich nicht; nur der Zorn macht ihn bleich.

Georg lacht auf. „Ha—ha—ha — so einer!“

„Ein schlechter Hund bist,“ sagt Peter außer sich und macht Miene, die Zähne verbissen an ihm vorbeizugehen. Da hebt Georg die schwere Faust und schlägt sie ihm ins Gesicht. „Da hast den Hund!“

Die Lene kreischt. Im Hause gehen Türen. Der

Peter wendet sich und greift, obwohl halb betäubt, mit beiden Armen nach dem Gegner. Der stößt ihn zurück und hebt den Stock. Eben als die Balbina und der Tobias in die Tür treten, saust dieser nieder. Der Schlag trifft nur die Schulter des jungen Burschen, aber er wirft ihn zu Boden, daß er sich dort einen Augenblick vor Schmerz windet.

„Lauser!" sagt der Georg.

Der andre arbeitet sich langsam vom Boden auf und steht vor Wut und Scham über seine Machtlosigkeit einen Augenblick zitternd da. Dann stößt er einen heiseren Laut aus und will neu an Georg heran. Aber die Balbina tritt dazwischen. „Heim gehst," sagt sie zum Peter, und mit einer Selbstverständlichkeit, als ob sie einem Schulbuben befehle, nimmt sie ihn beim Handgelenk und führt ihn vor den Garten hinaus. Und Peter geht, nicht aus Feigheit, nur weil ihm, dem einfachen Menschen, im Innern eine Feinheit sitzt, die ihn merken läßt, daß er der Frau und dem Alten etwas zuliebe tut, wenn er geht.

Indessen ist die Lene ins Haus geschlichen, Tobias und Georg stehen noch im Gartenwege einander gegenüber in einer seltsamen Haltung wie zwei knurrende Hunde. Im Augenblick, da die Balbina sich ihnen wieder zugewendet, zuckt Georg die Schultern hoch und geht an dem Vater, ihn anrempelnd, vorüber und ins Haus. Langsam, die Balbina voraus, folgen die Alten, und in der Stube finden sich alle beisammen.

„Gib ein Glas Wein her," befiehlt Georg grob der Lene.

Balbina schiebt das Mädchen vom Schrank weg, an den dieses gehorsam getreten, macht aber keine Miene, dem Sohn zu geben, was er verlangt.

„Wie ist das angegangen da draußen?“ fragt sie.

„Wegen mir ist es angegangen,“ stottert die Lene. Sie ist außer sich, schlenkert die Hände vor Angst hin und her, und die Worte brechen fast wider ihren Willen von ihr. „Er läßt mir nicht Ruhe, der Vetter. Schlechtes will er von mir — —“

Georg hat sich an den Tisch geworfen. An den Tisch heran tritt auch der Tobias. Er ist in wenigen Wochen gealtert. Seine lange Gestalt scheint hagerer geworden, sein Gesicht ist eingefallen. Er beugt sich vor, daß der lange Bart fast die Platte des Tisches berührt: „Gehst aus dem Haus!“ keucht er dem Sohne zu. „Eher totschlagen sollst mich, als daß ich dich gutwillig im Hause lasse!“

Die Balbina steht hinter ihm. Auch sie neigt sich vor. „So — so — verkommen bist!“ stößt sie heraus, beide dürren Hände zucken ihr vor bei diesen Worten. „Geh!“ fügt sie ebenfalls bei.

„Wenn ich dann will,“ knurrt Georg.

„Verzeigen werden wir dich, wenn du nicht gutwillig gehst,“ sagt die Balbina. Tobias aber hält sich nicht länger, drängt sie zur Seite und packt den Sohn an. „Aus dem Haus mußt, trauriger Tropf!“

„Das will ich noch sehen!“

Sie ringen miteinander.

„Jesus, mein Gott, Hilfe!“ kreischt die Lene und eilt aus der Stube. Aber die Balbina ist hinter ihr und ruft sie zurück, mit einer atemengen,

klanglosen Stimme: „Ob du schweigst! Ob du zurückkommst!“ Sie will nicht, daß sie draußen hören und sehen, wie groß das Elend im Hause ist. Als sie sich in die Stube zurückwendet, liegt der Tobias schon auf die Knie gedrückt am Boden vor dem Sohn. So überlegen ist dessen zähe Kraft, daß er den Alten meistert wie er will, und gerade diese Erkenntnis scheint seinen anfänglichen Zorn in eine plötzliche gute Laune zu verwandeln.

„Hältst dich schön still, hörst,“ lacht er, und dann: „Siehst, daß du nichts machen kannst.“

Während er das letzte mit einer Art Triumph sagt, hält er den Alten nur mit der einen Faust danieder.

Tobias ist wie gebrochen. Er keucht wie ein Erstickender.

„Laß den Vater los,“ sagt die Balbina.

Georg gehorcht. Vorhin in seinen Zorn hinein mag ihre Stimme nicht gedrungen sein, jetzt kommt ihm die Scheu zurück, die er vor ihr noch immer hat, der sonst alle Scham und Scheu verloren zu haben scheint.

Tobias steht auf, mühsam, ein Hüsteln kommt aus seiner Brust. Erschöpft setzt er sich hinter den Tisch, und den Ellbogen auf die Platte gestützt, sitzt er vornübergebeugt da und starrt den Boden an. Er wird nicht mehr Meister über den Bub — er — die Erkenntnis nimmt ihm alle Kraft.

Die Balbina ist zur Tür gegangen. „Komm herein oder bleib draußen,“ sagt sie zu Lene, die schlotternd noch im Flur steht. Dann schließt sie die Tür. Das Mädchen ist draußen geblieben.

Lang, wie die Balbina ist, streift sie mit dem Scheitel fast die Diele, während sie durch die Stube geht. Georg steht am Fenster und sieht in die Mondnacht hinaus. Neben ihn tritt die Balbina.

„Weißt eigentlich, was du getan hast?" fragt sie.

Er zuckt die Schultern. „Er soll mich in Ruhe lassen."

„In der Bibel steht es! Du sollst Vater und Mutter ehren," sagt die Balbina. Sie spricht immer in derselben knappen, klanglosen Weise.

Georg läßt ein kurzes „Bah!" hören. Dann wirft er wieder die Schultern hoch, wie um zu sagen, daß er ein Ende machen wolle. „Es ist des Redens nicht mehr wert," sagt er obenhin. „Uebermorgen reise ich nach Basel. Am zwanzigsten geht das Schiff." Darauf sieht er die Mutter mit einem versteckten Blick an. Ihr Gesicht hat einen fremden Ausdruck, ihre Augen zünden unter den Schattenbrauen hervor, immer geradeaus in die seinen. Er fühlt, wie sie in seinem Gesicht gleichsam suchen; es ist, als ob die Balbina über diesem Schauen ganz vergäße, was er gesagt hat. Sie muß es aber doch gehört haben; denn sie erwidert kein Wort mehr. Sie scheint sich stumm dareinzufügen, daß er bis übermorgen bleibt.

Darauf gewinnt er die Art zurück, die ihn immer tun läßt, als kümmere ihn nichts auf der Welt, setzt sich ruhig an den Tisch, an dessen anderm Ende der Vater immer noch an den Boden stiert, nimmt ein zerknülltes Buch, irgendeine Kolportagegeschichte, aus der Brusttasche und hebt an zu lesen. Tobias aber erhebt sich und tritt ins Nebenzimmer. „Mit dir sitze ich nicht mehr an einen Tisch," sagt er im Hinübergehen.

Die Balbina geht ab und zu. Jetzt ruft sie die Lene. „Hol dein Bettzeug herab. In unsrer Kammer schläfst heute nacht."

Das Mädchen tritt nach einer Weile, mit Bettzeug beladen, in die Stube. Sie wagt nicht aufzusehen, geht mit gesenktem Kopf durchs Zimmer in die Nebenkammer.

Georg sitzt da, als sähe er nichts, liest in seinem Buche, gähnt zuweilen, unbemerkt durch gesenkte Wimpern aber folgt sein Blick lüstern dem Mädchen. Glut fliegt flüchtig seine Wangen an. Eine böse Gier hat er in sich, hat sie drüben in Amerika in einem wilden Leben gelernt und sie zu oft gestillt, als daß er noch Herr über sie würde. Wo ihr etwas versagt bleibt, schlägt sie erst recht wie Feuer auf. Darum hungert er nach der schlanken Lene, die nichts von ihm will!

Die Balbina indessen macht sich allerlei Arbeit, jetzt an einem Schrank, jetzt drüben am Ofen, der im Sommer eine Art Vorratskammer ist, und jetzt in der Truhe unter der Fensterbank. Aber Georg fühlt, daß sie noch immer nach ihm hinübersieht, heimlich vom Schrank aus, von der Tür her und während sie in der Truhe kramt. Unwillkürlich steckt er die Nase tiefer ins Buch.

Aber die Balbina läßt nicht nach. Sie lernt gleichsam sein Gesicht auswendig, während sie sich zu schaffen macht. Immer wieder will ihr sein, daß er nicht der Bub sein könne, nicht der, den sie geboren hat, der ihr fort ist vor Jahren, kein Muster von Bravheit, aber doch kein schlechter Mensch. Aber je mehr sie ihn anschaut, desto besser findet sie die alten

Züge. Freilich ist er es, natürlich ist er es! Und je deutlicher sie den in ihm erkennt, der damals fortgegangen, desto schärfer kommt ihr auch die Erinnerung an seine Kindheit zurück, an den Knaben, auf dem sie noch ganz und fest ihre Hand gehabt hat. Und an die Freude an ihm, dem hübschen und fröhlichen Kinde, erinnert sie sich. Und — und — das Bild, an dem sie damals Freude gehabt hat, ganz zerschlagen soll es sein?!

Als der Georg schon lange in seine Kammer hinaufgestiegen ist, sitzt die Balbina noch in der Stube und grübelt, ob es sein kann — sein kann mit dem Sohn.

Fünftes Kapitel

Am folgenden Morgen ist die Balbina früh auf. Tobias hat gefrühstückt und ist längst zur Arbeit fort, als Georg aus seiner Kammer herunterkommt. Die zwei Frauen sitzen über ihrer Milch und brocken ihr Brot ein, als er eintritt, und er wundert sich, daß beide im Sonntagsstaat sind. Die Balbina grüßt nicht, auch die Lene blickt nicht auf. Mit einem kurzen „Tag!“ setzt er sich hinter seine Tasse und schenkt sich ein. Als ob nichts geschehen wäre am Abend vorher, fragt er: „Wo geht die Reise hin, heute, Ihr?“

„Das brauchst du nicht zu wissen,“ sagt die Balbina. Aber als sie nun aufsteht, ein Tuch über den Kopf legt, die Lene ein kleines Körbchen zur Hand nimmt und den Hut aufsetzt, weiß er es doch:

Weg bringt sie das Mädchen, die Mutter, daß er es nicht mehr sehen soll!" Er rechnet sich auch gleich zurecht, wo sie sie hinbringen wird. Zur Schwester wird sie sie führen, nach Erstmatt hinunter, zu ihrer, der Mutter, Schwester. Georg würgt an dem Bissen, den er im Mund hat. Vielleicht quillt eine Scham in ihm auf, vielleicht durchzuckt ihn einen Augenblick lang ein Bedauern, daß es ungemütlich gewesen ist daheim, wohin er eigentlich gegangen ist, um sich zu vergnügen; aber ebenso schnell kocht eine Wut in ihm auf, daß sie nicht alles halten, wie es ihm paßt, der Vater und die Mutter, und — daß sie — sie ihm wegnehmen da — die Lene.

Die Frauen sind ohne Gruß aus Stube und Haus gegangen. Das Geschirr auf dem Tisch hat die Mutter stehen lassen. Solche Eile hat sie, mit dem Mädchen wegzukommen. Georg giftet sich innerlich, weiß kaum über was und wen, giftet sich nur mehr und mehr, je länger er sitzt und merkt, daß sie ihn allein gelassen haben. Am Ende steht er auf, läuft hinaus und ins Wirtshaus, trinkt in den Zorn hinein. Ans Abreisen denkt er gar nicht mehr, und als es ihm einfällt, daß er morgen hat gehen wollen, lacht er zornig in sich hinein. Jetzt erst recht nicht! Jetzt erst recht läßt er noch eine Schiffsgelegenheit vorübergehen.

Es ist gegen Mittag, als die Balbina dort ins Dorf Steg wieder einbiegt, wo sie es am Morgen verlassen hat. Die Lene ist nicht mehr bei ihr. Wie der Georg sich ausgerechnet hat, hat sie das Mädchen zu der Schwester nach Erstmatt getan, daß es dort bleibe, bis zu Hause die Luft rein ist. Langsam

schreitet die Balbina über das sonnenheiße Holperpflaster der Straße, die Arme unter der Brust übereinander gelegt, das schwarze Tuch in den Nacken gestrichen. Die Sonne liegt ihr auf dem Scheitel, daß er Silberglanz bekommt, aber das Düstere ihrer Brauen und Augen sticht nur schärfer aus dem Gesicht heraus. Als sie am „Rößli" vorübergeht, schallt Lachen und lautes Reden aus den offenen Fenstern der im ersten Stock gelegenen Gaststube. Deutlich kann sie Georgs nicht mehr sichere Stimme unterscheiden. ‚Seinen Abschied wird er feiern,' fährt es ihr durch den Kopf, aber sie blickt nicht hinauf. Als ginge der da oben sie nichts an, geht sie, dessen, was ihr begegnet oder am Wege steht, nicht acht, weiter. Ihre Gedanken aber sind geschäftig. Gehen wird er, der Georg, morgen! Ein Abschied fürs Leben wird das sein! Als einer, der noch zum Hause gehörte, als ein Stück von ihr und seinem Vater ist er früher drüben gewesen, jetzt aber, wenn er erst fort sein wird, wird er wie abgebrochen sein von ihrem Leben, tot wird er sein, der Bub! Die Balbina hat ein Gesicht, als ob sie friere, und wäre sie nicht ein so starkes Weib, so würde es sie schütteln von innen heraus, während sie ihr Elend durch die Gasse von Steg trägt. Was wird aus ihm werden, da drüben, wenn er so fortfährt? heben ihre Gedanken wieder an. Alles Gewissen wird er verlieren: Völlig unkenntlich wird er werden vor Sündhaftigkeit und — und ist so unschuldig wie eines in den Kinderkissen gelegen damals, der kleine, blonde Mensch!

Wenn die Steger wüßten, wie der Frau, die,

den Kopf vorgeneigt, gelassen dahingeht, Messer im Herz sitzen!

Schon nähert sich Balbina den letzten Dorfhütten, als sie ein Mädchen sich entgegenkommen sieht. Es trägt einen zerlumpten Rock und geht barhaupt, seine kattunene bedruckte Jacke ist so zertragen, daß das farbige Muster nicht mehr erkennbar ist. Das Mädchen stockt, als es die Balbina erblickt, zögert einen Augenblick unschlüssig, als ginge es lieber auswegs, und kommt dann langsam heran, noch ein halbes Kind, mit einem gutmütigen, fast einen schwachsinnigen Ausdruck tragenden, aber feinen, bleichen Gesicht. Es streicht eine braune Haarsträhne aus der Stirn und wird rot, hält gerade auf Balbina zu, geht aber mit scheuem Gruß vorüber. Der Balbina ist jedoch, als ob die andre ihr etwas habe sagen wollen, und als sie sich noch einmal nach ihr umwendet, sieht sie wirklich, daß jene nur wenige Schritte entfernt stehengeblieben ist. Sie scheint mit einer großen Scheu zu kämpfen.

„Hast etwas wollen?" fragt die Frau.

Die Aschwanden-Therese, die Waise, tritt heran. „Wäre es erlaubt?" sagt sie leise und zaghaft, ihre schönen blauen Augen stehen voll Tränen.

„Was ist?" fragt Balbina wieder.

„Sagt — sagt doch — er muß mich heiraten, der Georg — er muß — er will es immer nicht glauben — aber es ist — — — daß — —"

Sie braucht nicht auszureden, auch wenn sie es könnte, der doch ums In-den-Boden-Sinken ist. Die Balbina weiß alles. Einen Augenblick reißt sie die Augen weit auf, dann blickt sie wieder ruhig wie

vorhin. „So — so — ja, ich werde es ihm sagen," antwortet sie, wendet sich und läßt die Therese stehen, die ihr fast dankbar nachsieht, einmal, weil sie nicht geschmäht hat, wie sie erwartet haben mag, zum zweiten, weil die Balbina als eine bekannt ist, die hält, was sie verspricht.

Die Frau wendet sich heimzu. Der Atem geht ihr schwer. Das auch noch! Bald genug ist es, bald genug!

Zu Hause geht sie ihrer Arbeit nach, schafft Ordnung, wo vom Morgen her noch Unordnung geblieben ist, richtet daneben das einfache Mittagsmahl, und die Gedanken jagen sich dazu in ihrem Kopf. Daß sie dem armen Ding, der Therese, nicht helfen kann, hat sie bald heraus, wenigstens nicht so, wie sie meint! Sie soll froh sein, das Bettelmädchen, wenn er sie nicht nimmt, der — der Georg! Etwas erleben könnte sie an dem Mann. Anders ihrer annehmen wird man sich müssen, wenn er erst fort sein wird, der Georg. Noch während sie so um das Geschick der Verführten sich kümmert und sich zurechtlegt, daß sie rechtschaffen für sie sorgen werden, Tobias und sie, kommt dieser von der Arbeit zum Essen heim, tritt schweigend ins Haus, hängt seinen Rock an den Nagel und setzt sich zu Tisch. In der Küche, wo sie steht, kann die Balbina das alles hören und wie Tobias' Wesen nicht mehr laut und frei ist wie sonst, sondern wie er in Schritt und Gebaren etwas Gedrücktes, Verschüchtertes hat, wie bei einem, der sich vor Schelten fürchtet. Als sie zu ihm in die Stube tritt, hebt er den Kopf. „Ist er noch nicht

da?" fragt er halblaut, sieht sich dabei scheu um, ob der Sohn, nach dem er fragt, nicht doch schon in irgendeiner Tür stehe.

Die Balbina verneint seine Frage und läßt sich ihm gegenüber nieder. Beide warten eine Weile. Vielleicht kommt Georg zum Essen!

„Hat er gepackt?" fragt Tobias.

„Nein," sagt die Balbina.

„Am Ende verreist er wieder nicht."

„So gehe ich zum Polizeidirektor."

Als die Balbina das gesagt hat, sitzen sie eine Zeitlang schweigend, jedes seinen Gedanken nachhängend, da. Dann erzählt die Frau von dem Mädchen, das sie getroffen hat. Sie klagen nicht weiter, stöhnen nicht, sitzen nur mit trockenen Blicken und schmalen Gesichtern einander gegenüber, den Kummer um den Sohn gemeinsam und stumm in sich hinabwürgend. Als Georg sich nicht zeigt, holt Balbina die Suppe und halten sie ihre Mahlzeit. Dann geht der Tag, Stunde um Stunde, seinen Gang. Tobias arbeitet ihn außer dem Hause herum, Balbina im Innern. Am gleichen Tisch, wo sie mittags auf den Sohn gewartet haben, finden sich die beiden Alten am Abend wieder zusammen. Georg aber, der sich den ganzen Tag nicht hat blicken lassen, scheint auch jetzt nicht kommen zu wollen. Mit einem Aufatmen machen sie sich ans Essen. Sie atmen jetzt immer auf, wenn er fortbleibt, der Sohn.

Die Nacht ist unruhig. Ein Wind ist gegen Abend aufgebrochen, dessen Gewalt mit jeder Stunde wächst. Einmal kommt er zischend an den Fenstern vorbeigefahren und springt talan, daß es sich anhört,

als verschwinde ein heulender Wolf zwischen den Wänden der Berge. Dann wieder wirft er sich mit einem wilden Stoß wie ein taumelnder Block gegen das Haus, daß die Wände krachen und ächzen. Aber der Wind stört den zwei Alten den Frieden nicht. Im Gegenteil, er mahnt den Tobias, der ein großer Jäger ist, an den Herbst und die nahe Eröffnung der Jagd. Einen Augenblick findet er seine gute Laune wieder, spricht davon, daß das Jagdpatent dies Jahr billiger sei als sonst, und liebäugelt dabei mit dem zweiläufigen Gewehr, das er schon immer geladen in der Stubenecke stehen hat, weil nachts die Füchse ans Haus schleichen und andres Raubzeug. Der in ihm auflebende Jagdeifer verdrängt für einen Augenblick die Gedrücktheit, die an ihm gewesen, und während er sich seine Pfeife stopft und mit Balbina Rede und Gegenrede tauscht, kommt etwas von der Traulichkeit in die Stube zurück, die lange Jahre, ehe der Georg gekommen, darinnen gewesen.

Sss! Da kommt der Wind wieder gefahren. Ein Klatschen folgt dem Stoß.

„Jetzt hat der Wind die Haustür aufgerissen,“ sagt die Balbina und steht auf. Aber plötzlich schlägt die Stubentür zurück, und wie vom Luftzug gejagt, kommt die Lene hereingeprallt.

„Was — was?“ sagt die Balbina.

Die Lene ist totenbleich, und doch steht ihr der Schweiß im runden Gesicht. Aus den Zöpfen, die sie um den Kopf trägt, haben sich viel widerspenstige Haare gelöst, die ihr von allen Seiten ins Gesicht hängen. Sie ist mit drei Schritten bei der Groß-

mutter, deren Arm sie mit zitternden Händen faßt. „Er — er kommt — der Vetter! — Bis nach Erstmatt ist er mir nachgelaufen! Heimnehmen hat er mich wollen!"

„Der Georg?" fragt die Balbina.

Die Lene hört und sieht nicht vor Angst. „Gedroht hat er der Base! So bin ich hierher gelaufen," erzählt sie in atemloser Hast. „Was soll ich tun? Wo soll ich hin?" fragt sie dann wieder.

Die Balbina schiebt sie beiseite, geht hinaus und schließt die Haustür. Als sie zurückkommt, ist ihr ruhiges, starkes Gesicht so weiß wie das der Lene, und ihre große Nase scheint sonderbar spitz.

„Er hat getrunken," stößt Lene wieder heraus, immer noch ihre Erzählung vervollständigend.

Tobias ist aufgestanden und tut unruhig und unschlüssig ein paar Schritte hin und her.

„Geh dort hinein," sagt Balbina zu dem Mädchen und weist nach der Kammer neben der Stube, wo Lene gestern geschlafen; und als letztere dort eingetreten, schließt sie auch diese Tür und zieht den Schlüssel ab. Darauf stehen sie horchend da, Tobias und Balbina.

„Er ist imstande und schlägt die Tür ein," sagt Tobias. Seine Stimme ist unsicher.

Die Frau antwortet nicht, steht, die Hand auf den Tisch gestützt, mit vornübergebeugtem Kopf und scheint immer noch zu lauschen.

„Vielleicht wäre es besser, daß ich den Landjäger holte," hebt Tobias wieder an.

„Daß du ihm in den Weg liefest — dem Georg."

Die Balbina wendet, während sie diese Antwort gibt, sich nicht um eine Linie, steht immer gleich gebückt und doch hoch am Tisch im schwarzen Kleid, mit dem weißen Kopf und den schwarzen, zusammengezogenen Brauen. Jetzt zuckt sie ein bißchen. Draußen hat das Gartentor geknarrt. Aber es mag der Wind gewesen sein, der eben wieder vorbeihetzt.

„Da ist er," sagt Tobias.

Draußen drückt einer auf die Haustürklinke.

Die Balbina bleibt stehen, wie sie steht. Unruhig langt Tobias in den einen Bartzipfel, dann in den andern. „Ist der nicht ein trauriger Mensch, so einer?" murrt er in sich hinein.

Der draußen rüttelt an der Klinke. „Auf da!" Jetzt schlägt er mit dem Schuh wider die Tür.

Da öffnet die Balbina ein Fenster. „Heute nacht wird nicht mehr aufgemacht. Sei vernünftig! Schlaf im Gasthaus!"

„Auf oder nicht?" brüllt draußen der Georg. Wieder fährt sein schwerer Schuh an die Tür, dann scheint er sich mit seiner ganzen Gestalt dagegenzuwerfen. Die alten Angeln krachen, schon splittert Holz.

„Die bringt er schon auf," sagt Tobias in kurzem, halblautem Ton.

Die Balbina geht hinaus und öffnet. Fast ist es, als ob sie gewachsen sei. Sie tritt so an die Tür, daß sie ihm den Weg verstellt. „Mach uns nicht alle unglücklich, du," sagt sie kurz, knapp.

Georg, groß und stark, wie er ist, schiebt sie beiseite. Sie spürt seinen Atem, der von Wein dampft. Von Wein dampft der ganze Mensch. Als sie dicht hinter ihm ins Zimmer tritt, sieht sie,

wie sein Gesicht heiß ist. Haar und Schnurrbart glänzen wie feucht, in den Augen leuchtet die Gier.

„Ist sie heimgekommen?“ fragt er und geht gleich nach der Tür der Nebenkammer. „Aha, da ist sie,“ sagt er, als er die letztere verschlossen sieht.

Von der einen Seite tritt der Tobias, von der andern die Balbina zwischen ihn und die Tür.

„Geh fort da, bei Gott,“ sagt der alte Mann.

Die Balbina hat die Hände rückwärts an den Türpfosten gelegt und sieht dem Sohn ins Gesicht. Es ist derselbe Blick, den sie nun so oft auf ihn geheftet hat. Es ist, als ob die hagere, grobknochige Frau an ihrem Türpfosten emporwüchse, wie sie so dasteht.

Georg sieht einen Augenblick aus wie ein Stier, der zum Stoß ausholt. Alle Leidenschaften leuchten aus seinem Gesicht. „Laßt mich hinein!“ knurrt er jetzt.

„Ums Leben nicht,“ sagt der Tobias.

„Heraus muß sie, sag' ich.“

„Was willst von dem Mädchen?“ stößt der Alte wieder heraus.

Noch einmal zögert der Georg wie zum Anlauf. „Haben will ich sie,“ keucht er. „Heraus muß sie jetzt, und gern sehen will ich doch, ob sie nicht bei mir sitzen muß, wenn es mir gefällt!“

Die letzten Worte sind schon halb im Lärm des Ringens untergegangen, das sich zwischen den zwei Männern anspinnt. Tobias hält den Sohn gepackt. Er spannt seine ganze Kraft an, hält die Zähne verbissen. „Du kannst nicht herein,“ preßt er heraus. Aber Georg packt zu, roh. Jetzt reißt er und jetzt

holt er aus. Mit einer fürchterlichen Gewalt schleudert er den alten Vater an den schweren Tisch hinüber. Dumpf schlägt der Körper auf. Der Tobias ächzt. Am Tisch bleibt er halb betäubt liegen, vermag sich nicht zu erheben, so heftig schlug er auf. Der Georg lästert. Dann dreht er sich wieder der Tür zu. Eben prallt der Föhn wieder ans Haus, und ein Luftzug von irgendwoher hebt die Flamme der Lampe und läßt sie einen Augenblick über das Glas hinauszucken. Georg aber reißt die Augen auf. Da lehnt die Mutter an der Tür! Er hat sie nicht hinübergehen sehen nach der Ecke, wo das Jagdgewehr immer steht. Aber sie hält es in Händen, jetzt — das Gewehr! Und — was die groß ist, die Mutter! Ueber den Scheitel hinaus geht sie ihm selber. Das alles fährt ihm blitzähnlich durch den Kopf. Dann lacht er. „Ich erschrecke nicht so gerade," lacht er. „Tut das Schießding fort, Ihr!" Plötzlich fuchtelt er mit den Armen, winkt wieder, daß sie das Gewehr wegtue, lacht noch immer dazu, tut aber einen Schritt rückwärts. Sie hebt das Gewehr, die Alte! legt es an die Wange! Was — was? Georg wird auf einmal nüchtern. Etwas wie Schreck springt ihm in die heißen Züge. Wieder fuchtelt er mit den Armen. Da fällt ein Schuß. Die Wände zittern. Der Tobias fährt aus seiner Betäubung auf, richtet sich mühsam am Tisch empor.

Georg ist ins Knie gesunken, hebt den Arm abwehrend gegen die Mutter. Aber die Balbina tritt gegen ihn vor. Ihr Gesicht ist seltsam anzusehen, der Mund, die Nase, kein Zucken daran, alles wie plötzlich steinhart gefroren. Die Züge sind weiß,

daß die Brauen und die Augen davon abstechen wie Kohle vom Schnee. Nur das schlichte Haar ist noch weißer.

„Was — was — was?“ stößt der am Boden liegende Mensch wieder heraus.

Da redet die Balbina: „Von mir hast das Leben, du, dein unnützes! So will ich dir's auch wieder nehmen!“

Und sie zielt wieder, ganz ruhig, ganz niedrig jetzt, auf die Brust Georgs, der mit zerschossener Schulter stöhnt und sich umsonst abzuwenden sucht. Eine fürchterliche Uebermacht ist an der alten hageren Frau. Meister ist sie gewesen über das Kind, Meister will sie auch jetzt werden. Der Gedanke ist in ihr, wächst plötzlich in ihr auf zu einer Wucht ohnegleichen. Dann fällt der zweite Schuß. Der Georg, der schwere Mensch, sinkt in sich zusammen.

Der Tobias, der sich am Tisch halten muß, weil ihm die Beine noch zittern, bewegt die Lippen, möchte reden und kann nicht. Die Balbina aber sieht sich nicht um, das Gewehr lehnt sie in die Ecke, und das schwarze Tuch nimmt sie vom Nagel. Dann geht sie aus der Stube und hat nicht gesagt, wohin, geht anzeigen, was sie getan hat.

Sechstes Kapitel

Es hat es keiner glauben wollen, weder der Landjäger noch der Polizeidirektor, noch die Steger überhaupt. Der Tatsache haben sie glauben müssen. Der Georg ist begraben. Die Balbina haben sie

nach Altdorf geführt und verurteilt. Das konnte nicht anders sein; denn die Tat war geschehen. Aber das Urteil ist milde ausgefallen. Ein Jahr Gefängnis hat sie bekommen und — davon ist jeder überzeugt — nach einem halben Jahr werden sie sie entlassen. Zuviel ist, was zu ihren Gunsten spricht. Ihre Rechtschaffenheit, ihr Ansehen bei den Leuten, im Gegensatz dazu all das Schlechte, was man dem Sohn nachgesagt hat, die Erzählung des Tobias, der Lene und der Nachbarn. Die Erzählung des Tobias besonders! Als der Alte mit dem weißen Fetzenbart vor das Gericht trat, bekamen die Richter Herzklopfen. Mit dem Hut in den Händen stand der Tobias da. „Bei Gott und allen Heiligen — geht landauf und -ab — und so weit ihr wollt — wie die Frau findet ihr keine, die rechtschaffener ist."

Das war keine lange und keine geübte oder feine Rede. Aber der Tobias holte es tief aus sich heraus, und es war irgendwie, als hebe er mit den paar Worten ein Licht hoch und zünde auf den langen, geraden Weg zurück, den die Balbina an seiner Seite gegangen. Auf ein ganzes Leben zündete er zurück. Die Richter wußten, daß es ein ehrbares und achtenswertes Leben gewesen war. Es ereignete sich der seltene Fall, daß, als die Herren, nachdem sie der Balbina das Urteil gesprochen hatten, aus dem Saale traten und, aus einem andern Zimmer kommend, die Balbina im Korridor an ihnen vorüber abgeführt wurde, sie ohne ein Wort von einem zum andern unbedeckten Hauptes standen, bis die Frau vorüber war.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Zeit geht weiter. Auch das halbe Jahr der Balbina geht vorüber. Dann ist es, wie es gesagt worden: sie geben die alte Frau frei. Weil weder der Tobias noch die Lene die genaue Stunde der Freilassung kennen, holt sie niemand zu Altdorf ab. Sie mag es so gewollt haben. In schwarzem, schlichtem Gewand, wie sie immer gegangen, das Zipfeltuch über den Kopf gelegt, einen Korb mit Habseligkeiten am Arm, tut sie den Weg von Altdorf nach Steg zu Fuß. Sie schreitet ganz in derselben Art dahin wie immer, die starken Hände unter der Brust gekreuzt, mit weiten, schiebenden Schritten, und wenig auf das achtend, was zu seiten ihres Weges ist. Leute begegnen ihr, solche, die sie nicht kennen, und solche, denen sie bekannt ist. Von den letzteren bleiben wohl etliche stehen und blicken ihr nach. Sie bemerkt auch, wie der und jener bei ihrem Anblick auffährt und sie anstiert, ein andrer den Kopf beiseite wendet, um nicht grüßen zu müssen, aber ihre eingefallenen Wangen röten sich nicht. Die Menschen kümmern die Balbina nicht. In dem halben Jahre ihrer Haft hat sie mit dem Herrgott ausgemacht, was auszumachen gewesen ist. Viel gebetet und den Geistlichen bei sich gehabt hat sie. Mit den Menschen hat sie nichts zu tun, will nichts von ihnen, hat darum auch keine Scheu vor ihnen. Sie erreicht Steg und schreitet durchs Dorf. Daß die Nachricht vor ihr aufspringt: die Balbina ist zurück, sieht sie wohl, wendet aber den Kopf nicht darum.

Als sie ins Andermatthaus tritt, geht es gegen Mittag, und die Lene steht kochend in der Küche. Sie sieht das Mädchen dort stehen, aber sie tritt

nicht zu ihr hinein, in die Stube geht sie und durch diese in die Nebenkammer, wo sie Tuch und Korb ablegt. Dann kommt sie zurück, als ob sie nur eben von einem kurzen Gang nach Hause gekommen, gibt der Lene, die ihr Heimkommen bemerkt hat und scheu zitternd und mit bleichem Gesicht in die Stube geschlichen kommt, die Hand, sagt: „Was kochst heute?“ wartet die Antwort nicht ab, sondern geht in die Küche hinaus und beginnt in der Pfanne mit dem Löffel zu rühren, den das Mädchen eben aus der Hand gelassen hat. So tritt sie in die Alltäglichkeit zurück, als ob sie sie nie verlassen hätte. Sie mag wohl das Zittern, die Scheu und Verwirrtheit der Enkelin erkennen, aber mit einer sonderbaren wortlosen Entschlossenheit geht sie darüber hinweg, hilft unwillkürlich auch der andern hinweg darüber. Und wie der Lene, so hilft sie nachher dem Tobias, ihrem Mann, als dieser nicht lange darauf von der Arbeit heimkommt, erregt und gebrechlicher als sonst. Am Gesicht ist ihm anzusehen, daß ihn der Gedanke an die nahe Heimkunft der Frau schon unterwegs, vielleicht schon lange aus dem Gleichgewicht gebracht hat. Als er sie nun plötzlich erblickt, zucken ihm die Lippen im Bart, das Wasser springt ihm aus den Augen. Aber die Balbina berührt mit kurzem, trockenem Griff ihrer Finger seine Hand, wie sie die Lene gegrüßt hat, nimmt ihm Hut und die Axt ab, die er in der Hand hält, wie sie das früher bei seinem Heimkommen getan, und geht gleich die Suppe auftragen. In allem ist es, als sei sie nie fortgewesen. Selbst im Gespräch bei Tisch. Wie unter einem Zwang

lassen Tobias und die Lene sich bei ihr nieder, und sie spricht mit ihnen von Arbeit und Wetter und Gesundheit und dergleichen Dingen in ihrer alten, kurzen, auf den Kern gehenden Art. Nur von dem halben Jahr, das sie eben hinter sich gelassen, und dem bösen Tag, der es eingeleitet, spricht sie nicht.

Der Tag ihrer Heimkunft verrinnt in den nächsten und dieser in andre. Was Ereignis gewesen, wird Alltäglichkeit. Tobias und die Lene merken kaum, mit welcher die Zähne verbeißenden Kraft die Balbina sie an dem Ereignis vorüber und wieder in die Alltäglichkeit zurückgeführt hat. Der Tobias lebt auf. Der Kummer mag ihn wohl manchmal stechen, aber die Behaglichkeit, mit der er empfindet, daß die Hände, die lange Jahre für ihn gesorgt haben, wieder an der Arbeit sind, ist ein gutes Heilpflaster. Die Lene findet schon schwerer den Weg über böse Erinnerungen hinweg und kann es nicht lassen, tut es unbewußt, daß sie immer und immer wieder die Großmutter von der Seite ansieht, staunend, in geheimem Schauder, weil sie doch das getan hat mit eigner Hand — einen Menschen getötet. Die Balbina weiß auch, daß die Lene das tut, weiß es und hat weder Zorn noch Qual deswegen, soweit einer sehen kann. Sie läßt nur Tobias gegenüber das Wort fallen: „Der Schwester will ich die Lene geben nach Erstmatt hinunter. Es ist zu langweilig für das Mädchen bei uns zwei Krautern. Die Haushaltung kann sie auch besser lernen dort, wenn sie doch den Peter nehmen will bald."

Als die Balbina das sagt, denkt sie das Mädchen von der Last zu befreien, die ihre Gegenwart für

dieses ist, weiß aber auch, daß sie die Enkelin in ein Haus bringt, aus dem der Peter, der Nachbar, sie in ein, zwei Jahren lieber holen wird als aus dem ihren —

Was die Balbina gesagt hat, wird bald zur Tat. Sie hat immer eine rasche Hand gehabt und führt aus, was sie im Sinn trägt. Willig, ja fröhlich zieht die Lene um. Und als sie gegangen ist, hausen die Alten weiter. Der Tobias täglich zufriedener, täglich besser die Vergangenheit vergessend, die Balbina — ja die Balbina — — —

Es sieht ihr keiner viel an, außer daß sie hager ist und nicht lacht und keine Farbe im Gesicht hat, es weiß keiner, was ihr ist: daß sie zuweilen im Halbdunkel auf der Hausbank sitzt oder oben in der Kammer, wo einmal der Georg geschlafen, oder in der Stube, dort — wo — wo er gelegen hat an der Wand! Ganz still sitzt sie da. Weinen können die Frauen dazuland nicht recht, haben weder Worte noch Gebärden noch Stöhnen für das, was sie quält. Aber jedesmal, wenn die Balbina so sitzt, allein, ihren Gedanken überlassen, sieht sie den Sohn, wie sie ihn als klein gekannt und an ihm Freude gehabt hat, wie er größer geworden, fortgegangen und heimgekommen ist, sieht ihn und freut sich an ihm und hängt an ihm mit tausend festen Fasern und fühlt wieder Faser um Faser reißen in höllischem Schmerz, verliert ihn wie sie ihn geboren in Wehen, nur in viel fürchterlicheren Wehen, verliert ihn so täglich, macht das alles in sich ab, daß keiner es sieht und — und weiß, daß wenn noch einmal alles käme, wie es gewesen, sie es nicht anders täte!

Wie es in Brenzikon menschelte

1905

Erstes Kapitel

Das war ein schönes Dorf und ein braves Dorf, dieses Brenzikon! Bahbahbah! Ein wunderbar schönes und braves Dorf war es! Der liebe Gott selber mußte seine helle Freude an ihm haben, daß er so manchen Tag im Jahr einen so hellen, blauen Himmel darüberspannte, während es andernorts regnete, und daß er mit seiner klaren, warmen Sonne lang und gern auf den Hügel mitten im langgestreckten Aatal zündete, an dem das Dorf lag. Das Tal dehnte sich gerade hin von Süden nach Norden, lange Bergketten schlossen es nach Osten und nach Westen ab. Sie waren nicht so hoch wie das Gebirge der Innerschweiz, aber es schaute doch da und dort hinter grünen und braunen Kämmen ein weißer Gipfel hervor und leuchtete im Morgenglanz und im Abendschein herrlich und herzbewegend in die Ebene nieder. Durch die Wiesen und Felder des Talbodens floß mit stillem blauem Wasser die Aa. Am Brenzikoner Hügel machte sie einen Bogen zur Linken, friedlich unterm westlichen Teil des Dorfes vorüberziehend. Morgens und abends an klaren Tagen fing die weiße, große Kirche mit dem spitzen Schieferdachturme das volle Licht der über

den Bergen stehenden Sonne auf und warf ihr eignes Bild in leuchtender Verklärung in den schönen, ruhigen Fluß hinab. So kam es, daß dann und wann Menschen, die gern ins Sinnen kamen, im Dorfe heimische oder fremde, zu solchen Abend- oder Frühstunden an der Umfassungsmauer der Kirche stehenblieben und versonnenen Blickes in die Tiefe sahen, wo neben ihrem eignen das Widerbild des Gotteshauses stand und eine Landschaft sich spiegelte, die etwas Frommes und Liebliches hatte.

Brenzikon hatte zwei Straßen. Beide hatten die gleiche Mutter: die große Landstraße, die wie der Fluß aus Süden kam und nach Norden lief. Und die zwei Straßen von Brenzikon waren so zahm und gesittet, daß sie eigentümlich in die liebliche Landschaft paßten. Sie schwangen sich in einem schönen, weichen Bogen, die eine zur Rechten, die andre zur Linken zwischen den weißen und braunen Häusern hindurch am Hügel hinauf, bis an die Kirche, wo sie sich trafen, aber nur um sich zu trennen, jenseits des Gotteshauses sich nochmals guten Tag zu sagen und dann in einem gleichen zahmen und gesitteten Bogen zur Mutter im Tale zurückzukehren. Auf vier Zuwegen also konnten die Brenzikoner ihre Kirche finden und fanden sie auch so eifrig, daß die Dorfpfarre eine der begehrtesten im Lande war und der ehrwürdigste geistliche Oberhirte, wenn er das Tal bereiste, immer in Brenzikon Quartier nahm.

Und nun ging diesem schönen und frommen Ort wieder ein Sonntag auf. Das Tal lag im Glanz eines Frühsommertages. Es war grün bis auf die

Schneespitzen, die da und dort über die Wälder lugten; der Himmel war blau, und weiße Wölklein zogen über ihn hinab, von einem unmerklichen Südwind getrieben. Diese Wolken wanderten zugleich unten im blauen Wasser der Aa, und es war ein seltsamer Zusammenhang zwischen der Bewegung im Wasser und der im Himmel, man meinte unwillkürlich ein leise gesummtes, wohliges Sommerlied zu hören, das Fluß und Himmel miteinander sängen. Als der Sonntagmorgen ein paar Stunden alt war, begannen die Glocken der Kirche zu läuten, die Töne flogen wie Vögelein aus der offenen Glockenstube. Von ihnen schien es, als ob sie, eine ganze Schar, nach allen vier Winden über das Dorf niederflatterten und sich vor jedes Fenster eines setzte; denn bald traten aus jedem Hause die gerufenen Kirchgänger und hoben an, auf den vier Straßen nach der Hügelhöhe zu steigen. Wenn jemand sich auf die graue Mauer gegenüber dem Kirchenportal setzte, konnte er nun drei Viertel Brenzikon in erbaulicher schwarzer Linie heranziehen sehen. Und da mußte er blind sein, wenn ihm nicht auffiel, wie eben die Bravheit auf allen Gesichtern lag, die in die freundliche Landschaft und zum guten Ruf der Dörfler paßte. Auch bemerkte er wohl, wie von der Sonnenseite des Dorfes herauf die behäbigeren Leute stiegen als von der Schattenhalbe. Die Großbauern und Wirte, Hindermann, der Sägereibesitzer, und der Fuhrhalter Kunz, während diesseits Geißgütler, Handwerker und Taglöhner mit zahlreichem Weib- und Kindesgeleit sich heranbewegten. In den Zügen der Leute von der Sonnen-

seite lag der weit im Lande herum bekannte, würdige Charakter der Brenzikoner schärfer ausgeprägt als bei den andern, vielleicht machte die Sonne, in der sie wirklich und ihrer Lebensstellung nach wohnten, ihre Gesichter offener als die der Schattenhalben, die überhaupt braunere und furchigere Züge und darin oft einen verdrossenen oder sorgenhaften Ernst trugen.

Einer der ersten, der durch die Kirchentür hineinging, war Kunz, der Fuhrhalter. Er war ein großer, schwerer Mann mit einem roten, bartlosen Gesicht, schwitzte im Steigen oder vielleicht vor Frömmigkeit, und seinen gegen die schwammigen Backen gesenkten Liderlätzlein sah niemand an, daß die Augen darunter gelegentlich vor Zorn funkeln konnten, dem jetzt im Gebet sich leise, aber unablässig bewegenden Mund, daß er immer noch ein Schimpfwort wußte, wenn dem gröbsten Stallknecht das Lexikon ausging. Der Sägereibesitzer Hindermann, der jetzt um die Kirche bog, hatte ein fast städtisches Aussehen, trug schwarzes, schulmeisterhaftes Gewand, war dabei ein hagerer, mittelgroßer Mann mit einem dürren Gesicht, schwarzem, steckigem Schnurrbart, hoher, kahler Stirn und tiefliegenden Augen. An der Tür traf er mit einer Schar von Männern und Weibern von der andern Dorfseite zusammen. Die blieben mit einem plötzlichen Ruck und demütig stehen und ließen ihm den Vortritt. Er aber griff mit einer unbeschreiblich würdevollen Sonntagsbewegung an den Hut und deckte seine Glatze ab. Mit einem Schritt trat er danach leis und elastisch ins Gotteshaus. Irgendwie aber war es, daß darinnen die Leute nach ihm

sich umsahen und sein Eintritt sich gestaltete, als hätte er sich vorher angemeldet: Still jetzt — jetzt kommt aber ein Rechter.

Nicht minderes Aufsehen entstand, als der kleine Jost Zemp, der Landwirt, eintrat, der „Hauptmann", wie er hieß, weil er als solcher bei der Landwehr stand. Schon sein beweglicher Schritt unterschied ihn von den andern und ließ ein paar Köpfe nach ihm herumfahren. Er gehörte seines Vermögens und großen Landbesitzes halber zu den Brenzikoner Sehenswürdigkeiten, saß im Großrat und trug eine Menge Gemeindeämter auf seinen knappen Schultern. Im Gehen schien er fortwährend bestrebt zu sein, seine leibliche Beschaffenheit in Einklang mit seiner auch ihm selber wohlbekannten geistigen Bedeutung zu bringen, denn er zog bei jedem Schritt seine kleine Gestalt in die Höhe, als ob ihm die Hosenträger zu lang geschnallt wären. Auch sein Gesicht mit dem graublonden Schnurrbart, dem Bartansatz unter beiden Ohren und dem Glasauge trug denselben Ausdruck unendlicher Beschaulichkeit, wie er bei allen Männern und Weibern zu finden war, die jetzt die braunen Kirchenstühle zu füllen begannen. Bald standen die Brenzikoner wie alle Sonntage fast vollzählig unter der noch leeren Kanzel und waren anzusehen wie ein von einem sanften Wind gleichmäßig daniedergehaltenes Aehrenfeld; kein Kopf hob sich über die Demutslinie hinaus, die so schön und feierlich über die Gemeinde hingezogen war.

Jetzt klang ein fester Schuh auf Steinplatten, und aus der Sakristei trat mit zwei langen Schritten der Pfarrherr, ließ sich vor dem Altar ins Knie und

stieg dann die knarrende Kanzeltreppe hinauf. Als er droben das Barett, hinter dem er gebetet hatte, senkte, lag auf dem vollen, klugen und strengen Gesicht, in dessen hohe Stirn leichtlockiges, noch schön schwarzes Haar hing, das Bewußtsein des Einsseins mit der Gemeinde und des Herrseins über sie. Es gab nichts so vollkommen Harmonisches als die Art, wie die Predigt und die nachherige Messe von dem Geistlichen gegeben und von den Dörflern hingenommen wurden. Eingießen will ich es euch, sagte des Pfarrers Art. Forttragen werden wir es, sagte die Weise der Brenzikoner, während sie gleichsam in ruhig-behaglichen Zügen tranken, was von der Kanzel kam. So ging der Gottesdienst seinen Gang. In jeder Bewegung des Hochwürdigen lag wieder die große Zufriedenheit mit der Gemeinde, als er sie mit dem Weihwasser besprengte, und diese nahm mit einer stillen Würde entgegen, was ihr zukam. Der Hinaustritt aus dem Gotteshaus geschah in derselben Sittsamkeit und Demut wie der Eingang. Nur daß vor der Kirche einzelne Gruppen sich bildeten und es den meisten Dörflern mit dem Heimkommen nicht eilte. So fanden sich Hindermann, Kunz und Zemp zusammen, stellten sich seitwärts unters Kirchenvordach und kamen in ein Gespräch, das ihnen Zeit ließ, die Grüße der Vorübergehenden zu erwidern und dem und jenem in einem feierlich getragenen Tone Rede zu stehen, wenn er über das Wetter oder dergleichen alltägliche Dinge im Vorbeigehen eine Bemerkung machte. Ihre Gesichter verloren dabei keinen Augenblick den schönen Schein einer lange nachdauernden Andacht, der wie Abendrot am Berg darüberlag

und allen dreien gleich eigen war, obschon jeder sein besonderes Wesen und seine charakteristische Rede hatte. Als nach kurzer Weile der Pfarrherr in der Kirchentür erschien und zu ihnen trat, hatten sich damit vier Menschen zusammengefunden, wie sie von Gestalt und Gebaren nicht verschiedener einander treffen konnten: der leise, beim Gehen in den Knien sich wiegende und seine Gestalt stets in einer Art Schwung erhaltende Hindermann, der plumpe Fuhrhalter, Zemp, der Bauer, mit der raschen und spitzigen Art und der starke und strenge Pfarrherr. Sie standen noch nicht lange im Gespräch, als die Kirchentür verspätet noch einmal aufging und einen dürren, nicht mehr jungen Menschen herausließ, dem jeder auf hundert Schritt den Schneider ansah. Er hielt schon immer den linken Arm so, als ob er eine zum Austragen fertige Hose darüber hängen hätte, trug karierte, enge und kurze Beinkleider, die unten die über die Halbschuhe herabhängenden weißen Socken frei ließen. Sein Gesicht war gelb, hatte einen unendlich dünnen Schnurrbart und ein langes, spitzes Bocksbärtchen am Kinn; das auffallendste daran aber waren die Augen oder vielmehr ihr scheues, verschmitztes Spiel. Die Lider waren gesenkt wie bei allen Brenzikoner Kirchgängern, aber unter den strohgelben und strohgroben Wimpern fuhr aus den kleinen Augenschlitzen ein schlauer Blick wie ein lällendes Feuerzünglein heraus. Als der Schneider die vier Männer erblickte, bückte er sich tief und zog den kleinen runden Hut.

„Also gilt es wirklich, Baumli?“ rief ihn Kunz mit lautem Lachen an.

„Eben gilt es," kicherte der Schneider Baumli zurück und drückte sich Hut in Hand auf der Stelle herum, auf der er eben stand, während die vier ihm lustige Gesichter zuwendeten.

„Nun, wenn es sein muß, ist es besser, wenn er nicht mehr zu lange wartet," sagte mit seiner langsamen und klaren Ruhe der Pfarrherr.

Der Schneider, den Spott deutend, der unverhüllt in den Gesichtern der drei andern zu lesen war, trat einen Schritt näher, lächelte mit schmalen Lippen und sagte: „Schon sehen lassen darf sie sich, meine Braut! Ihr werdet mir recht geben, meine Herren!"

„Bringt sie nur — endlich," sagte der Pfarrherr, ihn verabschiedend, und Baumli lachte wieder sein verkniffenes Lächeln, bückte sich zu seinem sonderbaren Gruß und ging, ging hinab auf die Schattenseite, wo sein Haus stand.

Von ihm handelte das kurze Gespräch, das die vier oben an der Kirche dann noch führten.

Was er sich denn für eine ausgesucht habe, fragte Zemp, der am wenigsten weit ins Land hinauskam.

„Bah, eine Wirtstochter oder dergleichen vom Städtchen überm Berg, von Hochwyl, herüber," gab Kunz Auskunft.

„Nein, nein, nein," widersprach leise Hindermann, „aus dem Welschen solle sie sein, dem Baumli seine Braut!"

Womit er sie denn ernähren wolle, fragte Zemp.

Das Achselzucken, mit dem Kunz und der Säger antworteten, bewies, daß es um die Vermögensverhältnisse des Schneiders nicht glänzend bestellt sein

müsse. Da fiel aber der geistliche Herr mit einem mißbilligenden Wort dazwischen: „Das geht uns nichts an, ihr Herren. Ein rechter Mann ist er, der Schneider, ein braver Mann."

Und die andern machten ihre würdigsten Gesichter und stimmten nickend bei: Richtig, richtig, das sei er, der Baumli.

Gewiß! Noch keinen Sonntag habe er ihn fehlen sehen in der Kirche, sagte der Hauptmann und streckte den Hals, weil er mit der kurzen Rede die Tatsache festgenagelt, daß auch er nie gefehlt hatte.

Alle vier aber verabschiedeten sich darauf im hohen Wohlgefühl, der Gemeinde anzugehören, in der Baumli kein Unwürdiger und sie so Würdige waren, mit feierlichem Händeschütteln voneinander. Hindermann und der Pfarrherr bogen um die Kirche, der Fuhrhalter und Zemp wandten sich hügelabwärts.

Als der Säger und der Pfarrer dem jenseitigen Mauerausgang zuschritten, standen dort zwei Frauen, eine junge und eine alte, die scheu und bescheiden zurücktraten, um sie hindurchzulassen. Der Pfarrer sah sie scharf an, und sie erröteten beide. Die Alte, der weißes, krauses Haar unter dem schwarzen Kopftuch hervorlugte, öffnete die Lippen, als ob sie etwas sagen wollte, erwiderte dann aber nur eilig und verlegen den Gruß, mit dem ihr der sich entfernende Geistliche zuvorgekommen war.

Die zwei Weiber blieben allein auf der Höhe zurück, während Hindermann und der Hochwürdige, jener auf der Dorfstraße, dieser im nahen Pfarrhause verschwanden. Die große Schönheit des Sonntags leuchtete über ihnen. Eine wunderbar reine Luft

war auf dem Kirchhügel, und durch den klaren Tag vermochte der Ausschau haltende Blick nach Süden und nach Norden weit ins Land hinaus zu dringen Marianne Schmid, die alte Taglöhnerin, stand an die Mauer gelehnt, die eine braune Hand lag auf der grauen Deckplatte wie ein Stück aus Bronze, das braunbleiche Gesicht mit den dichten grauen Brauen, die im Verhältnis ebenso kraus wie das noch volle Haar des kleinen Weibes waren, blieben noch immer der Pfarrhaustür zugewendet, in der der Hochwürdige verschwunden war.

„Jetzt — jetzt habt Ihr ihn doch nicht gefragt, Mutter,“ sagte das schlanke, wie die Alte in armes schwarzes Gewand gekleidete Mädchen, die Agatha, zu ihr.

„Ich weiß,“ nickte die Mutter und drückte die Lippen zusammen. „Ich muß eben einmal in der Woche zu ihm gehen,“ fügte sie hinzu. Ein Seufzer mischte sich mit dem Wort, als ob sie Angst vor dem Gang hätte, von dem sie sprach.

Die Junge senkte das bleiche, feine Gesicht.

„So komm,“ sagte die Marianne. Dann hoben sie an, nebeneinander still die Straße hinabzusteigen, die hier nach den Schattenhäusern ging. Sie trugen die Sonne auf den Scheiteln, der Alten glänzte das Kopftuch davon, der Jungen das schwere, in Flechten aufgesteckte dunkle Haar. Aber die Agatha zog im Gehen die schön geschwungenen schwarzen Brauen schmerzhaft zusammen, und manchmal träufelte etwas unter den gesenkten Lidern hervor auf das Gebetbuch und den Rosenkranz, die sie vor sich in den Händen trug. Dann fuhr sie langsam mit der Hand in die Augen.

Zweites Kapitel

Agatha Schmid, die Taglöhnerstochter, saß vor dem Hause, das der Mutter gehörte und zu äußerst am Ostrande des Hügels lag, so daß man nur durch eine enge kleine Gasse zu seiner Tür gelangte. Es war zu Brenzikon nicht schwer, ein eignes Haus zu haben; denn es standen keine Paläste da, und das der Taglöhnerin war erst recht nur eine braune Holzhütte mit Stube und Küche im Erdgeschoß und zwei niederen Kammern unterm Dach. Aber unter den lustig kleinen Fenstern standen so viele Blumen, als Platz hatten. In allen Farben hing der Blust über die Gesimse herab, und um seinetwillen sah das Zwerghaus schmuck und freundlich aus. Die Bank, wo die Agatha saß, stand an der Südwand des Hauses in einem Gemüsegarten so groß wie ein Hosenfleck und mit sechs Krautköpfen in einem und ein paar Büscheln Suppengrünzeug in einem andern Beet; aber es war doch ein Garten mit einem verwitterten Holzhag darum, und über diesen hinaus sah es sich in das weite Tal nach Süden, in die schöne Welt. Die Welt war auch heute, mitten in der Woche, schön wie jüngst am Sonntag. Nur war jetzt der Tag ihrer müde und schickte sich an, über die Berge sich fortzustehlen. Seine Fackel leuchtete blutrot am Weißhorn oben, und von dem Glühen fiel ein Widerschein über das Dorf, die Hütte und die Agatha, selbst über die sechs Kohlköpfe. Die letzteren standen am Boden, als seien sie größer

geworden, und es war auf einmal etwas Kunstvolles an dem halben Dutzend gewöhnlicher Gesellen. So schön war der Abend.

Die Agatha saß müßig, die schlanken Hände in den Schoß gelegt, den Blick in das Tal hinaus gerichtet, durch das die Aa geräuschlos, weißschimmernd einer ferneren Dämmerung entgegenzog. Zuweilen zuckten des Mädchens Brauen, dann wieder ihr feiner Mund; aber im Grunde war mehr ein Ausdruck tiefer Versunkenheit in ihrem Gesicht als wirklicher Kummer. Und doch hatte die Agatha ihr Kreuz. Es fiel ihr nur eben nicht ein, daß ihr der Boden heiß war im — im Dorf. Die Agatha sann und sah durch den Abend zwei Männer den Hügel heraufkommen, wie sie sie in ihrem Leben oft und oft hatte kommen sehen, sah sie, obwohl kein Abend so bald sie wiederbringen konnte, den einen, weil er tot, den andern, weil er fort war: den Vater, den sie vor Monaten begraben hatten, und — und den Vielmann-Gerold, den Nachbarn. Sie kamen daher, das Beil über der Schulter, die Röcke daran gehängt, der Vater mit dem grauen Bart, ganz klein neben dem langen, hageren andern. So kamen sie immer vom Taglohn; nur manchmal lagen ihnen statt des Beils auf der Schulter Haue und Schaufel oder andres Werkzeug. Aber seit manchem Jahr kehrten sie jeden Abend miteinander heim. Der Gerold war auch schon kein ganz junger mehr, stand hoch in den Dreißig, und war ein erwachsener Mensch gewesen, als sie, Agatha, noch ein kleines Kind war, aber — haha — sie sah ihn ganz deutlich, als ob er wirklich —: mit den langen Schritten stieg er herauf.

Immer, wenn der Tag in eine Helle wie heute verging, trat der harte Schnitt seiner Züge besonders hervor, die scharfe, schmalrückige Nase mit dem großen blonden Schnurrbart darunter, die hageren Backen, das starke Kinn und dann die ernsthaften, ruhig aus dem braunen Gesicht blickenden Augen. Zu Anfang war er wie ein älterer Verwandter zu ihr gestanden, hatte sich so wenig um sie, das Kind, gekümmert, wie sie wiederum um ihn. Dann merkte sie nach und nach, was an ihm anders war als an andern, daß er nie ins Wirtshaus ging, selbst nach dem Feierabend noch immer sich Arbeit machte, und — vernünftig und ernsthaft sprach, wann er redete. Der Vater, der wenig Wesens machte, rühmte ihn und — mochte ihn wohl leiden; denn er hatte auch nur von der Hand in den Mund zu leben wie sie. Während sie wochenlang dem Vater zu essen trug, kamen Gerold und sie häufiger zusammen, gingen einmal miteinander durch den stillen, großen Pfynwald, ein andermal, an einem Sonntag, weit über Land zu einem Fest in einer andern Talgemeinde. So war es gekommen! Nun war für sie keiner wie der Gerold in der Welt! Es war ausgemacht, seit einem guten Jahre schon, daß er sie heiraten würde. Der Vater und die Mutter waren es wohl zufrieden, er selber hatte niemand zu fragen, stand allein. Aber nun war der Vater plötzlich gestorben, an der Arbeit hatte ihn der Schlag getroffen. Gerold, die Mutter und sie sprachen von der Zukunft, und Gerold meinte, es sei nicht gut, wenn der Mensch sein Haus schlecht baue, wenn er es besser bauen könne. In Amerika drüben ständen die Löhne für solche, die arbeiten

wollten, jetzt höher denn je. Von einem, der drüben gewesen, wisse er es, und er hätte fast Lust hinüberzugehen, würde sie, Agatha, nachkommen lassen, wenn alles sei, wie er es gehört, würde wiederkommen, wenn es sich als Schwindel erweise. Anfänglich war sie, Agatha, erschrocken, aber wie sie in Tagen und Tagen alles reiflich überlegten, schien ihnen der Plan zuletzt doch gut, und es wurde ausgemacht, daß Gerold gehen sollte. Jeden hätte man so nicht ziehen lassen können, ohne sich zu fragen, ob er über der Fremde nicht vergäße, was er zurückgelassen; bei dem Gerold . . . Die Agatha lächelte. Dann fielen ihr die Tage ein, die der Abreise vorausgegangen. Sie war schon vorher gern in Gerolds Gesellschaft gewesen, sicher, hatte sich auf der Welt nichts andres gewünscht; aber nun, da er fort wollte, war es doch noch anders gekommen. Er fehlte ihr jeden Augenblick, da sie ihn nicht sah, und das Herz klopfte ihr, und heiß war ihr oft und — Da kam der Abend vor dem Tage, an dem er fort mußte. Sie merkten beide, daß es ein Auseinandergehen für lange werden würde, und der Gedanke verwirrte sie. Es wurde ein so seltsamer Abend. Sie konnten sich nicht trennen. Wie ein Fieber war es an ihnen. — Und — und — jetzt war die Mutter beim Pfarrherrn es ihm sagen.

Die Agatha fuhr zusammen. Ein Schritt klang in der kleinen Gasse, die aufs Haus zu führte. War das die Mutter? Nicht doch — die Schritte entfernten sich. Es war nur zufällig jemand in die Gasse getreten!

Das Mädchen neigte sich vor, streckte die Arme

lang aus und legte die Hände ums Knie. Wieder staunte sie weit hinaus. Wenn er es wüßte, der Gerold! Sie hatten es ihm nicht schreiben können; denn er hatte noch keine Adresse gesandt, wollte erst schreiben, wenn er feste Arbeit hätte.

„Auch gut ist es, daß auf ihn Verlaß ist,“ sagte die Mutter. Die hatte nicht gezürnt, nur den Kopf geschüttelt, wie eine, die meint: Was soll ich sagen, was? Wenn eines jung ist, weiß es nicht immer Maß zu halten! Und nachher war ihr das Wort gekommen, das sie jetzt häufig mit einem Aufatmen wiederholte: „Gut ist, daß Verlaß ist auf den Gerold.“

Jetzt! Jetzt kam sie heim, die Mutter! Das war ihr Schritt! Die Agatha richtete sich auf. Ihre Wangen röteten sich. Sie trat bis an die Hausecke vor. Als die Alte sie erblickte, kam sie zu ihr heran.

„Habt — Ihr ihn getroffen?“ fragte Agatha. Der Atem war ihr kurz.

„Ja.“ sagte die Mutter in knappem Ton. Sie ließ sich auf die Bank nieder, strich das schwarze Kopftuch ab und legte das feiertägliche sorgfältig zusammen. Es entstand eine Pause, und erst als die Frau ihr Tuch neben sich auf die Bank gelegt hatte, wendete sie sich fast plötzlich nach der Tochter um. „Siehst, das können sie nun nicht begreifen, hier im Dorf.“ Sie begleitete die Worte mit einer Bewegung der erdigen Hand, als lege sie ein wirkliches Ding zwischen sich und das Mädchen auf die Bank und gab damit der Rede einen merkwürdigen Nachdruck.

Agatha schwieg und sah zu Boden.

Nach einer kurzen Weile hob die Mutter mit einer

hohnvollen Stimme wieder an: „Fortgehen, jawohl! Wohin, wenn eines tag seines Lebens am Ort gewesen und da sein Auskommen gehabt hat?"

„Er meint, wir sollten fort, der Pfarrherr?" fragte die Agatha leise. Jetzt stieg plötzlich das Blut heiß in ihr Gesicht. Das Bewußtsein eines Fehls kam vielleicht erst jetzt über sie. Ihre Wangen glühten.

„Ein solches Aergernis sei zu Brenzikon nie erhört worden! Das beste wäre, daß wir uns fortmachten, sobald als möglich, daß . . ."

Die Alte stockte. Es quoll wie ein Schluchzen in ihr auf. Er mußte sie übel angelassen haben, der Pfarrherr, daß die Erinnerung sie so erregte!

„Soll ich — ich könnte gehen, Mutter," sagte das Mädchen mit mühsamem Ton.

„Wohin?" fragte die andre und sah sie gerade an.

Agatha verbiß die Lippen.

„Nein, nein! Durchgefochten muß es sein, jetzt, das," fuhr die Mutter langsam fort, jedes Wort mit einem kräftigen Ruck hervorholend, daß es mutig dastand.

„Er wird bald schreiben, der Gerold," sagte Agatha.

„Recht ist es schon, wenn er es bald tut."

Ihre Unterhaltung war beinahe erschöpft damit. Sie saßen darauf wieder stumm nebeneinander, und der Abend dämmerte tiefer. Als sie eine ganze Weile gesessen hatten, warf die Mutter wieder langsam, sinnend und in starkem Ton das Wort hin: „Wenn es im Dorf noch keine schwerere Sünde gegeben hat!"

Und als sie es gesagt hatte, kam eine größere Ruhe an beide. Und sie hatten, ohne daß eines es vom andern wußte, ihre Gedanken bei demselben Menschen, bei dem Gerold, um dessen Verläßlichkeit willen ihnen keine Sünde schien, was geschehen war.

Als sie spät ins Haus traten, prophezeite die Alte: „Von morgen an werden wir es spüren, daß wir in einem braveren Dorf wohnen als andre Leute."

Das spürten sie nun freilich.

Am folgenden Tag ging die Schmidin zum Taglohn auf die Aecker am Aaufer, wie sie das seit des Mannes Tode tat, stärker und an die Landarbeit besser gewohnt als die Tochter, die die Haushaltung besorgte. Agatha trug ihr zu Mittag, fand zufällig eine Beschäftigung auf dem Ackerland des Bauern, dem die Mutter eben diente und der, an Arbeitshänden knapp, sie nicht loslassen wollte, und es fügte sich deshalb, daß die beiden Frauen am Abend gemeinsam vom Felde heimkehrten. Da schon konnten sie es spüren.

„Aha," sagte die Mutter, als der erste Brenzikoner ohne Gruß an ihnen vorübergegangen war. Merk auf, Tochter, hieß das. Und der kleinen Frau feste Lippen saßen hart aufeinander nachher.

Als sie dann ins Dorf einbogen, fühlten sie die Blicke, die aus allen Häusern auf sie stachen, hörten, wie sie vor und hinter ihnen zischelten.

„Er hat es eilig gehabt, der Pfarrherr," sagte wieder die Alte im grimmigen Ton von vorhin.

Darauf kamen sie an eine Straßenstelle, wo sie den Weg von einer ganzen Schar Dörfler gesperrt fanden. Unwillkürlich zögerten sie. Dann fiel es

ihnen ein: Ei ja, der Schneider Baumli war zurück und hatte seine Frau mitgebracht! Beide mußten eben erst herangezogen sein; denn sie standen über den Lattenzaun des kleinen Vorgartens gelehnt, der dem grünladigen, einstöckigen Steinhause des Schneiders das fast schmucke Aussehen gab und es herausputzte, als ob kein einziger der vier schweren Schuldbriefe darauf hafteten, die dem Baumli Martini immer zu einer Art Jüngsten Gerichtes machten. Der Schneider war wie ein blühender Baum anzusehen. Er leuchtete. Dabei wuchs er sichtbarlich vor Stolz, und sein Anzug glänzte lenzlich. Lächelnd winkte er immer wieder einen andern Bekannten heran. „Das ist sie jetzt," sagte er jedem und nickte seitwärts nach der Frau. Wenn er dann sah, wie der andre die Augen aufriß, schmunzelte er; aber blitzähnlich fuhr unmittelbar nachher ein scharfer Blick aus den kleinen Augen umher und suchte und spähte in allen Gesichtern, als müßte er die Gedanken wissen, die hinter den braunen Stirnen saßen.

Die Dörfler schauten neugierig auf Baumlis Frau, einmal weil es in Brenzikon überhaupt wenig Neues zu sehen gab, zum zweiten, weil die Frau wirklich sehenswert war. Sie tat, wie wenn sie schon alle kennte, hatte ein emsiges Mundstück und berichtete den ihr gerne zuhörenden Dörflern von der Hochzeit, der Herreise und wie sie den Haushalt zu führen gedenke, so offenherzig, daß den andern ganz warm ums Herz wurde ob so viel Vertraulichkeit. Im übrigen war sie ein mittelgroßes, gut gewachsenes, nicht mehr ganz junges Weib mit schwerem, hochaufgestecktem, kohlschwarzem Haar und zu diesem und

den langbewimperten dunkeln Augen in schönem Gegensatz stehender, fast blendend bleicher Hautfarbe. Die Augen wußte sie wohl zu brauchen. Der Johannes Gretener, der Schreinergesell, mit dem offenen Gesicht und dem ganz jungen, blonden Schnurrbart, wurde plötzlich über und über rot, als die Frau Baumli ihn anblickte, und wußte doch nachher nicht, warum ihm das Herz noch lange nachpopperte, als sie schon längst die Augen wieder aus den seinen genommen hatte.

Die Agatha und ihre Mutter ersahen inzwischen in dem Menschenkeil einen schmalen Durchweg und schickten sich an, eine hinter der andern, hindurchzuschreiten. Da erst wurden die Brenzikoner auf sie aufmerksam. Die ersten traten beiseite. Dann hustete einer im Haufen, und alle Köpfe fuhren herum. Blicke wurden ausgetauscht. Ein junger Lausbub verstellte den zwei Frauen den Weg und wies der Schmidin die Zunge, als sie ihn nicht just sanft beiseiteschob. Am Ende gelangten die beiden doch nach ihrer Gasse, aber sie fühlten, wie alle Blicke ihnen folgten. In der Tat vergalten jetzt die in der Gasse die Vertraulichkeit der Schneiderin mit Zinsen, standen nah am Hag und packten dem neugebackenen Ehepaar die Nachricht aus, daß die Junge, die da eben vorbeigegangen, das Dorf verschimpfiere, daß die — ja —

Die Weiber, die eben das Wort führten, verstummten aus Zartgefühl. Ein groblachter Mann redete den Satz breit zu Ende, den sie angefangen. Mit einem Kinde ginge sie, die da, die Ledige! Pfui Teufel!

Die Schneiderin legte den wohlgeformten Arm ein wenig mehr über den Hag hinaus; die Brenzikoner konnten dabei den schönen Glanz ihres schwarzen Seidenkleides bewundern. Die Nachricht interessierte sie sichtlich. „So — so — so," sagte sie und lachte laut. Die Umstehenden wußten nicht recht, was sie aus dem Lachen machen sollten. Als die Schneiderin so lachte, gewann ihr hübsches Gesicht mit der kleinen kecken Nase einen Ausdruck, als lachte sie über das Dorf geradeso viel wie über die Agatha. Aber nachher gaben sich die Brenzikoner Mühe und deuteten das Lachen als Entrüstungsausbruch gegen die Sünderin, dies um so mehr, als auch Baumli sich heranmachte und ein paar Kraftworte hinwarf. „Das — das Frauenzimmer! Der Ausbund! Ausweisen sollte man sie, sollte man!"

Seine Frau zog indessen ihre Mundwinkel wieder zusammen und begann den Dörflern beizustimmen, die erregt durcheinander sprachen. Das und das und das! Alles von der Agatha. Die Eifrigen lüpften Köpfe und Schultern immer höher, standen bald jeder wie auf einem Sockel und stellten jeder für sich sein Denkmal der Ehrbarkeit vor. Jesus, waren die alle brav, die Brenzikoner!

Wer weiß, wie lange sie noch in der Gasse gestanden und gelästert hätten, aber der Pfarrherr kam die Gasse herab. So gingen die Eifrigen aus Respekt vor dem Hochwürdigen auseinander. Nur Baumli hielt seine Frau im Garten noch fest, buckelte dem Hochwürdigen entgegen und führte ihm sein seidenrauschendes Gespons zu. „Das ist sie, Herr Pfarrer, das ist sie," stellte er vor wie bei den andern.

Drittes Kapitel

Es war sicher, daß die Brenzikoner lange nicht mehr und vielleicht noch nie so viel Stoff zum Reden gehabt hatten wie jetzt. Die Geschichte vom traurigen Niedergang der Agatha Schmid und die andre vom schönen Aufgang des in die Ehe getretenen Schneiders wollten immer und immer noch nicht breit genug geschlagen sein. Den zwei Weibern in der Taglöhnerhütte ging es, wie die Schmidin prophezeit hatte: sie bekamen harte Tage. In der Gasse wiesen sie mit Fingern auf sie, die Männer drehten ihnen den Rücken, die Weiber hoben die Nasen hoch in die Luft, wenn sie ihnen begegneten. Der Pfarrherr ließ durch seine Köchin sagen: Besser sei es, wenn sie das In-die-Kirche-Kommen unterließen. Der Bäcker gab nur noch aus Gnade und Barmherzigkeit um ihr gutes Geld sein schlechtes Schwarzbrot her. Sicher würde auch keiner mehr der Schmidin Arbeit gegeben haben, wenn nicht derzeit ein so großer Mangel an Schaffern im Land gewesen wäre. Und trotz alledem wollte die Taglöhnerin vom Fortziehen nichts wissen, setzte, wenn sie durchs Dorf ging, die Zähne zusammen, als müßte sie Steine beißen, und hieb tapfer durch, was durch mußte. Die Agatha zeigte sich so wenig als möglich, saß viel auf ihrer Bank vor den sechs Krautköpfen, dachte an den Gerold und, je mehr die Tage gingen, auch an etwas andres, das geheimnisvoll in ihr sich regte und sie mit einem neuen, nie gekannten Gefühl

erfüllte, ihr eine merkwürdige Hoffnung und eine große Stärke gab. Nun warf in diesen Tagen auch der Briefträger einen Brief in die Tür. Ob er dabei getan hatte, als ginge ihm selber etwas an seiner hohen postlichen Ehre ab, gleichviel, der Agatha stieg die Freude heiß ins Gesicht, als sie den Brief zusammenlas. Er war von Gerold. Er hätte eine wohlbezahlte Stelle als Vorknecht auf einer Farm — und — nur verschnaufen wolle er den Meister erst lassen; dann ließe es sich ganz bestimmt machen, daß sie in einigen Monaten nachkäme. Des Vaters Sparheft decke wohl die Ueberfahrt und dergleichen mehr. Da leuchtete die Sonne der Agatha in die Stube, obwohl eben ein Regentag war.

Ebensoviel wie die Agatha gab aber, wie gesagt, die Schneiderin dem Dorfe zu schaffen. Wer sie noch nicht gesehen hatte, ging so oft an Baumlis Haus vorüber, bis er sie sah, und die Meinungen, woher sie stamme, was sie bis jetzt getrieben habe, ob sie vermöglich oder arm, von gutem Hause oder von der Straße sei, wurden hundertmal hin und her erwogen, gedreht und durchgesiebt, bis das Endergebnis herauskam, daß eine so fromme Frau allemal auch nur eine hocherbauliche Vergangenheit und Herkunft haben könne. Der Lorenz Keller, der im Rat saß, einmal über Land ging und mit der Nachricht wiederkam, er hätte gehört, des Schneiders Frau sei in einer Schenke im Welschen Kellnerin gewesen, wurde darum auch ausgelacht, daß er so leichtgläubig sei. Denn eine fromme Frau hatte sich der Schneider sicher geholt. Sie fehlte nie an seiner Seite, wenn er zur Kirche ging. Der Pfarr-

herr tat ihr schon nach wenigen Wochen die Ehre, sie nach dem Gottesdienst im Gespräch festzuhalten und nickte ihr seither gewogen zu, wo immer er ihr begegnete. Die Frauen von Brenzikon sahen die Frömmigkeit der Schneiderin und rühmten die Zucht, mit der die letztere in ihrem Schwarzseidenen auf dem Kirchweg dahinschritt. Heimlich wären sie gern neidisch geworden und hätten über die Fremde geschimpft, deren Putz sie innerlich aus dem Gleichgewicht brachte, aber der Neid und das Schimpfen vertrug sich nicht mit den Ueberlieferungen des Dorfes, so nahmen sie sich zusammen. Auch die Männer schielten nach Baumlis Frau. Das Schwarzseidene interessierte sie weniger als die Knappheit, mit der es der Schneiderin an Busen und Armen saß. Und nach und nach erlebte jeder einmal, was am ersten Tag der Schreinergesell Johannes Gretener erlebt hatte, daß er einem Blick der Schneiderin begegnete und davon Herzpoppern bekam. Die hatte ganz andre Augen im Kopf als die Brenzikonerinnen. Es wurde einem heiß, wenn man hineinsah. Die Männer wurden aber darum nicht neidisch oder kamen in Versuchung zu schimpfen wie ihre Frauen, ertrugen vielmehr mit Würde das Schicksal, das in die Gemeinde den heißen Blick gebracht hatte, ja riskierten etwa auch ein zweites und mehreres Mal tapfer, dem zu begegnen.

Alleweil ging indessen die Zeit. In die Hütte der Taglöhnerweiber brachte eine Nacht einen kleinen Menschen. Die Schmidin hatte die Hebamme holen wollen, aber die Hebamme kam nicht, ließ sich verleugnen, obwohl sie daheim war. Wie konnte eine

so fromme Hebamme einem so unfrommen Kinde zur Welt helfen! Da biß die Schmidin die Zähne zusammen, wie sie schon oft getan hatte, stand der Tochter in ihrer Stunde selber bei, und Mutter und Kind waren nachher nicht schlechter daran, obschon die Schmidin kein Patent besaß. Die Brenzikoner merkten zwei Tage lang die Bevölkerungsvermehrung gar nicht. Dann ging die Schmidin zum Zivilstandesbeamten ihre Anzeige machen. So kam es natürlich aus. Eine Weile schritten die Dörfler wie mit einem Stecken im Rücken umher. Allmählich aber gab sich die Entrüstung wieder, und die zwei Frauen konnten des Gerolds Kind ohne weitere Behelligung über seine ersten Tage bringen. Die Agatha schrieb noch im Bett und mit Bleistift einen Brief an den Vater, daß er da sei, der Bub, und daß sie ihn Gerold taufen würden, sobald es dem Pfarrherrn genehm sei, was noch anstehe, weil — und so weiter.

In diesen Tagen hatte ein Gläubiger des verschuldeten Schneiders Baumli die Ueberraschung, daß dieser ihm eine Schuld, deretwegen er ihn schon oft und oft gemahnt, zurückzahlte. Das war etwas so Außergewöhnliches, daß jener die Freude nicht für sich behalten konnte, sondern das halbe Dorf daran teilnehmen ließ. Dadurch wurden die Brenzikoner erst darauf aufmerksam, daß der Schneider, bei dem früher nur ein paar arme Schattenhalbbauern arbeiten und vielleicht Hindermann, der Säger, und der Fuhrhalter Kunz hier und da einen alten Rock flicken ließen, plötzlich alle Hände voll zu tun hatte.

„Bei dem geht es aus und ein wie in einem

Taubenschlag," sagten des Schneiders Nachbarn, sahen den reichen Säger kommen, der bisher seine neuen Kleider immer aus der Stadt bezogen hatte, und den schweren Fuhrhalter und Zemp, den Hauptmann, und wenn sie aus dem Hause traten, war nicht nur Baumli da, sie mit Knicksen und schönen Worten hinauszukomplimentieren, sondern es ließ auch seine immer gar wohl zurechtgemachte Frau es sich nicht nehmen, den Kunden Ehre anzutun. Diese erwiesen ihr eine mächtige Höflichkeit. Hindermann stand immer eine ganze Weile, den kahlen Schädel entblößt, da, wenn er Ade sagte, und schüttelte der Frau Baumli wie einer alten Bekannten die Hand, der Fuhrhalter schwitzte vor Freundlichkeit, und Zemp zog ein ums andre Mal seine kurze Gestalt in die Höhe, als läge ihm daran, in den Augen der Schneidersfrau besonders stattlich auszusehen.

Bald war Baumlis Ruhm in aller Munde. Die Brenzikoner hatten sein Talent entdeckt und hoben an zu prahlen: keine Gemeinde im Land hätte einen Schneider wie sie. Dabei waren sie gerecht genug, der Frau das Verdienst an Baumlis Emporkommen zu lassen. „Die hat es verstanden, ihm Kunden ins Haus zu ziehen!" sagten sie und freuten sich nachher um so mehr an dem freundlichen und vertraulichen Wesen der Schneiderin, einem Wesen, das, wo sie auf der Straße sich zeigte, immer sonniger ins Blühen kam. Und immer noch vergaß Baumli trotz aller Arbeit seine Christenpflicht nicht, war immer noch in Begleitung seiner Hälfte der Fleißigsten einer in des Hochwürdigen Predigt.

Dadurch stiegen beide erst in der Achtung ihrer Mitbürger. So sehr rückte der Schneider in die Honoratiorenreihe hinauf, daß er sich im vornehmsten Wirtshaus, dem „Adler“, mit Hindermann, Zemp und Kunz und andern Größen zum Jaß setzen konnte wie mit seinesgleichen.

Während so des Schneiders Stern stieg und in nie geahnter Helle glänzte, schien der der zwei Taglöhnerweiber trüb wie ein Oellicht. Die zwei hatten in dem ehrbaren Ort ein Höllenleben. Ja, beim Strahl, du und du begehrst auch auf, wenn dir einer einen Fleck auf deine blendend weiße Wäsche macht! Die Brenzikoner besaßen neben all ihren Tugenden auch Mitleid, aber sie konnten diese kostbare Eigenschaft doch nicht an so unwürdige Gegenstände wie die Schmidin und ihre Tochter verschwenden! So gab es sich eben, daß die Agatha ihr Kind nicht taufen lassen konnte, daß die Nachtbuben ihr zwei Fenster einwarfen, sie und die Mutter kein freundliches Gesicht mehr zu sehen bekamen, und daß der Hauptmann und Gemeindevorsteher Zemp, dem das Wohl und die Reinheit seines Dorfes besonders am Herzen liegen mußte, einmal, als die Agatha ihr Kleines in der Sonne eines schönen Tages außer Dorf spazieren tragen wollte, dieser den Weg vertrat, sich aufrichtete, bis der dünne Hals ein ganz Stück aus dem Kragen ragte, und, das eine nicht gläserne Auge gefährlich rollend, ihr zu Gemüte führte, sie möge doch das Aergernis endlich erkennen und den adligen Dorfstaub für immer von den unwürdigen Schuhen schütteln. So überwältigend wirkte die sprudelnde

Rede und die ragende Würde des kleinen gemeindlichen Herrn, daß die Agatha ihr Kindlein an sich drückte, sich umwendete und niedergeschmettert nach Hause schlich. Hier fand sie die Mutter, als sie abends vom Taglohn heimkam. Unter der kleinen roten Deckenlampe am tannenen Tisch saßen die zwei Frauen, das Kind in seinem Korbbett zwischen sich, an diesem Abend lange beisammen. Die Holzladen der kleinen Stube waren fest zugezogen, den Scheiben zum Schutz, falls die Nachtbuben kommen sollten, und anfänglich saßen sie stumm da, ängstlich hinauslauschend, ob der Abend nicht wieder irgendwelche Störung bringen werde. Dann kamen sie langsam auf das Gespräch zurück, das sich bei der Heimkehr der Schmidin über das Gebaren Zemps angesponnen hatte. Agatha richtete sich aus der vornübergebückten Stellung, in der sie dagesessen hatte, ein wenig auf, sah die Mutter fast furchtsam an und fragte, während ihr die Backen brannten, mit leiser Stimme: „Ist das denn so schlecht, Mutter, was geschehen ist?"

In der einen Frage lag die ganze Unschuld und Unerfahrenheit ihres Wesens.

Die alte Frau legte beide dürren Arme auf den Tisch, das sonderbar dichte und krause graue Haar schien im Schein der Lampe weißer als sonst. „Schlecht?" machte sie sinnend und in ihrem knappen Ton, „gesagt habe ich dir's und mehr als einmal, es ist etwas, was nicht sein soll! Und wenn ich ihn nicht kennte, den Gerold, und dich nicht, so würde ich euch jetzt danken für das, was ihr eingebrockt habt und ich mit ausessen muß."

Ihr Ton war rauher geworden unter den Worten. Die Agatha sah auf und wurde bleich. Sie wollte reden, aber die Mutter kam ihr zuvor. „Laß nur," sagte sie auf einmal ganz ruhig, beugte sich über das Kind und nickte ihm tändelnd zu: „Du — du — du!" Weil die Tochter zu groß war, als daß sie hätte zärtlich zu ihr sein können, gab sie die Zärtlichkeit, die in diesem Augenblick in ihr nach Ausdruck drängte, dem Enkelkinde, tat das völlig unbewußt, in einer Art Instinkt, einer Feinheit des Herzens, die armes Volk manchmal so gut hat wie die Hochstehenden, die die Feinheit meinen gepachtet zu haben. „Ich kenne dich," fuhr sie dann in ihrem trockenen Ton gegen Agatha weiter, „aber ich kann eben nicht im Dorf zu jedem hinlaufen und sagen, wie ich dich kenne."

Als sie so mehr, als ihre Art sonst war, gesprochen hatte, blieb es eine Weile still; dann seufzte das Mädchen. „Wenn er nur bald schriebe, der Gerold! Er kann ihn doch lange haben, meinen Brief."

„Er wird schon schreiben," tröstete die Alte und stand auf, eine Arbeit zu tun.

Die Agatha aber blieb in sich versunken sitzen. Die Farbe in ihrem Gesicht kam und ging. Die Verachtung der Dorfgenossen hatte sie geweckt, und trotz der gutmütig-beruhigenden Worte der Mutter bedrängte sie das Gefühl der Schande. Da regte sich das Kleine und wollte gestillt sein. Sie nahm es auf und legte es an die Brust, und während es sich schmatzend ergötzte, kam plötzlich wieder jenes Empfinden über sie, das so machtvoll und stark war,

daß es das Gefühl der Schande erwürgte, die Liebe zum Kinde. So gewaltig begann diese in ihr zu drängen, daß sie, als das Kleine gesättigt war, auf ihrem Sitz nicht Ruhe hatte, sondern auf ruhigem Arm ihn tragend, mit dem Knaben in der Stube auf und nieder zu schreiten begann. Ihre Brust wogte wie nach einem heftigen Streit. Ihre Augen leuchteten aus dem bleichen Gesicht und sahen die Stubenwände nicht, sahen in irgendeine große Ferne. Dem Gerold hatte sie das Kind geschenkt! An dem und dem Kleinen wollte sie es auswetzen, was sie nicht recht getan hatte! Das Kind sollte merken, daß es trotz allem eine brave Mutter hatte! So gewann eine tiefinnere Wackerkeit, die in dem Mädchen war, Gewalt über alle Gedrücktheit. Die biegsame Gestalt im schwarzen Kleide streckte sich unwillkürlich, und eine seltsame Lauterkeit und Würde war an dem jungen Weibe, während es noch immer langsam auf und nieder schritt.

Viertes Kapitel

Wochen vergingen inzwischen wieder. Der Pfarrherr ging am Hause des Schneiders Baumli vorüber, wollte vorübergehen, aber der Schneider und seine Ehefrau kamen aus der Tür gestürzt.

„Guten Tag, hochwürdiger Herr!“

„Guten Tag,“ gab der Pfarrer gutgelaunt den Gruß zurück und blieb stehen, als die beiden an den Gartenhag traten. Es war in der Art des Schneiderehepaares etwas von dem blinden Eifer der dem

Hirten nachspringenden Schafe. Etwas Rührendes schien dem Geistlichen in dieser heißen Frommheit zu liegen, und er war Mensch genug, zugleich sich selber innerlich davon erhoben zu fühlen, kam die Tugend seiner Gemeinde doch von seinen spendenden Händen.

Wo er hinaus wolle? Ob er sich ergehen wolle ein wenig? fragten mit zwei süßen Stimmen und in einem Atem der Schneider und die Seine. Die Frau wartete aber die Antwort nicht ab, sondern bemächtigte sich geschickt des Gesprächsfadens und lenkte ihn, wie sie wollte: Wie sie glücklich sei in diesem Brenzikon! Die Menschen alle so recht! Und der Ort so schön! Und — und die Erbauung am Sonntag in der Kirche so — so wie sie sie nirgends gefunden! Und die Predigt — sie wolle doch nicht schmeicheln, aber sagen müsse sie es einmal dem hochwürdigen Herrn, nie ohne Tränen könne sie ihn hören! So floß ihr die Rede vom Munde in einer klugen und eindrucksvollen Schlichtheit, daß dem Pfarrherrn — er mochte wollen oder nicht — ganz warm ums Herz wurde. Er trat einen Schritt näher an den Hag heran, so daß seine stattliche schwarze Gestalt die Latten streifte, und griff mit dem Arm in den Garten hinein. Seine weiße, volle Hand tätschelte die Schneiderin auf die Schulter, sie gutmütig mahnend, nicht mehr zu sagen, als seine Bescheidenheit ertragen könne. Dabei glitt die Hand nachher unwillkürlich, aber nicht ohne Wohlgefallen über den vollen Arm, und sie schlug plötzlich die Augen zu ihm auf. Es war ja gewiß, daß die fromme Frau ihn nur so inbrünstig ansah, weil sie

das gleiche den Bildern der lieben Heiligen und der Mutter Maria in der Kirche tat; aber der Hochwürdige zog doch fast rasch den Arm zurück. Ein leises Rot stieg in seine rasierten Backen, und seine Stirn bekam Falten. Er wendete sich, die Schneiderin übersehend, zu Baumli, fragte ihn nach Geschäft und Ergehen und machte sich bald wieder auf den Weg, wobei der Abschied nicht ganz so warm ausfiel als die Begrüßung, obwohl der Schneider das nicht merkte, und seine Frau, wenn sie es empfand, es sich nicht merken ließ.

Keiner zu Brenzikon hätte aber geahnt, daß ihr Seelenhirte, der, die Hände auf dem Rücken, langsam bergab stieg, in seinem Talar mit der breiten Schärpe und dem Barett ein stattlicher und würdiger Herr, etwas von dem Herzklopfen in sich hatte, das nun einmal wie eine Krankheit in einen fuhr, wenn die Schneiderin einen anschaute, so anschaute. Der Hochwürdige dehnte seinen Gang nicht weit aus. Mit fast zornigen Schritten ging er auf dem jenseitigen Weg nach seinem Hause zurück, ein Unbehagen in sich, wie er es nie gespürt hatte, und erbittert, daß er dieses Unbehagens nicht auf das erste Wollen Herr wurde. Als er in seine Studierstube treten wollte, ließ seine Haushälterin, eine alte behäbige Person, ihn wissen, daß die Frau des Fuhrhalters Kunz seiner warte.

*

Ein Lüftchen säuselte über den Brenzikoner Hügel hin, so sonderbar wie der Föhn in seinen Anfängen. Jetzt raunte es am Eingang des Dorfes, jetzt um das Haus, jetzt um jenes, am allermeisten zischelte

das Windlein in der Nachbarschaft des Schneiderhauses. Die Brenzikoner spitzten die Ohren, die frommen Gesichter wurden erst lang, dann färbten sie sich rot. Was das ein sonderbares Säuseln war! Was? Die Kunzin beim Pfarrherrn? Verklagt — die Schneiderin? — Nein, nein, dummes Zeug! Wie? Daß sie ihr den Mann abspenstig gemacht? Das Windlein lief weiter, ein wenig kecker schon und ein wenig lauter. Was? Wie? der Hindermann, der Herr, der feine? hahaha! Nein! Nein! dummes Zeug! Und der Zemp! Und — was — der — und der! — Nun war der Wind schon ein regelrechter Sturm. Die Brenzikoner liefen vom Tagewerk weg und hörten zu, wie er wuchs und wuchs und tobte und schrien selber mit hinein, die Weiber am lautesten. Der Pfarrherr habe einen unbändigen Zorn! Keine Ruhe werde er geben, bis die Schneiderin hingegangen, wo sie hergekommen. Der Rat sitze schon in Sachen! Aber bös eingetunkt sei der und der und der!

Das ganze Dorf war in Aufruhr, denn die Entrüstung schreit am lautesten, wenn sie nicht echt ist oder etwas zu bemänteln hat. Die Weiber kannten sich selber kaum mehr. Sie standen in den Straßen und fuchtelten und fausteten. Ja, die Männer, die Männer! Und dieses Weiberwesen, das aufgeputzte, scheinheilige, die Schneiderin! Und der Baumli, der Fuchs! Als ob der nicht lange schon Bescheid gewußt hätte!

Zwei Abende später, als schon die Lichter in den Brenzikoner Häusern brannten und ihre roten Scheiben blinder waren als die hellen am Tag,

verschwand die Schneiderin dorfaus ins Tal. Der Landjäger sei hinter ihr gegangen, berichteten zwei Burschen, die trotz aller Heimlichkeit sie gesehen hatten. Ausgewiesen habe sie der Rat!

An diesem Abend packten die zwei Frauen in der Taglöhnerhütte der Agatha letzte Habseligkeiten ein. Zwei Kisten standen herum. Die wollte morgen der Fuhrhalter Kunz zur nächsten Bahnstation führen lassen. Der Fuhrhalter war wider Erwarten freundlich gewesen, als die Schmidin ihn um den Gefallen gebeten hatte. Und morgen wollte die Agatha mitsamt dem Kinde fort — fort nach Amerika. Der Gerold hatte geschrieben, einen närrisch freudigen und rührenden Brief, des Kindes wegen — und daß sie nun keinen Augenblick warten dürfte, daß er doch seine Pflicht an ihr tun wolle. So möchte sie kommen.

Am folgenden Morgen stand die Agatha gerüstet, das schwarze Sonntagskleid hatte sie an, den gleichfarbigen Hut auf, und das Kind, warm gewickelt, trug sie im Arm. Die Mutter wollte ihr das Geleit geben bis zur Eisenbahn. So trug auch sie Sonntagsstaat und das Zipfeltuch um den grauen Kopf.

Der Morgen war nicht klar. Der nebelverhangene Himmel hatte keine Sonne. Aber die Agatha stand gerade und fest in der Tür und sagte der kleinen Hütte Ade, in der sie zeit ihres Lebens gehaust hatte. Als der Abschied sie bedrängen wollte, drückte sie das Kind fester an sich und war wieder gefaßt und still. Ehe sie den Dorfweg betrat, sah sie sich nach der Mutter um. „Meint Ihr,“ fragte sie, „werden

sie uns foppen?" Sie wußten, wie die Schneiderin verwiesen worden.

„Sie sollen," sagte die Alte.

‚Sie sollen,' dachte die Agatha, und ihr Herz schlug in großen, ruhigen Schlägen, während sie das Kind in ihrem Arm liegen fühlte. Es war, als sei ihre Gestalt höher und schmiegsamer geworden, eine schlichte Kraft lag in ihrer Haltung. Sie hatte einen weiten Weg vor sich, einen, der nicht leicht war für eine, die nie aus ihren vier Wänden gekommen. Aber sie schaute hell vor sich hin. Was willst? war eine Empfindung in ihr. Nichts als recht tun, daß das Kleine da eine Mutter hat! So schritt sie ins Dorf, senkte den Blick nicht. Hinter ihr trottete mit ihren kurzen trotzigen Schritten die kleine Alte.

Aber die Brenzikoner spotteten nicht, schalten nicht, lachten nicht, waren mürbe, saßen auf niedereren Stühlen als sonst, seit — seit es unter den Besten und Frömmsten so — so gemenschelt hatte.



Wilhelm Schussen

Vinzenz Faulhaber. Ein Schelmenroman.

2. Auflage. Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Dr. Gustav Zieler im **Hamburg. Correspondent:** „Das ist einer, der seinen Weg machen wird. In diesem Schwaben erwächst uns, wenn wir recht sehen, ein echter Humorist. Einer, dem die Schwere des Lebens nicht den Mut zum Lächeln geraubt hat. Noch ist der Dichter nicht auf der Höhe, aber sein Weg führt doch sicher hinauf zum Gipfel, und wir dürfen ihn begrüßen als einen neuen Dichter."

Meine Steinauer. Eine Heimatgeschichte.

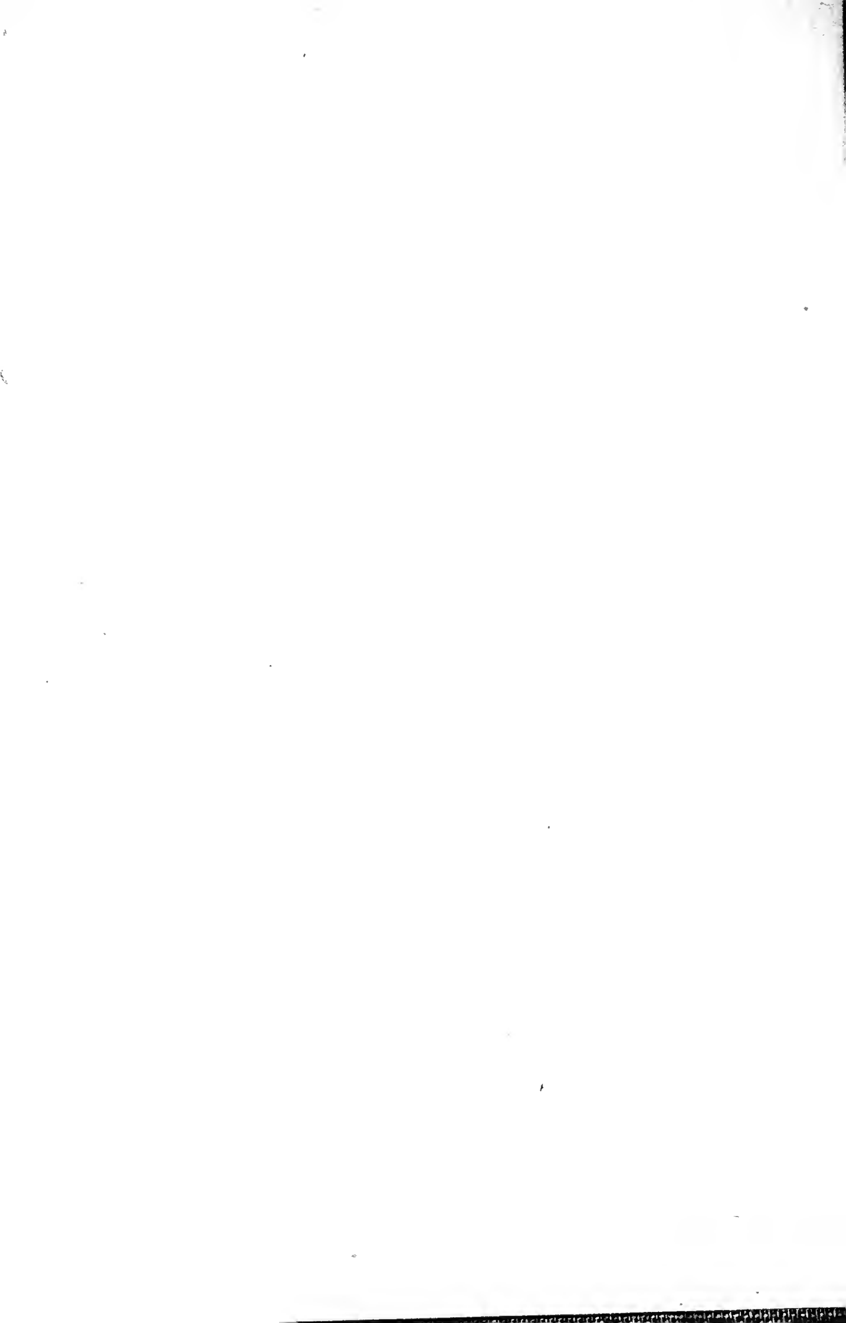
2. Auflage. Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Rudolf Herzog in den **Berliner Neuesten Nachrichten:** „Der junge schwäbische Poet ist ein ganzer Mann. Wie die Menschen, so schildert Schussen die Landschaft: schlicht, echt und tief, und alles in wenigen markanten Strichen, die uns das Bild fest und unverrückbar vor Augen führen. Ich freue mich, daß solche Bücher geschrieben werden, und hoffe, daß sich bald viele mit mir freuen."

Johann Jakob Schäufeles philosophische Kuckuckseier.

Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Richard Wenz-Enzio in der **Rhein.-Westfäl. Zeitung, Essen:** „Aus diesem Buche lächelt das Gesicht eines Menschen, der den tiefsten Sinn des Lebens erkannt hat und ihm gerecht zu werden glaubt in einer milden, gemütsinnigen Freude, einer Freude, die das Glück nicht auflodern, das Leid nicht erlöschen läßt. Aller schenkenden Liebe möchte man dies Buch in die Hand geben, damit sie segnen könne. Wer darin gelesen hat, der greift immer wieder danach. Ein Buch der Lebenskunst, dessen Preis man nicht sagen möchte, weil man ihn sonst wohl für minderwertige Surrogate zahlt."



EN

T